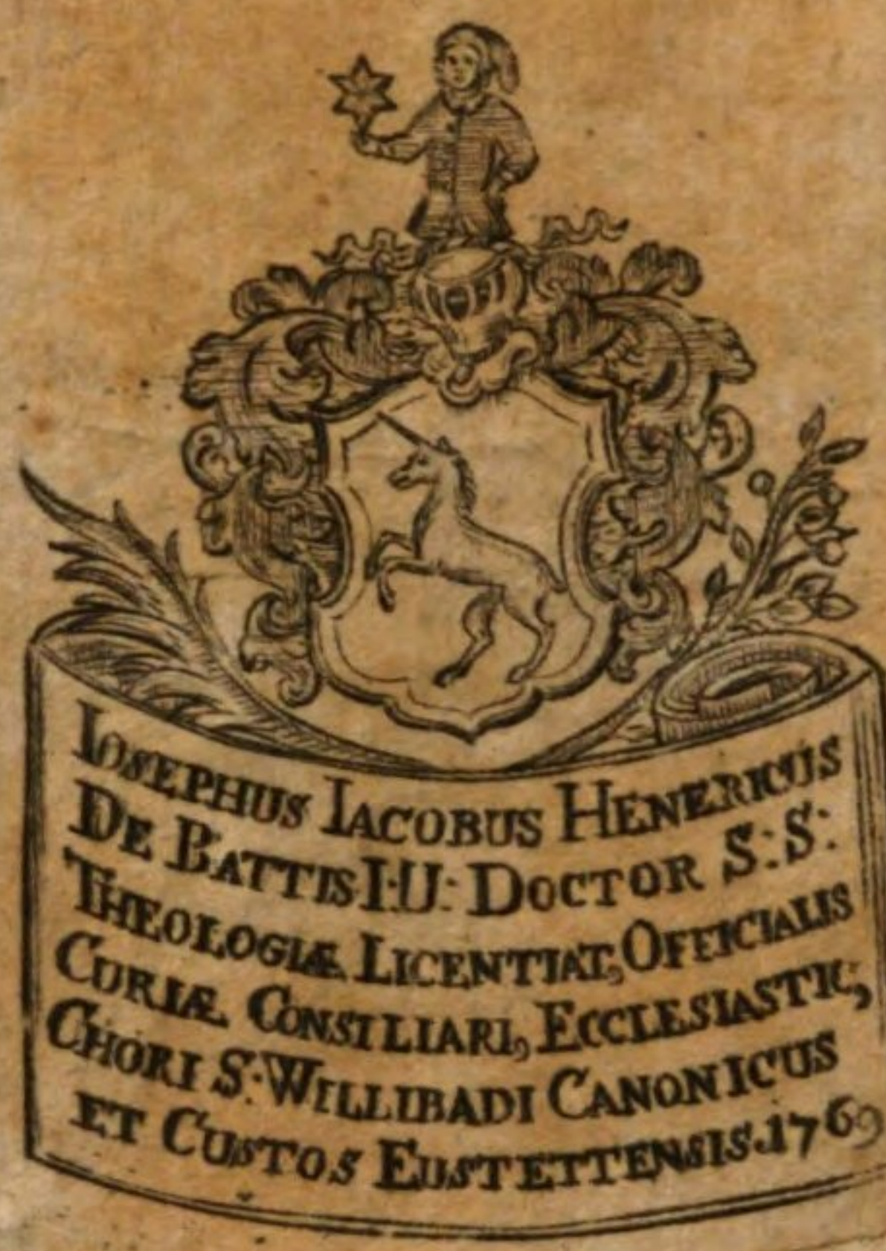
N. I. grossoctav. N. c. d. p. 5.

D. E. 185 fol: 49/5



LD 2138

Des

Herrn Nikolas Dietrich Giseke

Poetische Werke,

Herausgegeben

von

Carl Christian Gärtner,

Professor der Sittenlehre und der Redekunst an dem herzoglichen Collegio Carolino zu Braunschweig.

Mit gnädigster Freyheit.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Braunschweig,

im Verlag der Fürstlichen Waisenhaus-Buchhandlung

1767.

Vorrede.

Obgleich der Name des Verfassers dieser Werke, wegen seiner poetischen Talente, wegen seiner Stärke in der geistlichen Beredsamkeit, und wegen der mit Ruhm bekleideten ansehnlichen Aemter in unsrer Kirche, nichts weniger als unbekannt ist: so hoffe ich doch vielen Lesern nicht misfällig zu seyn, wenn ich die wichtigsten Umstände seines Lebens anführe.

Herr Nikolas Dietrich Giseke ist den 2ten April 1724. zu Günz, einer königlichen Freystadt in Niederungarn, gebohren. Seine Aeltern waren Herr Paul Giseke, deutscher lutherischer Prediger der Gespannschaft Eisenburg, und Frau Katharina, gebohrne Kramerinn. Sein verehrungswürdiger Vater war von einer schwächlichen Gesundheit. Er starb in seinem 37sten Jahre, und hinterließ seine Wittwe mit zwey Kindern, die von fünfen noch lebten, einer Tochter und unserm Dichter, der bey diesem Verluste 17 Tage alt war. Wie sehr er ihn nach der Zeit empfunden, und wie oft und wehmüthig er desselben erwähnt

wähnt hat, das wissen die, in deren Umgange er sein ganzes Herz offen zeigte. Ich kann mich nicht enthalten, ihn selbst hierüber reden zu lassen:

*) Freund, ich habe niemals die süssen Freuden empfunden,
Die ein Vater uns giebt.
Ach, ich habe den nicht, von dem ich abstamm', umarmet,
Niemals Vater gesagt.
Also wollte des Schicksals Gesetz. Er starb unter Fremden,
Als er kaum mich gesehn.
Ich verstand es noch nicht, als er mich seegnend umfaßte,
Und ich dankt' ihm auch nicht.
Fern, ach ferne von mir, liegt er, und auch fern von der Gattinn,
Und ich weis nicht sein Grab.
Und sein Grabmahl soll ich mit keinen Thränen benetzen,
Wie ein Sohn sie vergießt.

Die verlaßne Wittwe konnte sich nicht christlicher trösten, als das sie den Vorsatz faßte, ihre Sorg-

*) Siehe die 170. Seite.

Sorgfalt für die Erziehung ihrer Kinder zu verdoppeln. Zur Erreichung dieser Absicht begab Sie sich, bald nach dem Absterben ihres Gatten, zu ihren Verwandten nach Hamburg. Ihren mütterlichen Lehren und ihrem frommen Beyspiele verdankte unser Dichter die ersten Grundsätze, die ihn in der Folge zu einem so rechtschaffnen Mann machten, daß seine großen Fähigkeiten zu allen nützlichen Wissenschaften immer sein geringstes Verdienst blieben. Auch diese treue Führerinn seiner Kindheit und ersten Jugend verlohr er, ehe sie die Früchte ihrer edeln Sorgen in ihrer vollen Reife sah. Er klagt darüber:

*) — auch die ist dahin, die mich mit Seufzern und
Thränen
Dir, o Tugend, erzog,
Und ich hab ihr doch nicht nur Eine der Thränen vergolten,
Einen Seufzer belohnt!
Oft gedenk' ich an sie. Dann sinkt in betäubende
Wehmuth
Meine Seele dahin;
Dann vergeß' ich, wozu mir meine zärtliche Muse
Eine Laute geschenkt!

*) Siehe die 171. Seite.

Hamburg, das seine Vorzüge auch der Aufmunterungen wegen verdient, auf welche Talente zu Künsten und Wissenschaften, in diesem Sitze des Segens und der Freyheit, sicher rechnen können, ersetzte bey der Erziehung unsers hoffnungsvollen Gisekens alles das vollkommen, was ihm das Glück, vermuthlich zum Vortheile seiner natürlichen Gaben, nicht gegeben hatte. Dieß geschah, wie er oft gegen seine Freunde rühmte, mit einer so edeln Art, daß er dabey den ganzen Muth behalten konnte, der seinen Fleiß im Studiren beseelte, und der selbst seiner Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter den wahren Werth gab. In dieser Stadt legte er, durch den Unterricht solcher Lehrer, die meines Lobes nicht bedürfen, den Grund in den nützlichen Sprachen, Künsten und Wissenschaften. Hier erwarb er sich, seiner Jugend ohngeachtet, durch seinen liebenswürdigen Charakter, die Freundschaft vieler, die seine Gönner waren, und ihn doch zu sehr kannten, als daß sie bloß seine Gönner hätten seyn sollen; die Freundschaft eines Brockes, eines Hagedorns, und andrer würdigen Männer, deren Namen ich aus Hochachtung gegen ihre Bescheidenheit verschweige, weil sie noch leben, und durch ihre Aufführung gegen die hinterlassene Familie des Seligen beweisen, daß sie auch Freunde der Verstorbnen seyn können.

Der

Der Umgang, den unser Dichter mit solchen Männern hatte, wird mich vor dem Vorwurfe einer parteyischen Freundschaft sichern, wenn ich sage, daß er im 1745sten Jahre so viel Erkenntnisse, Geschmack und Sitten mit nach Leipzig brachte, als wenig Studirende von Akademien mit hinweg nehmen. Bey einem so lehrbegierigen Geiste, als der seinige war, mußten ihn selbst diese Vorzüge antreiben, seinen Verstand, durch einen anhaltenden Fleiß, immer mehr zu bereichern, und sich in dem Charakter zu befestigen, der ihm die Aufmerksamkeit aller derer zuzog, für welche auch bescheidne Verdienste nicht lange unerkannt bleiben. Er legte sich daher unter der Anführung der berühmtesten Männer der damaligen Zeiten, mit allem Eifer auf die theologischen Wissenschaften, deren Umfang und Würde er nie ohne Ehrerbiethung betrachtete, und deren Besitz ihn nachher so wichtiger Aemter würdig machte. Er war in seinen Absichten um so viel glücklicher, da er es für keinen geringen Undank der Lernenden gegen verdienstvolle Lehrer hielt, wenn sie es dabey bewenden ließen, die gehörten Sätze aufzuschreiben, oder aufs höchste sie in ihr Gedächtniß in Verwahrung zu legen, ohne sich, durch eignes Nachdenken, von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Seine Nebenstunden gehörten der Dicht-

kunst und der Freundschaft. Er brachte sie um keine einzige, und seine Werke überheben mich der Mühe, seine Neigung und Fähigkeit zu beyden zu beweisen. Wenn es nöthig wäre, den Werth unsers Dichters, durch Anführung seiner Freunde in verschiednen Ständen, zu heben: so könnte ich hier Namen nennen, gegen welche das Publicum nicht gleichgültig ist. Allein ich bin überzeugt, daß diese Männer, so sehr sie sich auch die Freundschaft eines **Gisekens** zur Ehre rechnen, dennoch mein Stillschweigen in dieser Sache billigen, und sich mit der Anzahl derer begnügen, die von ihrer Vertraulichkeit mit dem Seligen schon unterrichtet sind. Man kann es den Grundsätzen, und dem Geschmacke unsers Dichters zutrauen, daß er wußte, was er sagte, wenn er von seinen Freunden also redete:

*) Ihr Gedächtniß bleibt mir unendlich werther, als
alles,
Dann auch, wenn es mich quält.
Dann auch gäb' ich es nicht für alle Schätze der
Reichen,
Aller Könige Glück.

Gegen

*) Siehe die 174. Seite.

Gegen das Ende des 1748sten Jahres verließ er Leipzig, besuchte seine Verwandten und Freunde in Hamburg, und beschäfftigte sich darauf einige Jahre zu Hannover und Braunschweig als Hofmeister mit der Erziehung einiger jungen Leute aus ansehnlichen Familien. An dem letztern Orte vertraute ihm selbst ein Jerusalem seinen Sohn an.

Im 1753sten Jahre ward er als Prediger nach **Trautenstein**, in der Inspection des **Fürstenthums Blankenburg**, berufen. Er verheirathete sich in eben diesem Jahre mit der Demoiselle **Johanna Katharina Eleonora**, der zweyten Tochter des sel. Herrn **Gottlieb Cruse**, Predigers zu **Gerdau** in dem **Lüneburgischen**.

Als er sein erstes Amt ungefähr ein Jahr unter göttlichem Segen geführt hatte, erhielt er einen Ruf zu der **Oberhofpredigerstelle** des **kayserlichen freyen weltlichen Stifts Quedlinburg.** Da in dieser Würde ein **Kramer** sein Antecessor gewesen war, und da er die Empfehlungen eines Jerusalems und eines **Kramers** an die damals regierende **Abbatissinn, Maria Elisabeth**, als ein rechtschaffner Mann zu rechtfertigen wünschte: so hatte er dabey keine geringen Erwartungen zu

erfüllen. Gott seegnete seine aufrichtigen Bemühungen, und er bewies in der ganzen Zeit, da er dieses ansehnliche Amt bekleidete, daß vorzügliche Geschicklichkeiten, gewissenhafte Treue, und christliche Klugheit nicht bloß Früchte eines reifen Alters sind.

Im 1760sten Jahre ward er von dem Durchlauchtigsten regierenden Fürsten zu Schwarzburg-Sondershausen, Herrn Christian Günther, als Superintendent und Consistorialassessor gnädigst berufen. Dieser Fürst war nebst seinem Durchlauchtigsten Herrn Bruder ehemals eine Zierde des Collegii Carolini gewesen, und hatte bey seinem Aufenthalte in Braunschweig mehr als eine Gelegenheit gehabt, sich von dem Werthe unsers Gisekens, der sich zu eben der Zeit als Hofmeister an diesem Orte aufhielt, zu überzeugen.

Unser Freund entschloß sich zu Annehmung dieses Rufes aus den edelsten Ursachen. Er trat sein wichtiges Amt mit einem Vertrauen auf Gott an, welches ihm nachher alle Arbeiten desselben erleichterte. Drey Jahre lang befestigte er sich, durch seinen unermüdeten Eifer für das Beste der Kirchen und Schulen dieses Landes, in der Gna-

de seines Fürsten, und in der Liebe seiner Gemeine, als er 1763. einen neuen Ruf als Senior nach Frankfurth am Mayn erhielt. Allein die Ueberzeugung, daß er bey dem bereits gewonnenen ihm unschätzbaren Vertrauen seines Landesherrn und seiner Gemeine, auch in seinem bisherigen Amte, nach den Foderungen seines Gewissens, Gott dienen könnte, bewegte ihn, diesen so rühmlichen Ruf mit einer Art auszuschlagen, welche die Hochachtung des Frankfurtischen Magistrats gegen ihn nothwendig vermehren mußte.

Der Durchlauchtigste Fürst würdigte unsern Giseke, ihm sein gnädigstes Wohlgefallen über diesen Entschluß zu bezeugen, und die Freude seiner Gemeine, daß sie diesen rechtschaffnen Lehrer behalten sollten, war so herzlich als allgemein. Wie wenig dachte man, daß man ihn nur noch auf so kurze Zeit besitzen würde!

Zwey Jahre darauf gefiel es Gott, diesen Mann, nach einer Krankheit von einigen Monathen, bey der man sich bisweilen mit der Hoffnung einer gewünschten Besserung geschmeichelt hatte, zu sich zu nehmen.

Ich habe zu viel mit ihm verlohren, als daß ich mich bey diesem traurigen Bilde verweilen könnte.

Er

Er starb den 23. Februar 1765. in einem Alter von 40 Jahren, 10 Monathen und 21 Tagen. Er starb mit der Freudigkeit eines Christen, der sich dem göttlichen Willen gehorsam unterwirft; der ein besseres Leben kennet, als das, woraus ihn Gott abruft; und der so gar seine Gattinn und seine Kinder ruhig verläßt, weil er sie Gott empfohlen hat. Sein Tod war so lehrreich, als sein Leben gewesen war. Den Schmerz seiner Gattinn zu beschreiben, die er mit vier Söhnen und einer Tochter, wovon der älteste eilf Jahr alt war, verließ, ist wider meine Absicht, und über mein Vermögen. Den empfindlichsten Antheil an ihren Thränen nahmen eine verehrungswürdige Tante, und eine zärtliche Schwester zu Hamburg, nebst andern gerührten Verwandten.

Die durchlauchtigste Landesherrschaft bezeugten Ihr gnädigstes Mitleid, durch eine großmüthige Vorsorge für die Verlaßnen, für deren Fortsetzung mir die Kenntniß von dem Herzen eines **Christian Günthers** die heiligste Versicherung ist.

Obgleich niemand besser weis, wie viel mit einem Giseke gestorben ist, als seine Freunde: so waren doch die Wirkungen seines hochachtungswürdigen Charakters von einem so weiten Umfange,

fange, daß ihn seine Vertrauten gewiß nicht allein betrauern.

Die Größe seines Geistes, und die Güte seines Herzens zeigten sich vorzüglich in der gewissenhaften Verwaltung seines Amtes. Er wußte wohl, daß man bey sehr schimmernden Gaben und Vorzügen noch wenig Anspruch auf den Namen eines rechtschaffnen Mannes hat, wenn man bey seinen Amtspflichten nichts weiter thut, als wozu uns die bürgerlichen Gesetze anhalten können. Er gehörte aber auch nicht unter die Gelehrten, welche glauben, ein öffentliches Amt sey eine hinlängliche Entschuldigung, allen fernern Umgang mit den Wissenschaften aufzuheben. Von seiner Beredtsamkeit zeigt die Sammlung von Predigten, welche 1760. in Rostock heraus gekommen ist, und eine andre, welche der Herr Pastor Schlegel in Hannover, so bald es seine Geschäffte erlauben, zum Drucke besorgen wird. Die Stunden, welche der Selige von seinen Amtsverrichtungen übrig behielt, wendete er auf das Studiren, auf seine Musen, auf den Umgang mit seiner Familie und mit seinen in Sondershausen befindlichen Freunden, und auf den Briefwechsel mit Abwesenden. Seine Sitten bewiesen den Einfluß, den Künste und Wissenschaften auf sein

Herz

Herz gehabt hatten. Er war nie verlegen in Gegenwart der Großen. Er wußte, daß ihnen Ehrerbiethung gehörte; aber er war unfähig, sich und sie, mit Wissen, durch die geringste Schmeicheley zu erniedrigen. Gegen Geringere war er leutselig, und glaubte, daß sie auf das gute Beyspiel und auf die Dienstfertigkeit der Vornehmern ein Recht hätten. Seine Gesinnungen gegen die Armen beweisen noch ietzt viel unverdächtige Thränen. Kein Glück konnte seine Bescheidenheit überraschen; und nie gieng er aufgerichteter, als wenn ihn unverdiente Unfälle auffoderten, die Größe seines Herzens zu zeigen. Der Geschmack gab allen seinen Handlungen eine gewisse Anmuth; er hielt es aber für einen Misbrauch desselben, ihn von dem grösern Theile der Menschen zu erwarten, oder an Personen, denen er fehlte, andre gute Eigenschaften zu übersehen. Sein Witz war nicht voreilig noch überfließend, und er wußte ihn eben so glücklich zu unterdrücken, als zu brauchen. In seiner Jugend war keine Thorheit den Ausfällen desselben öfter ausgesetzt, als der Schulstolz und die Eingelenkigkeit der misgelungenen Philosophen. Er war gegen das Lob nicht gleichgültig; er räumte es aber nur wenig Leuten ein, daß sie loben könnten. Er selbst rühmte das Gute, wo er es fand, aufrich-

tig,

tig, aber nie übertrieben. Er sorgte als ein ehrlicher Mann dafür, sein Lob niemals aus einer unrecht verstandenen Gutherzigkeit zu verschleudern, damit es bey Würdigen, denen es nützen sollte, seinen Werth behielte. Bisweilen war er in Gesellschaften, wo er die Freyheit zu schweigen hatte, zu still; und er ließ sich oft von solchen Rednern, denen ihre Stimme gefiel, sehr geduldig unterrichten, ohne von ihnen etwas zu lernen. Kam es aber darauf an, die Rechte seines Amtes, der Wahrheit, der Tugend, oder einer unterdrückten Unschuld zu vertheidigen; so war auch niemand so groß, dem er nicht mit der edelsten Freymüthigkeit zeigte, daß sein vorher gegangenes Stillschweigen aus edlern Ursachen, als aus Blödigkeit, entstanden war. An Freunden war er im eigentlichsten Verstande reich. An allen Orten, wo er sich aufhielt, wurden immer die hochachtungswürdigsten Personen seine Freunde. Er suchte keinen zu wenig zu schätzen, ob ihm gleich sein Gefühl auch das Geständniß abnöthigte:

*) Ach! der Himmel hat mir zu zeitig Freunde gegeben,
Und mein Herz ist verwöhnt.

Seine

* S. die 174. S.

Seine Aufführung in seinem Hause läßt sich schon hinlänglich aus dem Geschenke für Daphnen bestimmen. Seine Kinder sah er als junge Freunde an, die er aus den Händen seiner Gattinn erhalten hätte. Er bildete sie mit Liebe, und mit ihrer bloßen Furcht war ihm eben so wenig gedient, als mit dem Mistrauen in der Freundschaft. Die Welt wird es mir vergeben, wenn ich mich hier für verbunden halte, den Freunden des Seligen zu sagen, daß seine Kinder der Trost ihrer Mutter sind, und daß sie, bey ihren Gaben, bey ihrem Fleiße und Gehorsame die Verbindlichkeit, die ihnen der Ruhm ihres Vaters auflegt, dereinst für keine Last halten werden.

Vielleicht würde ich mich, durch die Gelegenheit von meinem Freunde zu reden, noch länger verführen lassen, der Geduld des Lesers zu vergessen, wenn ich nicht bedächte, daß ihn seine Werke besser malen, als ich es thun kann.

Auf diese Werke verweise ich also diejenigen, die ein Vergnügen darinn finden, mit einem der schönsten und liebenswürdigsten Geister unsrer Zeiten vertraut zu werden.

Viele

Viele derselben sind schon im Drucke erschienen, und haben sich nicht wenig Beyfall erworben. Da sie aber in verschiednen Büchern zerstreut waren, und da ihr Verfasser nachher manche Aenderungen in denselben gemacht hat: so glaubte ich, man würde mir diese Ausgabe für keine überflüßige Arbeit anrechnen; zumal, da ich sie mit vielen noch nie gedruckten Stücken vermehren konnte. Es ist kein Zweifel, daß unser Dichter noch viele Stellen verbessert, oder auch wohl einige kleine Stücke gar unterdrückt haben würde, wenn er selbst der Herausgeber seiner Werke hätte seyn können. Indessen besorge ich nicht, daß mich billige Leser deswegen zur Verantwortung ziehen werden, daß ich auch viele satyrische Züge habe drucken lassen. Unser Dichter schrieb sie lange zuvor, ehe ihm das Amt eines Lehrers eine andre Art, die Fehler der Menschen zu verfolgen, anwies. An Scribenten, die nicht durch ihre Handlungen zu den Thoren übergehen, über welche ihr Witz lacht, sind dergleichen Züge Beweise ihrer Neigung zur Tugend; und ein Rabener hat noch mehr durch sein Leben, als durch seine Schriften dargethan, daß ein Satyrenschreiber, und ein liebenswürdiges Herz einander nicht ausschließen. Sollte ich aber doch, in Erhaltung dieses oder jenes Stücks, mehr mein Vertrauen zu der Billig-

keit der Welt, als eine ängstliche Klugheit gehört haben: so werden die Misvergnügten nicht vergessen, daß alle Schuld mein ist.

Me, me: adsum qui feci: in me conuertite ferrum.
—— nihil *iste* nec ausus,
Nec potuit.

Den Werth dieser poetischen Werke selbst darf ihr Herausgeber am wenigsten bestimmen. Es würde auch ganz überflüßig seyn. Bisher hat man noch allen Dichtern Gerechtigkeit wiederfahren lassen; nur muß man diese nicht in den ersten tumultuarischen Bewegungen des Lobes oder des Tadels suchen, die sich so gleich nach der Ausgabe ihrer Werke erheben. So bald dieß Getöß verrauscht ist, so findet auch der zum Nachsagen genöthigte große Haufen, was das sichre Auge des Kenners auf den ersten Blick sah. Dieser wird entscheiden, in wie viel Dichtungsarten unser Giseke glücklich gewesen ist; dieser wird entscheiden, ob mich die Freundschaft verblendet, wenn ich glaube, daß die Muse, die einen Opitz begeisterte, auch Giseken bey seiner Geburth anlächelte.

Wie viel ist uns entzogen, daß beyde Dichter kein höheres Alter erreicht haben. Ich finde in

den Handschriften meines Freundes noch viele Proben seines Fleißes, als: Eine unvollendete Abhandlung, wie der deutsche Herameter bisher bearbeitet worden; den ersten Aufzug der Freres ennemis des Racine; die zween ersten Aufzüge von Thomsons Eduard und Eleonora, in reimlosen Jamben; einige große Stellen aus Miltons verlohrnem Paradiese, und aus Glovers Leonidas, in Herametern; ich habe aber die Nachsicht der Leser mit diesen Fragmenten nicht misbrauchen wollen. Außerdem weis ich aus mündlichen Unterredungen mit dem Seligen, und aus verschiednen unter seinen Papieren gefundenen Anlagen, daß er noch einige moralische Erzählungen in Versen, ein poetisches Schreiben von der Beschwerlichkeit des Geschmacks, und, nach Endigung des Versuchs vom Gebete, ein großes Lehrgedicht von der Erziehung schreiben wollte. Auch suchte er dem Andenken seiner Freunde, durch seine Muse noch ein Denkmal zu stiften. Zu dieser Absicht hat er folgende Namen aufgeschrieben: Meine Aeltern, mein Schwiegervater, Hagedorn, die Gellertinn, die Klopstockinn, Kleist, Cruse *, Kirchmann **,

* Bruder seiner Frau.

** Herzogl. Braunschweig. Prinzen Informator.

Keck *, Krüger **, Olde***, Seip ****, Spener *****. Zu dem Gedichte auf seinen Hagedorn ist folgender Anfang da:

Die ihr der Freundschaft euch früh heiligtet, und nie
Die sanften Töne mir verweigert habt, wenn sie
Euch Beyfall lächelte, versucht, ihr meine Saiten,
Dieß Trauerlied, und singt den Edlen unsrer Zeiten,
Singt ihnen Hagedorn! —

Die den Gedichten angeschloßnen Briefe werden ihren Platz hoffentlich verdienen, weil sie viele naive Verse, und was noch mehr ist, manche Züge von dem Charakter unsers Dichters enthalten, dessen Verlust man desto mehr bedauern wird, je genauer man ihn kennen lernet.

Braunschweig den 18. April 1767.

Inhalt

* Leibmedicus daselbst.

** Verfasser der von Hrn. Löwen herausgegebenen poetischen und theatralischen Schriften.

*** Doctor der Arzneykunst in Hamburg.

**** Rechtsgelehrter eben daselbst.

***** Ein junger Hamburger, der mit ihm in Leipzig studirte, und dort starb.

Inhalt
der moralischen Gedichte.

Seite.

Gedanken von der göttlichen Regierung. 3

Empfindungen eines Bußfertigen. 11

Lobgesang nach dem Thomson. 17

Unvollendeter Versuch vom Gebete. 27

Trostschreiben an einen Vater, über den frühen Verlust seines Sohnes 45

Schreiben über die Zärtlichkeit in der Freundschaft, an Herrn L**. 51

Schreiben an den Herrn von Hagedorn, über den Einfluß des Geschmacks in das menschliche Leben. 61

Unvollendetes Schreiben an Herrn G**r. vom Einfluß des Geschmacks in die Freundschaft. 70

Schreiben an einen Freund, von dem Werthe der Wissenschaft. 72

Inhalt
des Versuchs in geistlichen Liedern.

Ueber das Leiden Jesu Christi am Oelberge. 77

Gebet eines Predigers. 81

In einer langwierigen schweren Krankheit. 84

Inhalt
der Oden und Lieder.
Erstes Buch.

Nachahmung des 93 Psalms. 87
Nachahmung des 98 Psalms. 89
Ode auf das Geburtsfest der Hochwürdigst, Durchlauchtigsten Frau Abbatissinn Maria Elisabeth. 91
Ode auf das Absterben derselben. 94
Ode auf das Absterben der Hochwürdigst = Durchlauchtigsten Sophia Christine Louise, Prinzessinn von Holstein = Plön. 98
Ode auf Ihro Hochfürstliche Durchlaucht, Christian Günther, regierenden Fürsten zu Schwarzburg-Sondershausen. 99
Die Zeit. 101
Ode an den Frühling. 105
Der Herbst. 109
Der Winter. 115

Der Oden und Lieder
Zweytes Buch.

Ode auf das Absterben des seel. Herrn Brockes in Hamburg. 123
Ode an die seel. R***. 129
Ode zum Anfange des Winters an Herrn M. C. Str. z = w. 132

Ode an den Herrn F. B. 137
Ode an den Herrn Bürgermeister Widow. 140
Choriambische Ode. 142
An Herrn K * * * k. 145
An Damon. 147
Ode an eine Freundinn. 152
An Herrn P. G * * r. 153

Der Oden und Lieder

Drittes Buch.

Trauerode, im Namen eines Freundes. 157
An Stresow. 160
An den Herrn Oberpostcommissar Gellert. 164
An Mademoiselle * *. 167
Klagen an Herrn Cr * *. 169
An Cleanthen. 175
An Gärtnern. 180
Ode auf die Eheverbindung eines Freundes. 182
Ode. 186
Die Liebe zur Freyheit. 188

Der Oden und Lieder

Viertes Buch.

An Herrn G * * r. 191
Einladung zum Vergnügen an einen Freund, eine Nachahmung des Horaz. 194

Der Tod nach des Horaz 14. Ode des II. Buchs. 195
Das Privilegium. 198
Das Glaubliche und Unglaubliche. 200
Gränzen der Neubegierde. 203
Die Klugheit durch Schaden. 205
An die Liebe. 208
An Chloen. Nach dem Horaz. 209
Die Menschengesichter. 210

Inhalt
des Geschenks für Daphnen.

Zuschrift 216
Erste Ode: Du weinest, Daphne? 217
Zweyte Ode: Noch von den Küssen beseelt. 219
Dritte Ode: Wenn der festliche Strahl 221
Vierte Ode: Nein, Daphne, gieb nicht 222
Fünfte Ode: Der vor Wehmuth erstummt. 223
Sechste Ode: Ich segne dich, festlicher Tag. 224
Siebente Ode: Wenn ein gewognes Geschick. 226
Achte Ode: Daphne, Daphne, welch Entzücken! 227
Neunte Ode: Als dieser Tag zuerst. 229
Zehnte Ode: Schon zum sechstenmal. 235
Eilfte Ode: Immer getreuer geliebt. 239
Zwölfte Ode: Was hängst du dort. 241
Dreyzehnte Ode: Da tritt sie fröhlich einher. 243

Vierzehnte Ode: Die dich, Geliebteste, gebahr. 245
An Daphnen, nach einer erwünschten Erklärung von ihr. 248
Der funfzehnte August, ein Gedicht an Daphnen. 251

Inhalt der Cantaten.

Dankcantate für die Erhaltung des Friedens und der Freyheit. 261
Das Glück des Friedens und der Freyheit. 268
Auf das Geburtsfest des regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg. 277
Auf den Geburtstag Ihro Königl. Hoheit Anna Amalia. 281
Die Gewalt der Liebe. 284

Inhalt der Fabeln und Erzählungen.

Bias. 289
Der Vater und Aristippus. 292
Der Richter und sein Sohn. 294
Der Doctor und der Maler. 298
Der gereiste Freygeist. 303
Kayser Julianus der Abtrünnige. 307
Der Freygeist, der Philosoph und der Dichter. 310
Euripides. 315
Antigenidas 319
Andreas Baccius. 324
Der kluge Mann und der junge Herr. 328
Das Vorurtheil. 332

Das Kind, der Küster und die Mutter. 338
Der kluge Hund. 341
Vom Stolz der Künstler. 344

Inhalt des Anhangs.

Bey dem Absterben eines Freundes. 359
An einen Freund, nach einer langen Abwesenheit. 361
An einen Freund. 362
An die Braut eines Freundes. 363
An eben dieselbe. 365
An eben dieselbe. 366
An ein junges Ehepaar. 367
An den Herrn Rabener. 369
Epigrammatische Gedichte nach dem Martial und Owen. 370

Inhalt der Briefe.

Erster Brief, an den Herrn * * 377
Zweyter Brief, an Chloen. 381
Dritter Brief. 390
Vierter Brief. 396
Fünfter Brief, an einen Freund. 400
Sechster Brief, an eine Freundinn. 403
Siebenter Brief, an einen Freund. 408
Achter Brief, an einen Freund. 413

Moralische Gedichte.

✦ ✦

Gedanken
von der göttlichen Regierung.
1745.

Die ganze Schöpfung preist, durch eintrachtsvolle Chöre,
Dich, Herr, ohn' Unterlaß, als Herold deiner Ehre,
Herr, den des Lichtes Glanz, das ewig aus dir quillt,
Dem unverklärten Aug' Erschaffener verhüllt:
Der freche Mensch allein vernimmt nicht ihre Lieder,
Heißt deinen Rath nicht gut, empöret sich dawider,
Indem die Seraphim, die stündlich vor dir stehn,
Und deine Wunder schaun, und deinen Wink verstehn,
Ihr himmlisch Angesicht, mit dem sie Heere schrecken,
Mit dem sie Welten drohn, aus Furcht vor dir verdecken.
Vertilge nicht im Zorn dieß rasende Geschlecht!
Wir sind, wie nichts, vor dir; du aber bleibst gerecht.
Wann aber deine Hand einst unsern Geist entbindet,
Wann einst des Irrthums Nacht vor seinem Blick verschwindet,
Und er, mit freyem Flug, zu dir sich freudig hebt,
Viel Sphären überfliegt, und über Himmeln schwebt:

Dann wird, in näherm Glanz, ihm deine Gnad' erscheinen,
Und er von dir nicht mehr nach Vorurtheilen meynen;
Dann stört sein Murren nicht der Welten Lobgesang,
Und ewig opfert er mit Freuden dir nur Dank.

Dieß hoffe, stolzer Mensch. Erkenn indeß dein Glücke,
Und miß das Schicksal nicht nach deinem kurzen Blicke.
Gott, den in seinem Thun kein Sterblicher umschränkt,
Denkt anders, als der Staub, den er beseelte, denkt;
Stets gütig, schon bezahlt, wenn sein Geschöpf ihn liebet,
Und nichts, als weise Huld, auch dann, wann er betrübet.

Als keiner war, als er; eh sein allmächtger Ruf,
Was nicht war, werden hieß, und alle Welten schuf;
Eh seines Mundes Geist auf dunkeln Tiefen schwebte,
Und den noch todten Stoff zur Fruchtbarkeit belebte;
Eh sein gebietend Wort, das nie gehöret war,
Aus der betrübten Nacht den ersten Tag gebar;
Weit vor dem Anbeginn unendlich ferner Zeiten,
War Gott schon im Besitz der höchsten Seeligkeiten.
Aus ihm und zu ihm floß, stets gleich, unwandelbar,
Ein Strom von heilger Lust, die nicht zu mehren war.
Und, wenn er auch beschließt, dieß Ganze zu verderben,
Wenn Sonnen untergehn, und alle Welten sterben,
Bleibt er, den nur sein Bild in dem Geschöpf entzückt,
Auch einsam, wie er war, und ungeliebt, beglückt.

Warum gebot er denn, daß etwas mit ihm wäre,
Und füllte durch sein Wort das unfruchtbare Leere?
Haß oder Eigensinn bestimmt nicht sein Geschick,
Und er beschloß aus Huld ein allgemeines Glück,
Aus bloßer Huld; denn Lohn kann er bey uns nicht finden,
Und unser Lob kann nicht den Ewigen verbinden.

Du Liebling deines Herrn, du Bürger einer Welt,
Die Gott aus Liebe schuf, und nicht zum Weh erhält!
Vergebens waffnet dich dein Schöpfer mit Verstande;
Klug nur zu deiner Qual, und zu des Weltbaus Schande,
Hältst du das für zu schlecht, daß es dein Aug' ergötzt,
Was doch der Ewige der Schöpfung werth geschätzt.
Schau, was du siehst, ist Glück; im ganzen Weltgebäude,
Und jedem Theil davon zielt alles nur auf Freude.
Und hier, wo sonder Ruh in stetem Unbestand,
Dieß aufwächst, jenes fällt, hält er mit seiner Hand
Die große Kette fest, die alles so verbindet,
Daß man Gott allemal voll Huld und Weisheit findet.

Ja, er, zu dessen Licht kein irdisch Auge steigt,
Ließ keinem Sterblichen sein Wesen unbezeugt.
Sieh auf, so siehst du ihn: Hör nur, willst du ihn hören!
Im Donner redet er, und in der Vögel Chören.
Du magst seyn, wo du willst, ihm kannst du nicht entgehn;
Wo du bist, ist auch Gott, dein Gott wird vor dir stehn.
Sein Odem schafft, entseelt, und schafft es dann aufs neue;
Er trägt der Welten Bau ohn' Arbeit, ohne Reue.

Er schickt den Frühling her, der alles fröhlich macht,
So bald er jugendlich aus neuen Büschen lacht.
Er kömmt, und wo er geht, da schmückt er Wald und Weide.
Die ganze Welt ist Pracht, die ganze Schöpfung Freude.
Er ruft ihn auch zurück. Nach einer kurzen Zeit,
Verwelkt der Tulpen Pracht, der Blüthen Lieblichkeit.
Der Sommer kömmt nach ihm, bewehrt mit strenger Hitze,
Und schüttelt in der Hand die fürchterlichen Blitze.

Er schreckt die bange Welt, und machet sie doch reich.
An Anmuth ist er nicht dem kühlen Lenze gleich.
Der Herbst erscheint, bereit zum Geben und zum Rauben;
Er macht den Weinstock kahl, und giebt uns seine Trauben.
Der Winter folgt ihm bald, scheint hart, als ein Tyrann,
Der überall verheert, nie glücklich machen kann,
Und ist doch, wie die Nacht, die Müh und Last versüßet,
Und einen schönen Tag mit stiller Ruh beschließet.

Erwache, träger Mensch, schau hier des Schöpfers Spur,
Dem lauter Seegen folgt, im Reiche der Natur.
Er ist es, dessen Gluth die Wüsten dort verbrennet,
Und hier dem Regen ruft, der seine Stimme kennet,
Und alles neu belebt. Er schüttet auf die Welt
Vom Himmel seinen Schnee, und schützt damit das Feld.
Sein Nord schwebt auf der Fluth mit ungestümen Schwingen,
Und Rosse wiehern jetzt, wo vormals Schiffe giengen.

So herrscht der Ewige, der an den Unbestand,
Der uns nur Strafe heißt, das Heil des Ganzen band.
Es sollte nicht die Welt durch ewge Lenzen sterben,
Noch durch zu träge Ruh ein Volk im Glück verderben.
Du aber, der du kühn den Herrn vor dir verklagst,
Und weil sein Donner schweigt, ihn zu verdammen wagst,
Du würdest richtiger des Glückes Mittel schätzen,
Und herrschtest, wärst du Gott, nach heilsamern Gesetzen.

Ja, sollte die Natur dir unterwürfig stehn,
Unwillig müßte sie in andre Gleise gehn.
Schnell hießest du den Nord in seine Klüfte fliehen,
Und Wolken dürften nie die neue Sonn' umziehen.

Ihr Strahl fiel' ungeschwächt auf das erfreute Feld,
Schuf' einen längern Tag, und eine reichre Welt,
Die bald, wenn lange Glut sie ausdörrt' und verzehrte,
Nach Schatten ächzete, und gern der Sonn' entbehrte.
Vom schwülen Mittag stets zu schleunig übereilt,
Von keinem Sturm gekühlt, durch Blitze nicht geheilt,
Würd' endlich unerquickt, dein ödes Reich verschmachten.
Was könntest du noch thun? Stolz seinen Tod verachten.

Elender, solchen Gott malt deine Thorheit sich?
Und weil Gott so nicht herrscht, beleidiget er dich?
Wenn er mit Krieg und Noth dein glücklich Land verschonet,
So handelt er gerecht, und seine Pflicht belohnet?
Doch, wenn er Völker straft, so wird er ein Tyrann?
Was sieht er denn bey dir, das er belohnen kann?

Die Menschen sind vielleicht unschuldige Gerechte,
Sein treues Eigenthum, und würdiges Geschlechte.
Und, wer zum Laster irrt, irrt nach des Schicksals Schluß;
Denn er kann sündigen, und sündigt, weil er muß.
Hat Gott mit so viel Qual Verbrecher strafen wollen,
So hätt' er nicht im Grimm Verbrecher schaffen sollen.

Schweig, Lästrer! Ungerächt hört Gott sich nicht verschmähn,
Und wenn sein Zorn erwacht, wie willst du ihm entgehn?
Nein, Sünder schuf Gott nicht, noch Sklaven des Geschickes;
Er schuf den Menschen frey, und im Genuß des Glückes;
Und kundig seines Lohns, und kundig seiner Pflicht,
Hat er die Wahl allein, zu sündgen, oder nicht.
Noch itzt bereitet er sich kunstreich sein Verderben.
Gott warnt ihn, doch umsonst. Gott siehts, und läßt ihn sterben.

Soll, der im Himmel wohnt, vergebens Richter seyn,
Schandthaten übersehn, und wer ihn trotzt, verzeihn?
Er trägt ja gnädig gnug die Fehler mit Verschonen,
Und rächt, nach langer Huld, sich erst an Pharaonen.

Der Krieg, der Sünder würgt, ihr Land zur Wüste macht,
Wird nicht aus Lust zum Blut von ihm heraufgebracht.
Nein, Unglück hat er nicht dem Erdenkreis beschieden;
Er baute nur die Welt zum Wohnplatz für den Frieden.
Dem Kriege sperrt er stets des Abgrunds eisern Thor;
Doch reizet ihn ein Volk, so ruft er ihn hervor,
Und taucht sein Schwerdt in Blut, und machts vom Blute trunken.
Kein Reich ist sonder ihn gebauet und gesunken.
Er ist des Schicksals Herr. Durch ihn wird uns das Jahr
Bald reich an Wein und Korn, bald wieder unfruchtbar.
Als Vater, krönet er es dort mit seiner Güte;
Als Vater, straft er hier, mit göttlichem Gemüthe.
Dann muß (wird seine Huld dem Frevler nur zum Scherz,)
Die Erd' uns eisern seyn, der Himmel hart, wie Erz.
Er winkt der Fluth, daß sie die Felder überschwemme,
Und sie gehorcht, sie eilt, und spottet unsrer Dämme.
Das Feuer beut er auf. Es flieget kühn daher,
Und äschert alles ein; und Städte sind nicht mehr.
Und alles, was er schuf, daß er uns glücklich mache,
Versammelt, wenn er spricht, sich zu des Schöpfers Rache.

Verehrt, ihr Sterblichen, die Allmacht seiner Hand,
Mit der er Berge wägt, und Luft und Welt umspannt.
Er giebt den Völkern jetzt die Schwerdter in die Hände,
Erschüttert Deutschlands Reich, und drohet ihm sein Ende.

Doch läßt er nicht im Zorn, was er erschuf, vergehn,
Und ihn entwaffnet bald ein zuversichtlichs Flehn.
Er legt den Donner hin. Es hofft der Kreis der Erden,
Und, wo jetzt Wüsten sind, da läßt er Städte werden.

Auf Feldern, wo jetzt der nicht mäht, der sie gepflügt,
Wo jetzt ein streitbar Roß zum Kampfe wiehernd fliegt,
Und seinen Krieger schnell dem Tod entgegen träget,
Der durch die Schaaren eilt, und Mann und Roß erleget;
Wo der Trompeten Hall zu blutgen Schlachten weckt,
Die Lüfte zitternd macht, den, der ihn höret, schreckt,
Dann ihn zum Würgen reizt, daß alle Schwerdter blinken,
Und sie der Deutsche hebt, daß Deutsche niedersinken:
Hier herrscht, so bald der Herr von seinem Thron gebeut,
Auf reichen Triften einst noch Glück und Einigkeit;
Hier singt noch, wenn einmal des Krieges Donner schweigen,
Die sichre Nachtigall auf den verlaßnen Zweigen;
Hier soll der Landmann froh sein Land für sich besän,
Für sich gerathen schaun, für sich den Seegen mähn;
Und an dem Erntenfest sein Haupt mit Kränzen zieren,
Und fröhlich an der Hand sein Weib zum Tanze führen.
Wann einst des deutschen Volks furchtbarer Heldenmuth
Sich neue Kräfte nimmt, von langem Würgen ruht,
Zu schönern Siegen sich mit edlerm Haß verbindet,
Und durch der Feinde Fall den Weg zur Freyheit findet;
Dann soll, nach langem Zwist weit stärker, nun vereint,
Ein ehrenvoller Held, und sein versöhnter Feind,
An einem heitern Bach, froh ausgebreitet, liegen,
Und am gemeinen Wohl vertraulich sich vergnügen.

O seelge güldne Zeit! Der ersten Erde Glück!
Wann ruft der Himmel dich zum Trost der Welt zurück?

Wann soll auf jeder Flur der Friede wieder lachen,
Und an des Seegens Hand die Völker glücklich machen?
Zu hoffnungslos wirst du vielleicht von uns begehrt.
Die Zwietracht würgt hier noch, und zeiget dir ihr Schwerdt!
Doch der das Meer erregt, und bald sein Wüten stillet,
Den schreckt im Himmel nicht, was uns mit Furcht erfüllet.

Gott macht sich auf, er kömmt, schlägt zornig das Gewehr
Den Streitern aus der Hand, und stillt ihr wildes Heer.
Und wenn des Krieges Grimm gleich alles unternommen,
So spricht Er doch zu ihm: Bis hieher sollst du kommen!

Ja, Herr, erschein einmal, und schmücke dich mit Pracht,
Erschein, und fahr herab, und predge deine Macht.
Laß Zwietracht, Mord und Wuth vor deinem Blick erschrecken,
Und an dem Aeußersten der Erden sich verstecken.
Laß deines Cherubs Schwerdt in seine Scheide gehn,
Und sprich zu ihm: Laß ab! Mir ist genug geschehn!

Empfindungen
eines Bußfertigen.
1763.

Der Gott, an dessen Wink mein ganz Geschick
Der Zeit und Ewigkeiten hängt, der mich
Gemacht hat, daß ich bin; der Herr, mein Gott,
Ist heilig, und sein Aug ist rein. Er kann
Das Böse nicht mit einem andern Blick,
Als mit dem Rächerblick des Zornes, sehn.
Du sollst, hat er gesagt, auch heilig seyn:
Denn ich bin heilig, ich, der Herr, dein Gott.
Ich bin kein Gott, dem Bosheit wohlgefällt.
Kein Uebelthäter bleibt vor mir. Ich bin
Der Rächer, ich, der Herr! Auf Sinai
Stand er, und donnerte, gehüllt in Nacht,
Gab sein Gesetz, und donnert'. Unter ihm
Erzitterte der ganze Sinai,
Und stand im Feuer rauchend. Vor ihm schwieg
Anbetend die Natur. Da sprach der Herr,
Mit Stimmen, die von allen Sterblichen
Nicht Einen schuldlos lassen: Ich, der Herr,
Ich bin dein Gott! Vernimms, mein Volk! Du sollst
Nicht mir zur Seiten einen fremden Gott
Verehren, oder dir von mir ein Bild
Auf Erden, noch im Himmel über dir,
Noch in den tiefen Wassern unter dir,
Es anzubeten, suchen. Denn ich bin

Der Herr, dein Gott, der starke Gott. Ich bin
Der Eiferer! Der Väter Missethat
Such' ich bey denen, die mich hassen, noch
Bis auf den Enkel und des Enkels Sohn
An ihren Kindern heim. Und wer mich liebt,
Und meine Rechte hält, an dem will ich
Bis auf den tausendsten, der von ihm stammt,
Barmherzigkeit erweisen. Du sollst nicht
Den Namen Gottes, deines Herrn, entweihn.
Ich lasse keinen ungestraft vor mir,
Der ihn zu schänden sich erkühnt. Du sollst
Den Sabbathtag mir heiligen. Denn ich,
Ich ruht' an diesem Tag, und seegnet' ihn.
Du sollst den Vater ehren, und mit ihm
Die Mutter, damit deine Tage dir
Verlängert werden; sollst nicht tödten; sollst
Nicht ehebrechen; sollst nicht stehlen; sollst
Kein falscher Zeuge deinem Bruder seyn;
Sollst nicht des Nächsten Haus begehren; sollst
Dir nicht sein Weib, noch seinen Knecht, sein Vieh,
Noch etwas wünschen, das des Bruders ist.

So sprach der Herr. Wer darf es wagen, ihm
Nicht zu gehorchen? Und wer wagt es nicht?

Gott schaut herab von seines Himmels Sitz
Auf alle, die der Erdkreis trägt. Er sucht,
Ob einer ist, der seinen Weg vor ihm
Unsträflich wandelt. Aber alle sind
Zur Seiten ausgewichen. Keiner ist,
Der Gutes thut, und sein Gesetz erfüllt.

Auch ich erfüllt' es nicht. Mein Fuß wich oft
Von seinem Pfad zur Seiten aus. Ich lief
Den Weg der Sünder, und Gott sahs, und schwieg,
Und rief nicht seinem Donner, auf mein Haupt
Zu fallen, oder schlug mit einem Blick
Voll Zorn mich nieder. Und ich wandelte
Den Weg der Sünder sichrer, und vergaß
Des Rächers, der die Uebelthäter straft.

Wie soll ich jetzt, wie soll ich ihm entfliehn?
Er kennet mich. Die Sonn' ist nicht so hell,
Als sein allgegenwärtigs Aug. Er schaut
An allen Enden alles. Ach! er sah
Auch mich, so oft ich übel vor ihm that!
Er sah nicht meine Thaten nur. Mein Herz,
Und jeder Wunsch liegt aufgedeckt und bloß
Vor ihm. Er dringt bis in mein Innerstes,
Und kennt es ganz. Wie soll ich ihm entfliehn?
In welche Finsterniß der Nacht hüll' ich
Vor ihm mich ein? Die Finsterniß ist Licht
Vor ihm, die Nacht ist heller Tag. Umsonst
Führ' ich gen Himmel; er ist da! Umsonst
Sucht' ich im Schooß der Hölle Zuflucht; er
Ist da! Umsonst flög' ich ans Aeußerste
Des fernen Meers; auch da, auch da ist er!
Was soll ich ihm antworten, wenn mit mir
Er rechten will? Wo bleib' ich, wenn er zürnt?

O daß ich mich von seinem Pfade nie
Entfernet hätte! daß ich jetzt vor ihm
Nicht zittern dürfte! daß ich, unerschreckt
Von seinem Blick, der nun Gericht ist, mich

Mit Zuversicht, obgleich im tiefsten Staub,
Ihm nahen dürft', aus dessen Blick voll Huld
Auf alle seine Kinder Freud' und Heil
Und Seligkeit und ewger Friede fließt!
Warum verließ ich Unglückselger ihn,
Des Lebens Quell, und grub mir hier und da
Selbst Brunnen aus, die mir Ermüdeten
Kein Wasser gaben? Billig dürst' ich nun,
Und komm' in meinem Mangel um, gestraft
Durch meine Thorheit, durch mich selbst. Gott muß
Von seinem Antlitz mich verstoßen, muß
Mit seinem ganzen Zorn in Ewigkeit
Mich Ungehorsamen verfolgen; mich,
Der sein Gesetz so kühn entheiligte.

Und dennoch ruft von seinem Himmel mir
Selbst jetzo eine sanfte Stimme: komm!
Ich bin kein Gott, der eines Sünders Tod,
So sehr er ihn verschuldet hat, begehrt.
Ich bin des Lebens Freund. Ich will, daß er
Zu mir sich wend' und lebe. Wende dich
Zu mir, und leb' auch du! Es ist bey mir
Vergebung. Denn ich bin ein Gott voll Huld,
Voll Langmuth, und an Gnad' und Treue groß.

Sey mir gesegnet, Stimme meines Heils,
Die neuen Trost in meine Seele spricht!
Ich folge dir. — Hier bin ich, Gott, mein Gott!
Der du mir rufst! Ich komme; zeuch mich selbst
Auf deiner Bahn zu dir. Wo ist ein Gott,
Wie du, der Missethat und Sünd' erläßt?
Ach ich darf zu dir beten! du willst nicht

Des Sünders Tod, auch meinen willst du nicht.
Du willst ihn nicht. Denn du versöhntest mich
Durch deinen Sohn dir selbst. Er stieg herab,
Dein Eingebohrner, Gott, von dir gesandt,
Die Sünder zu erlösen. Und ich bin,
Ach Herr! ich bin ein Sünder. Meine Schuld
Macht' ihn am Holz zum Fluch. Auf Golgatha
Hieng er, von dir geschlagen, und bestürmt
Von jedem Schmerz, von jeder Schmach, vom Haupt
Bis auf die Fußsohl' Eine Wund', ein Spott
Der Menschen, ohne Trost bey dir, der du
Für uns zur Sünd' ihn machtest! Sieh ihn an!
Er blutete für mich, und gab für mich
Sein Leben dir zum Opfer. Strafe nicht
Die Sünden, die durch ihn gebüßt sind. Laß
Mich durch sein Blut von ihnen rein seyn. Laß
In ihm mich Gnade finden. Ich bin sein,
Durch ihn der Deine. Dein Erlöster kann
Nicht trostlos weinen, unerhört nicht flehn.
Du hörst mein Weinen, mein Gebet nimmst du,
Erbarmer, an. Du tilgest meine Schuld,
Wie eine Wolke, meine Missethat,
Wie einen Nebel! Herr, wer ist dir gleich,
Der du die Uebertretungen vergiebst?
Preis' ihn, mein Geist! Was in mir ist, gieb ihm
Anbetung, Dank, und ewigs Lob! Er heilt
Wohlthätig mein Gebrechen. Er erlöst
Mein Leben vom Verderben, krönet mich
Mit Gnaden und Barmherzigkeit. Nun soll
Mein Fuß in seinen Rechten wandeln, nun
Soll er mein Gott, nun soll sein Dienst mein Glück,
Sein Lob mein seeliges Geschäfte seyn.

Erlöst,

Erlöst, versöhnt, begnadigt! Wie sprech ich
Die Seeligkeiten aus, mit denen Gott
Mich Sünder seegnet? Heil dem Mann, dem er
Vergeben hat! Ich sprach: Ich will dem Herrn
Die Missethat bekennen, die mich drückt.
Da nahm er sie von mir. Da sandt er Trost
In mein bekümmert Herz; in mein Gebein
Sandt er den Frieden! Halleluja! Ihm,
Dem Heiligen, bey dem Vergebung ist!

Lobgesang.

Nach dem Thomson.

1757.

Diese wechselnden Zeiten sind, o allmächtiger Vater,
Nur der veränderte Gott*. Der ganze Zirkel des Jahres
Ist erfüllt von dir. Im lieblichen Frühlinge wandelt
Deine Schönheit daher, und deine zärtliche Liebe.
Weit um uns her erröthen die Felder; die sanftere Luft ist
Balsam; die fröhlichen Berg' ertönen rund um sich; die Wälder
Lächeln; und jeder Sinn und alle Herzen sind Freude.

In

A Hymn.

These, as they change, Almighty Father, these
Are but the *varied* God. The rolling Year
Is full of thee. Forth in the pleasing Spring
Thy Beauty walks, Thy Tenderness and Love.
Wide-flush the Fields; the softening Air is Balm;
Echo the Mountains round; the Forest smiles;
And every Sense, and every Heart is Joy.

Then

* Der Uebersetzer hat hier einen Ausdruck, welcher für die Wahrheit nicht sehr bequem ist, dem Verfasser lassen wollen, um so viel mehr, da die ganze Folge des Lobgesangs zeigt, daß er nicht in dem übelverrufenen Verstande zu nehmen sey.

In dem Sommer erscheint uns, strahlend mit Licht und Hitze,
Deine Herrlichkeit. Dann schießt deine mächtige Sonne
Durch das schwellende Jahr vollkommne Reife. Du redest
Oft im schrecklichen Donner, oft auch am dämmernden
Morgen,
Um den tiefen Mittag, und um den sinkenden Abend,
Gleich vernehmlich, an Haynen u. Bächen in lispelnden Lüften.
Deine Güte leuchtet im Herbst unbegränzet, und breitet
Ein gemeinschaftlich Mahl für alles, was lebt, aus. Im
Winter
Bist du schrecklich, umringt mit Wolken und tobenden
Stürmen,
Und mit Wettern umringt, die über Wettern sich wälzen.
Majestätische Finsterniß! Auf dem Fittig des Windes
Hoch empor getragen, gebeutst du der schweigenden Erde
Anzubeten, und beugst die Natur durch dein nördliches
Stürmen.

Unbe-

Then comes Thy Glory in the Summer-Months,
With Light and Heat refulgent. Then Thy Sun
Shoots full Perfection thro' the swelling Year.
And oft Thy Voice in dreadful Thunder speaks;
And oft at Dawn, deep Noon, or falling Eve,
By Brooks and Groves, in hollow-whispering Gales.
Thy Bounty shines in Autumn unconfin'd,
And spreads a common Feast for all that lives.
In Winter awful Thou! with Clouds and Storms
Around Thee thrown, Tempest o'er Tempest roll'd,
Majestic Darkness! on the Whirlwind's Wing
Riding sublime, Thou bidst the World adore,
And humblest Nature with Thy northern Blast.

Mysle-

Unbegreiflicher Zirkel! O welche Weisheit und Einsicht,
Welche göttliche Macht strahlt, tiefempfunden, aus ihnen!
Nur ein einfach Gefolge, das doch so voll Anmuth gemischt ist,
Mit so gefälliger Kunst und Schönheit und Güte verbunden;
Schatten, die unbemerkt so sanft sich in Schatten verlieren!
Alles, zu einem harmonischen Ganzen sich immer so bildend,
Daß sie immer, wie sie einander sich folgen, bezaubern.
Aber oft wandelt der Mensch mit staunenden Blicken ver-
nunftlos,
Unbewußt, merket nicht dich, und sieht die mächtige
Hand nicht,
Die, beständig geschäfftig, die stillen Sphären herumwälzt;
Im verborgenen Schooß der Tiefe wirket, und aus ihm
Dünstend, den herrlichen Reichthum, womit sich der Lenz
schmückt, emportreibt;
Von der Sonne den flammenden Tag uns senkrecht herab-
wirft;

Jedes

Mysterious Round! What Skill, what Force divine
Deep-felt in These appear! a simple Train
Yet so delightful mix'd, with such kind Art,
Such Beauty and Beneficence combin'd;
Shade, unperceiv'd, so softening into Shade;
And all so forming an harmonious Whole,
That, as they still succeed, they ravish still.
But wandering oft with brute unconscious Gaze,
Man marks not *Thee*, marks not the mighty Hand,
That, ever-busy, wheels the silent Spheres;
Works in the secret Deep; shoots, steaming, Thence
The fair Profusion, that o'erspreads the Spring;
Flings from the Sun direct the flaming Day;

Jedes Geschöpfe speist, die Ungewitter daher jagt,
Und, so oft auf der Erde der holde Wechsel erneut wird,
Jede Feder des Lebens mit eignem Entzücken beseelet.

Hör' es, Natur! Es verbinde sich jede lebende Seele
Unter dem räumigen Tempel des Himmels, sie alle verbinden
Sich in feyerndes Lob, und mit heiliger Inbrunst erhebe
Sich ein allgemeiner Gesang zum Throne der Gottheit!
Hauchet Ihm sanft, ihr kühlen geschwätzigen Lüfte! Sein
Odem
Hauchet in eurer erfrischenden Kühle, beschenkt euch mit
Stimmen.
Redet von Ihm im einsamen Dunkel, wo über den Felsen
Die erhabene Fichte mit ihrem kaum schwankenden Wipfel
Ueber den braunen Schatten ein heiligs Entsetzen verbreitet.
Ihr auch, deren kühnere Töne, weit um euch vernommen,
Die erschrockene Welt erschüttern, erhebet gen Himmel
Euren

Feeds every Creature; hurls the Tempest forth;
And, as on Earth this grateful Change revolves,
With Transport touches all the Springs of Life.

Nature, attend! Join every living Soul,
Beneath the spacious Temple of the Sky,
In Adoration join; and, ardent, raise
One general Song! To *Him*, ye vocal Gales,
Breath soft, whose *Spirit* in your Freshness breathes.
Oh talk of *Him* in solitary Glooms,
Where o'er the Rock, the scarcely-waving Pine
Fills the brown Shade with a religious Awe.
And ye, whose bolder Note is heard afar,
Who shake th'astonish'd World, lift high to Heaven
Th'

Euren ungestümen Gesang empor, und verkündigt
Den, auf dessen Befehl, durch dessen Odem ihr raset.
Stimmet, ihr Quellen, sein Lob, und ihr, ihr zitternden Bäche,
Daß ichs begeistert vernehme, weñ ich betrachtend hier wandle.
Reissende, tiefe Ströme, die ihr euch gewaltig daher stürzt,
Sanftre Flüsse, die ihr die labyrinthischen Wasser
Durch die Thäler leitet, und du, majestätisches Weltmeer,
Eine geheime Welt in dir selbst voll Wunder! Erschallet
Sein erstaunliches Lob, der mit gewaltgerer Stimme
Jetzt euch zu brüllen gebeut, jetzt eurem Brüllen zu schweigen.
Wälzt, in vermischten Wolken, ihr Früchte, und Kräuter, und Blumen
Euren Weihrauch zu ihm, deß Sonn' euch den feinen Geschmack giebt,
Dessen Hauch euch biesamt, und dessen Pinsel euch mahlet.
Neigt euch, Wälder, vor Ihm, und wallet Ihm, Ernten, und hauchet
Euren

Th' impetuous Song, and say from whom you rage.
His Praise, ye Brooks, attune, ye trembling Rills;
And let me catch it as I muse along.
Ye headlong Torrents, rapid, and profound;
Ye softer Floods, that lead the humid Maze
Along the Vale; and thou, majestic Main,
A secret World of Wonders in thyself,
Sound *His* stupendous Praise; whose greater Voice
Or bids you roar, or bids your Roarings fall.
Soft-roll your Incense, Herbs, and Fruits, and Flowers,
In mingled Clouds to *Him*, whose Sun exalts,
Whose Breath perfumes you, and whose Pencil paints.
Ye Forests, bend; ye Harvests, wave to *Him*;

Euren stillen Gesang in das Herz des jauchzenden Schnitters,
Wenn er unter dem fröhlichen Monde nach Hause zurückkehrt.
Die ihr wachet am Himmel, indem im Schlafe die Erde,
Ihrer unbewußt, liegt, o gießt die mildesten Strahlen,
Ihr Gestirne, herab, indeß die silbernen Leyer
Eurer Engel unter dem schimmernden Himmel ertönen.
Grosse Quelle des Tags, du bestes Bildniß hiernieden
Deines Schöpfers, o du, die von Welten zu Welten
weit um sich
Unaufhörlich des Lebens erhaltenden Ocean ausgießt,
Schreibe sein Lob auf die ganze Natur mit jeglichem Strahle.
Prächtig rollet der Donner; sey still, anbetender Erdkreis,
Da von Wolke zu Wolke der feyernde Hymnus zurück kehrt!
Hügel, blöcket es nach, und ihr, bewahret die Töne,
Moosigte Felsen! Erhebt das tief antwortende Brüllen,

Breath your still Song into the Reaper's Heart,
As home he goes beneath the joyous Moon.
Ye that keep watch in Heaven, as Earth asleep
Unconscious lies, effuse your mildest Beams,
Ye Constellations, while your Angels strike,
Amid the spangled Sky, the silver Lyre.
Great Source of Day! best Image here below
Of thy Creator, ever pouring wide,
From World to World, the vital Ocean round,
On Nature write with every Beam *His* Praise.
The Thunder rolls: be hush'd the prostrate World,
While Cloud to Cloud returns the solemn Hymn.
Bleat out afresh, ye Hills; ye mossy Rocks,
Retain the Sound: the broad responsive Low,

O ihr Thäler! Es herrscht der große Hirt, und die
Zukunft
Bringt sein seeliges Reich, aus dem die Leiden verbannt sind.
Wachet insgesammt auf, ihr Wäldertragenden Ebnen,
Und ein unendlicher Lobgesang berste von allen Gebüschen.
Wenn der geschäfftige Tag ermüdet dahin stirbt, und mit sich
Die ertönende Welt in Schlaf legt, dann, süssester Vogel!
Süsse Philomela, bezaubre die horchenden Schatten,
Unterweise die schweigende Nacht im Preise des Schöpfers.
Ihr vor allen, für die das ganze Gebiete der Schöpfung
Lächelt, zugleich das Haupt, das Herz, und die Zunge
von allem,
Krönet den großen Gesang! In allen wimmelnden Städten
Fügt, versammlete Menschen, zur tiefen donnernden Orgel
Die weit tönende Stimm', und laßt sie in festlichen Pausen
Durch den schwellenden Baß hellklingend brechen. Mit
Flammen,
Deren

Ye Valleys, raise; for the *Great Shepherd* reigns;
And his *unsuffering* Kingdom yet will come.
Ye Woodlands all, awake: a boundless Song
Burst from the Groves; and when the restless Day,
Expiring, lays the warbling World asleep,
Sweetest of Birds! sweet Philomela, charm
The listening Shades, and teach the Night *His* Praise.
Ye chief, for whom the whole Creation smiles;
At once the Head, the Heart, and Tongue of all,
Crown the great Hymn! In swarming Cities vast,
Assembled Men, to the deep Organ join
The long-resounding Voice, oft-breaking clear,
At solemn Pauses, thro' the swelling Base;

Deren jede, vereint, die andre verstärket, erhebt euch
In vereinigter Gluth gen Himmel. Oder erwählt ihr
Lieber den ländlichen Schatten, und jeder heiliger Hayn ist
Euch ein Tempel: So laßt die Flöte des Hirten, der
Jungfrau
Lied, den begeisternden Seraph, die Leyer des Dichters
hier immer
Singen den Gott der Zeiten des Jahrs, so wie sie vor-
beyfliehn.
Wenigstens ich, wofern ich das Lieblingsthema vergesse,
Wenn die Blüthe nun blüht, wenn in dem Strahle des
Sommers
Sich die Ebene röthet, wenn der begeisternde Herbst glüht,
Oder im schwarzwerdenden Osten der Winter heraufsteigt:
So verstumme die Zunge, die Phantasie mahle nicht weiter,
Und mein Herz, der Freude gestorben, vergesse zu schlagen!

Wenn

And, as each mingling Flame increases each,
In one united Ardour rise to Heaven.
Or if you rather chuse the rural Shade,
And find a Fane in every sacred Grove;
There let the Shepherd's Flute, the Virgin's Lay,
The prompting Seraph, and the Poet's Lyre
Still sing the *God of Seasons*, as they roll.
For me, when I forget the darling Theme,
Whether the Blossom blows, the Summer-Ray
Russets the Plain, inspiring Autumn gleams;
Or Winter rises in the blackening East;
Be my Tongue mute, my Fancy paint no more,
And, dead to Joy, forget my Heart to beat!

Should

Wenn in der grünenden Erd' entlegenste Gegend das Schicksal
Mir zu gehen geböt', in ferne barbarische Länder,
Und an Flüsse, die nie in Gesängen der Muse genannt sind;
Wo die Sonne zuerst die Indischen Berge vergüldet,
Oder ihr sinkender Strahl die Atlantischen Inseln erleuchtet;
Fürcht' ich mich nicht. Denn Gott wird, allenthalben zugegen,
Allenthalben gefühlt, in leeren Wüsten nicht minder,
Als in vollen Städten. Und muß da Freude nicht wohnen,
Wo die Gottheit beseelend über die Wesen sich breitet?
Wenn auch endlich die festliche, große Stunde mir winket,
Und den mystischen Flug zu künftigen Welten beflügelt;
Will ich freudig gehorchen, will oben mit neuen Kräften
Wachsende Wunder singen. Wohin ich gehn kann, da lächelt
Allgemeine Lieb' um mich her: Sie, welche dort oben Alle

Should Fate command me to the farthest Verge
Of the green Earth, to distant barbarous Climes,
Rivers unknown to Song; where first the Sun
Gilds Indian Mountains, or his setting Beam
Flames on th' Atlantic Isles; tis nought to me;
Since God is ever present, ever felt,
In the void Waste as in the City full;
And where *He* vital spreads, there must be Joy.
When even at last the solemn Hour shall come,
And wing my mystic Flight to future Worlds,
I chearful will obey; There, with new Powers,
Will rising Wonders sing. I cannot go,
Where *Universal Love* not smiles around,

Alle jene Kreise, mit allen ihren Bewohnern,
Trägt, und stets aus dem scheinbaren Uebel das Gute herausführt,
Und aus diesem das Bessere dann, und immer das Beßre
In unendlichem Fortgang. — Allein ich verlier' in Ihm mich,
Ich verliere mich selbst im unaussprechlichen Lichte.
Komm, beredtes Schweigen, und denke Sein Lob. . . .

Sustaining all yon Orbs and all their Sons,
From *seeming Evil* still educing *Good*,
And *Better* thence again, and *Better* still,
In infinite Progression. — But I lose
Myself in *Him*, in *Light ineffable!*
Come then, expressive Silence, muse *His* Praise.

Unvollendeter Versuch vom Gebete.

Vorbericht.

Der folgende unvollendete Versuch vom Gebete hat, nach dem Plane des Verfassers, aus vier Büchern bestehen sollen. Ich finde den Inhalt derselben unter seinen Papieren, so wie folget, angezeigt:

Das erste Buch.

Von der Nothwendigkeit und Vernunftmäßigkeit des Gebets.

Das zweyte Buch.

Von dem Herzen, mit dem man beten muß, und von der wahren Einrichtung des Gebets.

Das dritte Buch.

Von den Gütern, um die man bitten soll, und von der verschiedenen Art des Gebets, nachdem die Güter verschieden sind.

Das vierte Buch.

Von der Vortrefflichkeit des Gebets, und von dessen Erhörlichkeit, welche beyde Betrachtungen uns, zu beten, und oft zu beten, bewegen sollen.

Der Werth der dreyhundert Zeilen, welche unser Dichter in diesem Werke hat endigen können, wird mir bey

bey allen Kennern des Nützlichen, Wichtigen und Schönen, zur Rechtfertigung ihres Abdrucks dienen. Nach Endigung derselben sagt uns das Concept des Dichters noch folgendes;

Entwurf der weitern Fortsetzung des ersten Gesangs vom Gebete.

„Nachdem gezeigt ist, daß Gott die Welt, und also „auch die menschlichen Schicksale regiere, ohne sie dem „Zufall zu überlassen: so wird daraus die Nothwendigkeit „des Gebets hergeleitet. Denn von ihm hängen wir „ab, sind uns selbst zu unsrer Glückseligkeit nicht genug, „und können nichts, ohne seinen Willen erhalten. (Eine „Stelle aus den letzten Capiteln des Buchs Hiob.) Nun „hat er das Gebet, als die Ordnung, in der wir alles „von ihm erhalten sollen, vorgeschrieben. Wir sind also „dazu verbunden. Einwurf von der Vergeblichkeit des „Gebets, weil Gott alles von Ewigkeit bestimmt hat. „Widerlegung: weil er auch das Verhalten der Men„schen vorausgesehen, und darnach, den Gesetzen der „Weisheit und Güte gemäß, die Verknüpfung aller Din„ge gemacht hat. Sonst würde auch folgen, daß Tugend „und Laster einerley wäre. Von der Anständigkeit des „Gebets. Gott weiß alles, und bedarf unsrer Anzei„ge nicht. Er ist auch nicht ehrsüchtig. Auch nicht „so wenig gütig, daß man durch Gebet gleichsam sein „Herz erst erweichen, oder, so zu sagen, die Leidenschaft „des Mitleids, durch die Beredsamkeit unsrer Bitte, „erregen muß. Aber das Gebet drückt unsre Empfin„dungen der göttlichen Macht und Güte aus, so wie „auch unsre Bedürfnisse, Rechtmäßigkeit dieser Empfin„dungen,

Zum

Zum zweyten Buche.

„Von dem Herzen, mit welchem man beten muß, und „von der rechten Einrichtung des Gebets.

„Niemand kann Gott wohlgefällig beten, der ein muth„williger Sünder ist. Esa. 1. Ps. 50.

„Anführung der bekannten Geschichte des Bias.

„Man muß bekehrt seyn, oder der zuvorkommenden „Gnade Raum gegeben haben, wie Paulus.

„Von der nothwendigen vorhergehenden Sammlung der „Gedanken zum Gebet.

„Von der Empfindung der Allgegenwart Gottes.

„Von der Aufmerksamkeit oder Andacht.

„Von der Demuth; Gleichniß vom Pharisäer und vom „Zöllner.

„Von dem Glauben an den Namen Jesu.

„Von der Zuversicht.

„Von der Unterwerfung.

„Von der Geduld. Vom Anhalten. Gleichniß vom un„barmherzigen Richter.

Wie viel vortreffliches würde ein Dichter, wie unser Gieseke war, über alle diese für ernsthafte Leser höchst wichtige Wahrheiten gesagt haben, da er bey seiner Gründlichkeit alle Gefahren der Trockenheit kannte und zu vermeiden wußte, und bey allem Reichthum des Schmuckes, den ihm die Poesie anbot, doch nie die Gründlichkeit einer Materie zu verwahrlosen fähig war.

Außer dem bisher angezeigten, enthält die Handschrift auch noch:

Das Gebet des Herrn.

Zum Versuch vom Gebet; zum zweyten, oder dritten Buche.

Als vom Gebet der Erlöser zurückkam, sprach einer der Jünger:
Lehre, Meister, uns beten, gleichwie Johannes die Seinen.
Und er gab ihm zur Antwort: So oft ihr beten wollt, sollt ihr
Nicht viel Worte plappern, gleichwie die Heiden. Sie meynen,
Daß der Worte Meng' und Geräusch Erhörung erzwinge.
Werdet ihnen nicht gleich. Denn euer Vater weiß alles,
Was ihr bedürft, eh' ihr bittet. Wenn ihr nun betet, so sprechet:
Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt!
Dein Reich komme! Dein Wille geschehe, wie er in dem Himmel
Immer vollbracht wird, auf Erden! Gieb unser tägliches Brodt uns
Heute! Vergieb uns unsere Schulden alle, wie wir auch
Unsern Schuldnern erlassen! und führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Uebel! Denn dein ist das Reich über alles;
Dein ist die Macht, und die Herrlichkeit, bis in Ewigkeit. Amen!

Versuch vom Gebete,
ein Lehrgedicht.

Erster Gesang. 1757.

Von der Pflicht des Gebets, der Pflicht des Menschen und Christen:
Daß es Schuldigkeit ist und Weisheit, zum Schöpfer zu flehen;
Was für ein Herz sich ihm enthüllen darf; was für ein Inhalt
Unsers Gebets ihm gefällt; und welche Segen es krönen,
Das zu singen versuche, mein Lied! Dir höre der Christ zu,
Werde von heiliger Gluth entflammt, und erhebe gen Himmel
Reine Händ', und zittre voll Ehrfurcht, und hoffe voll Glaubens.

Aber, du Geist des Gebets und der Gnaden, erleuchte du selbst mich!
Leite mein schüchternes Lied auf dem fremden, heiligen Pfade,
Wo noch niemals vor ihm Gesänge wandelten. Laß es
Seines Inhalts würdig erschallen, mit Stärke begeistert,
In der himmlischen Harmonie der Wahrheit und Tugend.
Denn die Herzen lenkst du, ihr göttlicher Sieger, und sendest
Weisheit von oben herab, und schüttest alles, was gut ist,
In die Seelen der Sterblichen aus, du Lehrer der Christen.

Vor dem ewigen Thron des angebeteten Einen
In den Staub sich werfen, und flehn zum Vater der Wesen,
Dessen allmächtiger Wink des Schicksals Gesetz ist, des
Schicksals
Aller, des Engels am Stuhl, und des Wurms im nie-
drigsten Staube;
Seine Verlangen vor ihn, der sie erfüllen muß, bringen,
Und von ihm sie begehren, ist Schuldigkeit. Selbst die
Natur ruft,
Mit gehorsamfordernder Stimme, zum Beten; noch lauter,
Als von heiligen Tempeln der Glocken eherne Stimme,
Wenn sie, an Festen des Herrn, die Christen zum Loben
und Danken
In die Versammlungen ruft. Die Völker vernehmen die
Stimme,
Fallen nieder zur Erd', und beten zu ihrer Gottheit.

Hat nicht der Vorwitz den Menschen gespornt, die
Heimath zu fliehen,
Nie gesuchte Gefild', und neue Völker, und Himmel,
Deren Lüfte vor ihm kein Fremder getrunken, zu suchen?
In der Hand den Compaß, hat er, umringt mit Gefahren,
Nie beseegelte Meere durchirrt, die Sonne bald senkrecht
Ueber dem kranken Haupte gefühlt, und die sengenden
Strahlen
Ausgedauert; und bald, in andern Zonen, vor Kälte
Unter Gebürgen von ewigem Eise gezittert, die Sonne
An dem Himmel voll Nacht viel traurige Monden entbehret,
Von dem einsamen Weib' und ihren weinenden Kindern,
Und den bekümmerten Aeltern umsonst zurücke gewünschet.
Aber wohin der Mensch auf kühnem Pfade sich wagte;
Was für Meere sein Schiff zerspaltete; welche Gebürge

Durch

Durch die Wolken ihn trugen: Wenn sie zu Menschen ihn brachten,
Fand er Götter verehrt, und Völker betend. Zwar trennen
Einfalt und Irrthum die Menschen, und schaffen selber sich Götzen,
Und ersinnen sich selbst Gesetze, sie würdig zu ehren.
Denn wir alle, wenn Gott uns nicht leitet, sind Kinder des Irrthums,
Tappen in Finsternissen und Nacht, und sehen das Licht nicht.
Aber sie alle, sie knien vor einem gefürchteten Gotte
Von unendlicher Macht, wiewohl ihn jegliches Volk sich
Anders bildet, und anders ihn nennt, und anders ihm dienet,
Oder die Opfer vertheilt, und, Heeren von Göttern zu räuchern,
Seiner Wälder nicht schont. Sie alle, sie beten zu Göttern,
Das zur Sonne, zu Thieren ein andres, ein drittes zu Bildern,
Wie sie der Witz des Künstlers erfand, und sein Meissel sie formte,
Oder zu Geistern und Teufeln, zum Tien, und schöpfrischen Bruma.

Nur der Freygeist allein beugt nie sein Knie vor dem Schöpfer,
Oder faltet ihm Hände. Die Andacht ist ihm nur Unsinn,
Selbst des Christen. Er schilt die würdigsten Zeichen der Ehrfurcht,
Heucheley und Betrug, und Puppenspiele der Einfalt.
Soll er zum Pöbel hinab sich erniedrigen, der sich nie anders
Unterwindet zu denken, als ihn sein Priester gelehrt hat?
Er denkt edler. Sein Gott ist nicht die Gottheit des Pöbels.
Beten fordert er nicht, noch knechtische Zeichen der Ehrfurcht.

Zeig uns, du Weiser, den Gott, dem du dienest — vielmehr, dem du nicht dienst.
Aber er ist nicht, dein Gott! Ihn hat in träumenden Nächten
Aus sich selber dein Witz mit Arbeit und Wehen geboren,
Wie aus dem kreißenden Haupt des Zevs die Pallas hervorsprang,
Eines erdichteten Gottes der Fabel erdichtete Tochter.
Und doch lehrt der erdichtete Gott der Fabel uns Wahrheit.
Aber was lehrt uns dein Gott? So bald sein Schöpfer, dein Witz, ihm
Seine Schattengestalt gegeben, umarmst du ihn fröhlich,
Setzest ihn auf den Thron, und ehrst ihn, um den nicht zu ehren,
Der den Himmel, das Meer, die Erd' und alles gemacht hat,
Der im Himmel, im Meer, auf Erden, in allen Tiefen
Seinen Willen vollbringt, und jedem Menschen sein Schicksal
Auf der Wage des Rechts nach seinen Handlungen darwiegt.

Wag' es und singe, mein Lied, mit Tönen gerechter Verachtung,
Seine Götter. Denn die sich mit dem Namen des Freygeists
Brüsten, sind unter sich selbst so uneins, als jene Geschlechter,
Die mit dem Zepter von Bley der Aberglaube beherrscht hat.
Singe die Misgestalten, in die sie die Gottheit verwandeln,
Gott zu läugnen, und doch nicht Gotteslängner zu heißen.

Jene zuerst, die dem Bernis * in seiner einsamen
Grotte
Schrecklich erschien, als sie schnell ein blasses Feuer erfüllte,
Und vor seinem bestürzten Auge die Welt zu vergehn schien.
Durch die Lüfte rollten die Stern' in vermischtem Getümmel,
In der finsteren Nacht verirrt, durch einander. Vergebens
Hielten die Wirbel sie. Schon droht alles in Abgrund zu sinken.
Nur der Barde blieb ruhig in seiner Freystatt, und sah sich
Unerschrocken in ihr vom entsetzlichen Chaos umfangen.
Gott, du schenktest ihm Muth, die schreckliche Nacht zu ertragen.
Plötzlich gab ihm den Tag ein Donnerschlag wieder. Und
mit ihm
Stieg

* Der Cardinal Bernis läßt, in dem Fragment eines Gedichts wider die Freygeisterey, den Gott des Spinoza unter folgenden Umständen erscheinen:

Un feu pâle & soudain
De ma grotte à ces mots remplit le vaste sein.
Je crus être temoin de la chûte du monde:
Les astres égarés dans une nuit profonde
Et par leurs tourbillons vainement suspendus,
Roulèrent dans les airs ensemble confondus.
Tout parut s'abîmer. Moi seul calme & tranquille
Je vis l'affreux cahos entourer mon asyle.
Tu me donnois, grand Dieu, cette intrepidité,
Plongé dans le silence & dans l'obscurité,
Le jour me fut rendu par un coup de tonnerre.
Je vis sortir alors des débris de la terre
Un enorme Géant. Que dis-je? Un monde entier,
Un Colosse infini, mais pourtant regulier.
Sa tête est à mes yeux une montagne horrible,
Ses cheveux des forêts, son œil sombre & terrible
Une fournaise ardente, un abîme enflamé.
Je crois voir l'univers en un corps transformé.
Dans ses moindres vaisseaux serpentoient les fontaines,
Le profond Ocean écume dans ses veines.
La robe qui le couvre est le voile des airs,
Sa tête touche aux cieux, & ses piés aux enfers.

Stieg aus den Trümmern der Erd' ein unermeßlicher Riese,
Eine Welt an Größe! hervor. An Gestalt ein Colossus,
Schrecklich dem Aug', und doch nach Ebenmaaßen gebauet.
Sein gewaltiges Haupt war ein Gebürge; die Haare
Wälder; sein schreckendes Aug' ein entzündeter Feuerofen,
Oder ein flammender Abgrund. In Einen Körper verwandelt,
Stand vor dem Dichter die Welt. In seinen kleinsten
Gefäßen
Flossen die Bäche gemächlich, und durch die schwellenden Adern
Brauste das Weltmeer dahin. Sein Kleid war der
Schleyer der Lüfte;
Seine Füße berührten die Hölle, sein Haupt den Himmel.

Also träumte Spinoza sich Gott. Damit nicht ein
Gott sey,
Der dieß Ganze regiert, macht er das Ganze zum Gotte.
Seinen Körper zu baun, setzt er die Körper zusammen,
Die der Weltkreis umschließt, und giebt dem gigantischen Leibe
Alle geistigen Wesen zur Seele. Den Kreislauf der Zeiten
Giebt er zur Ewigkeit ihm, die Flucht der Jahre zur Dauer.
Wer ihm folgt, ist sich selbst ein Theil der Gottheit. Doch
sind es
Auch die Thiere, die ihm zur Nahrung oder zur Wollust
Bluten, mit ihnen die Traube, die seinen Becher ihm anfüllt,
Und die Quelle, die sich mit ihrem Nektar vermischet.
So verächtlich ist nicht das kleinste Gewürme; zertritt ers,
Er zertritt des Gottes ein Theilchen, deß Theilchen auch er ist.

Wundert euch nicht, daß ihr ihn nie betend antrefft.
Wer kann wohl
Zu sich selber beten? Und würd' er es nicht, wenn er jemals
Sich zu seinem vieltheiligen Gott zu beten entschlösse?

Unter=

Unterdessen predigt noch stets sein vergöttertes Ganzes
Einen Bauherrn, und ruft mit so viel vernehmlichen Stimmen,
Als es Theile hat, laut: Es ist ein Schöpfer, durch den ich
Da bin! Ich bin von mir selbst nicht entstanden; war auch
nicht immer.
Bete Gott an! So lehrt ihn alles, was lebet und nicht lebt.
Denn das Lebende hat sich selbst kein Leben verliehen,
Noch ein Leben von dem empfangen, das selbst es entbehret.
Aber, was nicht lebt, ist nur um der Lebendigen willen,
Würde nicht seyn, wenn sie nicht wären, und hat doch von ihnen
Nicht den Ursprung genommen. Was ist, verkündiget alles
Einen Schöpfer der Welt, den Gott, der nicht selber die
Welt ist.

Aber laß dem, der den Schöpfer verneint, die Ehre
des Unsinns,
Seine Gottheit sich selbst aus Sand, und Steinen, und Erzen,
Allen Pflanzen, Geflügeln, und Thieren, und Ungeziefern,
Mit sich selber vermischt, zusammen gelesen zu haben:
Warum betet auch der nicht, der einen Schöpfer der
Welt glaubt,
Oder vorgiebt zu glauben? Auch er verwandelt den Schöpfer
In ein Hirngespinnst, läßt ihm die Ehre des Bauherrn
Dieses Ganzen, und raubt ihm die Ehre der Herrschaft darüber;
Nimmt aus seiner gefürchteten Hand, mit der er den Donner
Auf Verbrecher herabwirft, den alten Zepter, und läßt ihn
Vom unwürdigen Thron in die Schöpfung müßig herabsehn.
Oder wenn er die Herrschaft ihm läßt: so reißt er die Festung
Seines Stuhls, das Recht, die Gnad' und Weisheit darnieder,
Und macht seinen Gott zum Wütrich seiner Erschaffnen.

Also ist der Vater der Welt, von der Schöpfung ermüdet,
Eingeschlafen, und ihm das Ruder entsunken? Der Zufall

Schleudert ohn' Ordnung und Zweck und Regel die leuchtenden Sonnen,
Sammt den Erden und Monden, und euch, ihr fernen Kometen,
Durch die Gränzen des Raums, so weit er sich ausstreckt, und schüttet
Dunkel und Heiterkeit, Wärm' und Kält', und Regen, und Schloßen,
Schnee, und Donner, und Blitz, sammt allen wechselnden Winden,
Ueber den Erdball, wie ihn die Laune leitet; verwandelt
Hier die Seen in Land, indem er dort Länder ersäufet;
Stürzet Berge hinab in den Schlund des Abgrunds, und wirft sie
Dann aus der Tiefe wieder empor. Ein entsetzliches Wühlen!
Aber nicht ein nützliches Wühlen, die Ordnung des Ganzen
Zu erhalten, den Kreis der Erde wohnbar zu machen.
Denn der Zufall wirket ohn' Absicht. Der Ordnung gehäßig,
Kann er nichts, als alles vermischen, zerstören, verderben.
Also rang nicht, wie uns der Vorwelt Dichter erzählen,
In dem Chaos mit sich der Urstoff der Wesen. So stritt nicht
Mit dem Wasser die Macht des Feuers, oder das Schwere
Mit dem Leichten, als sich im Gebiet' des unwissenden Zufalls
Die zerrüttete Schöpfung, sich selbst zernichtend, bekämpfet.

Schrecklicher Anblick! die Erde weiß keine Zeit mehr, der Sonne
Sich zu nähern, noch sich von ihr zu entfernen. Es wechseln
Keine Stunden der Nacht und des Tags. In fröhlichen Reihen
Tanzen die Zeiten des Jahrs nicht mehr um die Erde. Kein Frühling

Schwän-

Schwängert mit Leben und Freud' und Segen den Schooß der Gefilde,
Kleidet die nackenden Wüsten, so bald sein Finger sie anrührt,
In den Reichthum der blendenden Farben verschwendrisch, und schafft sie
Durch sein beseelendes Hauchen zu Gärten Gottes. Der Herbst darbt,
Krönet sein Haupt nicht mehr mit des fröhlichen Weinstocks Geschenken,
Oder schüttelt sein goldenes Obst von entlasteten Bäumen,
Und erfüllet die Scheuern und Kammern der sammlenden Menschen.
Kein wohlthätiger Winter gießt über die Hälfte der Erde
Die erquickende Ruh nach so viel Monden voll Arbeit,
Und wirft über den künftigen Segen der trächtigen Felder
Seines Schnees Gewand, indem sein Bruder, der Sommer,
Auf der andern Seite der Erd' in wallenden Saaten
Fröhlich einhergeht, begleitet von seinem unschädlichen Donner,
Oder unter den Schnittern wandelt, und Garben auf Garben
Auf die seufzenden Wagen thürmt, und Städten und Dörfern
Mehr als Eines Jahrs erbetene Schätze zurückschickt.
Alles dieses hört auf. Bald wirst du, Erde, verwahrlost,
Wenn der Zufall zu weit von dir die Sonne hinwegrückt,
In der ewigen Nacht unerleuchtet trauren und sterben.
Oder, wenn er dem feurigen Meer zu nahe dich rücket:
(Beydes besorgst du vom Zufall mit Recht!) So werden dich Flammen,
Gleich den Flammen des Weltgerichts, plötzlich ergreifen, unlöschbar
Lodern, und deine Bewohner in deine Ruinen begraben.

Ists auch Wunder, daß in der anarchischen bangen Zerrüttung
Der bestürzte Mensch sein Leben verlassen durchtrauert,
Daß die Tugend den Fußsteig verliert, und ungewiß umirrt?
Ist kein alles regierender Gott: so ist kein Vergelter
Und kein Richter: so ist auch keine Tugend, kein Laster.
Und was ist die Vernunft? Vergebens strengt sich ihr Aug' an,
In der alles verhüllenden Nacht ein Ziel zu erforschen,
Oder einen Weg zu entdecken, welcher nicht misführt.
Wo der Zufall die höchste Gewalt hat, da hilft die Vernunft nichts.
Auch das Gebet ist umsonst. Er hörts nicht; und wenn ers auch hörte,
Was vermöcht' es bey ihm? Kein Freygeist kann beten, dem Gott nur
Ein Erschaffer der Welt ist, und nicht ihr weiser Regierer.

Aber ist dieses der Zustand der Welt? Wie hat sie sich selber
Durch so vieler Jahrhunderte Reihen erhalten? Gieb Antwort,
Stolzer, warum hat der Lenz oder eine der Zeiten des Jahres
Niemals, so lange die Erd' ist, umsonst sich lassen erwarten?
Jede folget der andern, nicht eine bleibt aus, oder zaudert.
Sage, warum? Wenn ohne Gesetz sie kommen und weggehn?
Und ist dieß dir zu wenig: schau über dich! Schau in das Ganze!
Siehe, da schwimmen, (unzählbare Heere!) die Sonnen und Erden
In den uferlosen Tiefen des Weltraums; und friedlich
Schwimmen sie neben einander. Sie halten immer die Bahnen,

Die

Die sie einmal giengen. Nicht Eine verirret; nicht Eine
Stößt und verdrängt den Nachbar. Wenn Wirbelwinde
des Zufalls
Diese Tiefen beherrschten, dann hätt' ihr Ungestüm lange
Die durcheinander taumelnden Welten zusammengestoßen
Und verderbt, wie ein wilder Orkan die seegelnde Flotte
Auf dem aufgewiegelten Meer durch sich selber zernichtet;
Denn er schleudert die schwankenden Schiffe mit mächtigem
Arme
Auf einander, daß sie an sich selbst, wie an Klippen, zer-
scheitern.
Aber es geht die Natur stets ihren Weg fort. Der
Mensch weiß
Jedes Gestirnes Stelle. Nicht Eines sucht er vergebens.
Ihm ist der Gang der Planeten und ihrer Trabanten nicht
fremde.
Er bestimmt ihn voraus, und irrt nicht. Auch den Kometen
Merkt er ihre Bewegungen ab. Bald wirds ihm gelingen,
Sie untrüglich vorher zu verkündigen. Unerwartet
Werden sie nur dem unwissenden Pöbel erscheinen, obgleich sie
Aus des Himmels entlegensten Gegenden ausgehn, und lange
Tausend Sonnen und Sonnensysteme vorbey durch den
Weltraum
Wandern, eh' bis zu uns die weite Reise vollbracht ist;
Ob sie gleich wieder von uns, wohin sie kamen, zurückfliehn,
Hier, wo kein forschendes Sehrohr des kühnen Auges sie
ausspürt.

Wenn es also dem Menschen gelang, viel hohe Gesetze
Der Bewegung des Ganzen zu finden: So sind ja Gesetze,
Denen das Ganze gehorcht; so ist ein weiser Beherrscher
Aller Ding', u. der Schöpfer der Welt führt den ewigen Zepter.

Und nun weiß ich, zu wem ich bete. Der weise
Beherrscher
Aller Ding' ist zugleich der meine. Der Gott, der den Sternen
Ihre Bahnen zeichnet, und um die leuchtenden Sonnen
Die erleuchteten Erden herumwälzt, bestimmt auch das
Schicksal
Aller Geschöpfe, die er in so viel Welten gesetzt hat.
Ihnen zum Besten treibt er sie um; denn er schuf sie nur ihnen.
Ist nicht jegliches Haus für seine Bewohner vorhanden?
Und was bist du, du Weltgebäude, wofern du kein Wohnhaus
Der Lebendigen bist, für sie vom Schöpfer bereitet,
Prächtig geschmückt, und erfüllt mit allem, was sie bedürfen?
Also sorgt er für sie. Er schaut der Bewegung des Ganzen
Nicht unthätig nur zu und müßig. Er ordnet sie selbst an.
Aber er ordnet auch das, was im Ganzen geschieht, und
das Schicksal
Seiner Lebendigen an. Nicht Einem von ihnen begegnet
Etwas, das er nicht weiß, und nicht will. Auf alle Geschlechter,
Arten, und einzelne Wesen, so viel erschaffen sind, sieht er.
Allen giebt er Leben und Dauer, den Kleinern nicht minder,
Als den Grössern. Und stets ist ihres Lebens Geschichte
Eine Geschichte seiner Regierung. Kein lybischer Löwe
Brüllt durch die Wüste, dem er den Raub zu jagen nicht
zuführt.
Wenn mit zitternden Läuften dem Feuerrohre des Jägers
Die bestürzte Hindinn enteilt, unblutig die Kugel
In den Eichenstamm fährt; hat er sie behütet: und sinkt sie
Unter dem tödtlichen Bley; so ist auch sein Wille geschehen.
Ist gleich das Leben der Fliege, die erst ein Wurm war,
ein Tag nur:
Giebt doch er ihr Nahrung, und Wachsthum, und Freude,
den Gatten

Und

Und die Nachkommenschaft. Auch ihres flüchtigen Lebens
Kleine Scenen hat er in den Plan des Ganzen geflochten.
Hielt' er nur Eines von seinen Geschöpfen der Sorg' und
Regierung
Unwerth, und lenkt' er nicht alles, so nichtsbedeutend es
uns scheint:
Bald würd' alles verwirrt in einander fallen, des Ganzen
Tod und Untergang werden, und er ein Gott ohne Reich seyn.

Und er sollte den Menschen vergessen? ihn, seinen
Geliebtern
Unter den Bürgern der Erde? den Einzigen unter allen,
Der bis zu ihm sich erheben, in seinen Werken ihn finden,
Seine Stimm' in allem, was Stimmen hat, hören, in allem,
Was das Licht erleuchtet, mit Augen ihn sehn, ihn bewundern,
Seine Vorsorg' empfinden, u. ihr vertraun kann? Ihm dienen
Himmel und Erde, der Schooß des Meers und des Ab-
grunds. Die Schöpfung
Ist für ihn in Bewegung. Sie speist und kleidet ihn,
strömt ihm
Freuden durch jeglichen Sinn zu, nährt mit höherer Wollust
Seinen betrachtenden Geist, wenn er, in Erstaunen verloren,
Ihre Reiche voll Pracht durchwandelt, wo tägliche Wunder
Seinem neubegierigen Blicke begegnen, wo Hoheit
Ihn bezaubert, und vor ihm die Schönheit mit himmli-
schen Reizen
Fröhlich da steht, und lächelnd sich seinen Umarmungen nähert.
Ihre Werke lehren ihn Weisheit, und füllen die Seele
Mit Begriffen von Wahrheit und Ordnung und Güte.
Sie geben
Seinen Handlungen Regeln, und stellen zum Muster ihm
Gott dar.

Hat

Hat ihn der Vater der Welten umsonst so herrlich gebildet?
In der Natur für ihn vergebens gesorget? Auch er ist
Seiner Liebe theuer, viel theurer, als alle die Wesen,
(Ihre Zahl ist unendlich!) die er nur zum thierischen Leben,
Nicht zum vernünftigen schuf. Allgegenwärtig sieht immer
Auch auf ihn sein wachendes Auge hernieder. Sein Odem
Wird von ihm bewahrt. Sein alles umschattender Flügel
Breitet sich über ihn her, und seine mächtige Hand führt
Seinen wandernden Fuß durch Labyrinthe des Schicksals.

Aber was hast du, mein Lied, mit deiner Arbeit gewonnen?
Einen Freygeist zum Beten zu rufen, hast du vergebens
Gottes Ehre zu retten gestrebt, und die Werke der Schöpfung
Aufgeboten, für seine Herrschaft dir streiten zu helfen.
Obgleich sein Stolz es nicht wagt, sie zu läugnen, so betet er doch nicht.
Er verkennt die Gottheit noch immer; und ihre Regierung,
Wie er wähnt, ist nichts, als ein eigensinnig Verhängniß,
Wie das unerbittliche Schicksal der Heiden. Der Vater
Ihres Göttergeschlechts vermocht' es selbst nicht zu ändern.

Trostschreiben
an einen Vater,
über den frühen Verlust seines Sohnes.
1746.

In einem Glück, dem Welt und Zeit nichts angewinnet,
Wo keine Mühe seufzt, und keine Zähre rinnet,
Wo man, im seelgen Strahl des unerschaffnen Lichts,
Gott über alles schätzt, und alles andre nichts;
Wo Freude, wo Genuß die Hoffnung selbst verschlinget,
Und in des Lebens Reich des Todes Fuß nicht dringet:
Da ist nunmehr Dein Sohn, gebeugter theurer Mann,
Wo Er, den alles Ach nicht wieder rufen kann,
Sich nie zurücke wünscht. Die Lieder voll Entzücken,
Die alle Seraphim Ihm dort entgegen schicken,
Womit der Seelgen Chor glückwünschend Ihn empfängt,
Wenn Er sich unter sie, als Mitgenosse, drängt;
Die sollten ja bey uns gleich fröhlich wiederhallen:
Und wir, wir lassen nur verzagte Klagen schallen?

Wie? daß Du nicht den Blick dahin, wohin du denkst,
Du Wanderer, wie wir, zu jenen Höhen lenkst,
Wo den, den Du beweinst, als könnt' er dort noch leiden,
Der Ewigkeiten Glanz und Königs-Kronen kleiden?
Wie? daß Du, Vater! jetzt mit jener Zärtlichkeit,
Womit bey Seinem Glück sich sonst Dein Herz gefreut,
Nicht mit Ihm fröhlich bist, als wenn in jener Sphäre
Er nicht, wie hier, Dein Sohn, Sein Glück nicht Deines wäre?

Wie kömmts, daß, wenn ein Freund, nach wohlverlassner Welt,
Ein ewigs Freudenfest mit bessern Geistern hält,
Wir nicht dem Gram um ihn aus Freundschaft Gränzen
setzen,
Und uns bey seinem Glück, als träf' es uns, ergötzen?
Wie wir sonst, wenn ein Freund, von dem man traurig schied,
An einem fernen Ort, wo er sich glücklich sieht,
Behalten angelangt, oft frohe Feste feyern,
Sein Angedenken uns mit Anmuth zu erneuern.

Doch bey uns ist wohl nicht der Freude Vaterland,
Wo Lust dem Leide weicht, und wir dem Unbestand.
Dem Himmel, welcher jauchzt, kann von der bangen Erden
Ein klagenfreyes Lied wohl nicht zur Antwort werden.

So ist es. Die vom Trost ganz ausgeleerte Brust
Wird nun der Sitz des Grams, der auch den Schein der Lust
An ihrer Thür verscheucht. Und wer wird jetzo sagen,
Daß dein so zärtlichs Ach, die seufzervollen Klagen,
Die Thränen, deren Dir doch keine Trost gewinnt,
An Dir, gesetzter Mann, der Großmuth schimpflich sind?

Die herrschende Vernunft wird müde, zu gebieten,
Und weicht, wenn wider sie die Leidenschaften wüten,
Ein Volk, zum Aufruhr kühn, das, wenn es sich empört,
Sich gegen alles lehnt, und die Vernunft nicht hört.
Wird es auch deinem Muth, so groß er ist, gelingen,
Dein aufgebrachtes Herz zur vorgen Ruh zu bringen?
Es kämpfet wider Dich (ach ein zu starker Streit!)
In Dir die Vater-Lieb', es kämpft die Menschlichkeit.

Wer ists, bey dessen Gruft Du wehklagend stehest,
Und so viel Wochen schon, mit Seufzen, irre gehest?

Ach

Ach Vater! (künftig führst Du diesen Namen nicht!)
Kein andrer, als Dein Sohn! Nein, nimmer widerspricht
Die Weisheit Deinem Harm, der über tausend Klagen,
Unglücklich, allemal den Preis scheint wegzutragen.

So fest oft Lieb' und Noth ein Freundschaft-Bündniß schließt,
Wenn sie in beyder Brust nur Einen Willen gießt;
Kann die Natur doch mehr! Sie zeugt aus dem Geblüte
Uns einen nähern Freund, von ähnlichem Gemüthe;
Ein werthes Theil von uns, und ein ergötzlichs Bild,
In dem man sich erkennt; ein Herz, von uns erfüllt
Mit edlen Neigungen, die wir in ihm ernähren,
Bis sie im reichen Herbst uns Frucht und Lohn gewähren;
Ein Herze, das in uns sein eignes Glücke liebt,
Das unsre mehrt, mit uns sich freuet, und betrübt,
Um unser Leben fleht, und, wenn wir einst erblassen,
Mit Nachruhm, Lieb' und Dank, wird Seufzer fliegen lassen.

Beglückt ist, wer, wie Du, beglückt gewesner Mann,
Was liebenswürdig ist, als Vater lieben kann,
Und, wie er sich den Sohn auf tausend Art verbindet,
In ihm den besten Freund, und Lohn und Ehre findet!

Dieß Glücke fandest Du, so oft bey Deinem Sohn
Viel Stunden ungezählt, geflügelt Dir entflohn,
Wenn Du, dem nie ein Freund, der Dich gesucht, gefehlet,
Aus Hunderten nur Ihn Dir hundertmal erwählet.
Wie sahst Du wohl bey Ihm, in sorgenloser Ruh,
Dem Ungemach der Zeit, in sichrer Ferne, zu,
Wenn Dein zufriedner Geist sein Alles mit Ihm theilte,
Unwissend, welch ein Leid, Dich zu beschleichen, eilte!

Du sahst (wer drücket aus, mit wie viel Zärtlichkeit?)
In Ihm, was immermehr ein Vaterherz erfreut:
Ein feuriges Gemüth, das nicht gern unten lieget,
Und freudig in die Höh dem Ruhm entgegen flieget,
Der, ungesucht, nicht kömmt; den ehrenvollen Geist,
Zu allem aufgelegt, was schön und edel heißt,
Der, weil Dein Nam' ihn stets mit kühnem Muth belebte,
Des Glücks, Dein Sohn zu seyn, sich werth zu machen strebte;
Das Herz, das allemal der Freundschaft offen stand,
Und Liebe sehen ließ, die Gegenliebe fand.

Kein Wunder, daß Du jetzt, da Du so viel verliereſt,
Den Zügel der Vernunft nur matt und kraftlos führeſt,
Und von dem stärkern Gram, den Du nicht zähmen kannſt,
Gewaltsam fortgeschleppt, Dich nicht so fort ermannſt.
Dann muß ja wohl der Schmerz in Mark und Beinen brennen,
Wann sich, so fest vereint, zwo Seelen schleunig trennen;
Wie, wann sonst unversehns ein unbarmherzigs Schwerdt
Durch ein gesundes Glied mit scharfem Wüten fährt,
Die festen Theile löst, und schnell ihr Band zerschneidet,
Die traurige Natur nicht ohne Thränen leidet;
Und wie der kranke Leib, wann seinen Freund, den Geist,
Den liebgewesnen Gast, der Tod von hinnen reißt,
Sich vor der Trennung krümmt, und, wann er dann verflieget,
Zu allem ungeschickt, erblaßt und leblos lieget.
Wer ist nun künftighin Dein Sohn, Dein Freund, Dein Glück,
Dein Trost und Deine Lust in jeglichem Geschick?
Und wer hilft künftig Dir, in diesen schwarzen Tagen,
Der bangen Einsamkeit so schwere Last ertragen,

Die

Die Dich, mit starker Hand, im dunklen Zimmer hält,
Wo sie des Sohnes Bild Dir stets vor Augen stellt,
Und, wenn Du weichst, mit Dir viel Schreckenbilder sendet,
Daß ja die Freude nicht ihr Antlitz zu Dir wendet?
Wo ist der Sitten Werth, die Du in Ihm geliebt,
Und deren jede Dir ein Recht zum Klagen giebt?
Wo ist der Ruhm, der schnell sich wußte zu erhöhen,
Und dessen Wachsthum Du so freudig zugesehen?

Dieß alles ist dahin, in einer solchen Zeit,
Da Hoffnung, unbesorgt für ein entferntes Leid,
Dem Glück entgegen sah, das als ein Traum entfliehet,
Dich hier zurücke läßt, wo wenig Freude blühet;
Hier, wo, durch Lieb und Leid mit Dir zu fest vereint,
Mit unverstelltem Schmerz auch Deine Gattinn weint,
Die in Ihm nicht ihr Blut, doch Deinen Sohn, geliebet,
Und ietzt sich mütterlich bey Seiner Gruft betrübet.

Wie billig hältst Du ietzt den Gram für Deine Pflicht:
Doch unterliegen muß ein edles Herze nicht!

O Werther! sammle nur die Dir gebliebnen Kräfte
Zum Trost für Deinen Geist, zum seligsten Geschäffte!
Läßt einst Dein starker Schmerz, ermüdet, etwas nach;
So denke, daß Gott hier kein ewigs Glück versprach,
Daß eben die Natur, die Dich und Ihn verbunden,
Der Trennung Ursach ist, die Du so hart empfunden.
Sie wirkt, nicht wie der Mensch, nein, wie der Schöpfer will,
Geht ihren Weg, und steht nicht, wenn wir rufen, still;
Der aber, der sie führt, lenkt so den Kreis der Dinge,
Daß endlich doch für uns ein Segen draus entspringe.

Sprich nicht, da er so früh Dein allerliebstes Gut
Von Deiner Seite reißt, daß er Dir unrecht thut.
Er, der es Dir schon ehr, weit eher nehmen können,
Er hört iezt ungern sich von Dir noch strenge nennen.
Er hat Dir Deinen Sohn zu einem Glück geschenkt,
Das er, da er Ihn ruft, nicht zu vermindern denkt.
Ein heitrer Morgenglanz der selgen Ewigkeiten
Zerstreuet doch zulezt den kurzen Traum der Zeiten,
Und giebt, mit herrlichem, unschätzbarem Gewinn,
Verklärten Vätern dort verklärte Kinder hin.
O sähst Du dort im Geist, zum Trost in Deinem Leiden,
Schon iezt die seligen, auch Dir bestimmten Freuden,
Worinn Er, außer Dich, die ganze Welt vergißt,
Und jauchzt, daß Er dorthin so bald gelanget ist,
Und von dem Schöpfer lernt, daß, was Dich iezt betrübet,
Dir einst den besten Grund zur reinsten Wonne giebet.

Schreiben
über die Zärtlichkeit in der Freundschaft, an Herrn L. . . .

Dein Herz ist menschlich, Freund, zur Zärtlichkeit
gemacht;
Beherrsche Dich, und nimm dieß edle Herz in Acht.
Ich kenn es, wie mein Herz. Zu stolz für schlechtre Triebe,
Ergiebt es sich allein der freundschaftlichen Liebe.

Wann schenkt der Himmel mir die Stunden noch
einmal,
Da ich, bey Dir zu seyn, mich andern Freunden stahl,
Und mit dir auf das Feld, den Lenz zu suchen, eilte,
Und mit Dir mein Vertrau'n und meine Freude theilte.
Wie oft umarmt ich Dich, und sprach, von Lust entzückt:
Nichts macht die Welt so sehr, als Zärtlichkeit, beglückt!
Damals betrog ich mich. Freund, unsre Zeit von Eisen
Ist sehr an Menschen arm, obgleich sehr reich an Weisen.

Wo ist der, dessen Herz, von edler Liebe voll,
Kein Glück begehrt, das er mit keinem theilen soll?
Der nichts von allem dem, was ihm der Himmel schenket,
So klein schätzt, daß er nicht damit zu nützen denket;
Der oft, daß alle nicht mit ihm beglückt sind, weint;
Der nichts so theuer hält, als einen treuen Freund,
Ihn lang' und schmachtend sucht, und wenn er einen findet,
Dem Himmel freudig dankt, und sich mit ihm verbindet;

Der Freundschaft nie verkauft, doch, wenn er einmal liebt,
Sein Herz nur für ein Herz, das seiner werth ist, giebt,
Und dann an seinem Freund auch einen Blick, auch Mienen,
Und alles schätzen kann, und alles will verdienen;
Der es für Strafe hält, und sich, als schuldig, quält,
Wenn in des andern Brust ein Schmerz sich ihm verheelt.
Wenn er voll Mitleid nicht des Freundes Leiden hören,
Wenn ers nicht lindern soll, zum wenigsten durch Zähren.

So sollte jedes Herz, so, Freund, soll unsers seyn,
Großmüthig in der Lieb', und in der Absicht rein.
Wer aber fühlt in sich dergleichen edle Triebe?
Der, der sie noch nicht fühlt, ist nicht geschickt zur Liebe.
Und wer wird es denn seyn? Such allenthalben nach.
Uns ruft zwar die Natur; doch ist ihr Ruf zu schwach,
Und endlich muß es uns, nach langer Arbeit, glücken,
Die Zärtlichkeit in uns hochmüthig zu ersticken.

Wie würdig wäre sie des Frühlings unsrer Zeit,
Wo noch der Durst nach Gold, der Ehrgeiz, und der Neid,
Der spätern Jahre Tod, nicht unser Herz empöret,
Das noch nicht reif zum Gram, der Freude nur gehöret,
Und das, eh ihm die Zeit der Kräfte Reichthum nimmt,
Zu allem fähig ist, wozu es sich bestimmt!
Was hilft ohn' einen Freund dem Jüngling seine Jugend,
Der auf dem Scheideweg des Lasters und der Tugend
Lang' unentschlossen steht, und, wenn er endlich wählt,
Bald auf der öden Bahn, die er allein geht, fehlt?
Willfährig wird er stets der Tugend viel versprechen,
Doch heimlich trachtet er den leichten Schwur zu brechen.
Der aber ist beglückt, dem sich ein Freund ergiebt,
Der auch zur Weisheit will, der auch die Tugend liebt,

Und

Und muthig die Gefahr der Reise mit ihm theilet,
Ihn anspornt, wenn er steht, ihm folget, wenn er eilet,
Ihn aufweckt, wenn er schläft, und in Gefahr bedräut,
Und seine Pflicht ihn lehrt, eh er sie noch entweiht.

Der Jüngling fühlt es selbst, er kennt der Freundschaft Würde,
Ein Leben ohne Freund hält er für eine Bürde.
Er theilt gern andrer Lust, freut sich nicht gern allein,
Und sucht Gefährten auf, und findet sie beym Wein.
Wer mittrinkt, ist sein Freund, von dem nimmt er Gesetze,
Und seine Tage sind ein fröhliches Geschwätze.
Wie glücklich! Doch vielleicht noch fremd in seiner Pflicht,
Sucht er nur seine Lust, und zärtlich ist er nicht.
Du weist die Zärtlichkeit, das Vorrecht edler Herzen,
Lehrt uns mehr, als den Tag leichtsinnig hinzuscherzen;
Mehr, als Umarmungen der wilden Trunkenheit,
Die man den Morgen drauf vergißt, wo nicht bereut.

Jedoch, ich fordre wohl zu früh von ihm die Tugend?
Wer ihm den Leichtsinn nimmt, der nimmt ihm seine Jugend.
Wer weis, ob sein Verstand, der iezt zur Weisheit reift,
Das Scheingut nicht verwirft, und nach dem Bessern greift?
Nur wenig Jahre noch, so dämpft die Zeit sein Feuer,
Dann wird er zärtlich seyn, und, wenn er liebt, getreuer.

Freund, über unsern Geist hat stets die Zeit viel Kraft,
Sie macht uns ofmals klug, doch nicht auch tugendhaft.
Eh wir der Eitelkeit noch denken zu entsagen:
Wird schon ihr Ungestüm uns von den Tafeln jagen,
Wo uns die Fröhlichkeit noch volle Becher bringt,
Und bis um Mitternacht mit uns von Phyllis singt.

Wir sehn schon rings um uns die Lüfte von uns fliehen,
Wir rufen ihnen nach, wir wollen noch verziehen,
Doch stößt die Zeit uns fort, wir sehn betrübt zurück,
Und bald verschwinden sie auf ewig unserm Blick.
Wir halten es für Schimpf, was gut ist, zu entbehren,
Und wir verachten das, was wir vielleicht begehren.
Hochmüthig wünschen wir uns einen bessern Tand,
Fliehn doch dem schlechtern zu, und heißen es Verstand.
Wir lassen ietzt so leicht nicht unser Herz mehr rühren,
Und zur Vertraulichkeit wird man es nicht verführen.
Wir machen uns sehr bald von diesem Leichtsinn frey,
Sind männlich und gesetzt, und uns allein getreu.

Was meynst du, wird dieß Herz wohl zärtlich gnug
empfinden,
Um nur in andrer Glück sein eignes Glück zu finden?
Nein, und wenn auch in ihm oft die Natur erwacht,
Und seinen Kaltsinn straft; des Eigennutzes Macht
Empört sich; die Natur erschrickt vor seinem Grimme,
Und unser taubes Herz hört nicht mehr ihre Stimme.
In hundert Dinge flicht der eitle Mensch sich ein,
Daß er nicht Zeit behält, ein Menschenfreund zu seyn.

Ein großer Theil, und zwar der schlechteste von allen,
Begehrt nur reich zu seyn, und sucht nicht zu gefallen.
Von Klugen insgeheim, vom Pöbel laut belacht,
Ehrt er nur sich und glaubt, man geb' auf ihn nur Acht,
Und müsse, wollte man nach seinem Werth ihn schätzen,
Die Fürsten unter ihn, wenn sie nicht reich sind, setzen.
Er suchet keinen Freund, trifft er von ungefähr
Nicht einen Wuchrer an, der reicher ist, als er.

Vor dem beugt er sich tief, daß er sein Gönner werde,
Vor jedem tausend Mark stets tiefer bis zur Erde.
Zu dem schleicht er sich hin, wo er ihn nur erblickt,
Bemerkt sein kleinstes Wort, antwortet ihm gebückt,
Und zeigt ihm lächelnd an, daß er schon lange wisse,
Wie reich er sey, wie sehr man ihn verehren müsse.
Ja, glücklich gnug, wenn er sein Sklave werden kann,
Beut er ihm hundertmal sein ganzes Armuth an;
Er ladet ihn zu sich, daß er ihn wieder lade,
Und schätzt, wenn er erscheint, es sich für eine Gnade.
Doch bald stößt von dem Rang, den er dem Gönner gab,
Durch hundert Thaler mehr ein Reichrer ihn herab.

Gefällt dir so ein Freund? Du wirst schon einen finden;
Denn du bist reich genug, die Narren zu verbinden.
Doch suche nicht ein Herz, das sonst nichts liebt, als dich,
Und deiner Zärtlichkeit nichts größers schenkt, als sich.

Freund, was man davon schwatzt, das schmückt nur unsre Reime,
Fällt prächtig in das Ohr. Ein Kluger nennt es Träume.
Verlaß einmal den Wahn. Er bringt dir doch nichts ein.
Sey deines Reichthums werth, lern' unempfindlich seyn.
Es wird in unsrer Stadt dir nicht an Mustern fehlen;
Dank sey dem Eigennutz! Du darfst nicht lange wählen.
Nur flieh die Wenigen, die, deinem Vater gleich,
Noch Menschenfreunde sind, und etwas mehr, als reich;
Ja, die so wenig was für sich allein besitzen,
Als wär es ihr Beruf, der ganzen Welt zu nützen.
Sey höflich, lobe sie, dieß ist schon Lohn genug,
Und kostet dich auch nichts. Du aber selbst sey klug.

Lern' erstlich nichts so sehr, als reich zu seyn, begehren;
Wer reich ist, braucht sonst nichts, und kann der Freund
entbehren.
Doch wisse, dieses Glück ist ietzt nicht allgemein,
Und jeder ist dein Feind, der auch wünscht, reich zu seyn.
Hier, wo mit deinem Wunsch der andern Wünsche streiten,
Laß dich die Menschlichkeit zur Großmuth nie verleiten.
Nimm allen, was du kannst, und sammle nur für dich!
Ein weiser Mann spricht nie: Ich habe gnug für mich.
Dieß lern', und sieh sodann froh deinem Glück entgegen,
Denn mit der Armen Gut nimmst du dir einen Segen.
So leb', und frage nie dich selbst: Werd' ich geliebt?
Und stirb getrost, obgleich dein Tod kein Herz betrübt.
Es wird an deinem Sarg kein Waise trostlos weinen,
Daß ihm sein Vater stirbt. Doch du versorgst die Deinen.

Ich sehs, ein edler Zorn nimmt deine Stirn schon ein,
Unmenschen siehst du reich, und schämst dich, reich zu seyn.
Freund, schäme dich nur nicht. Dir ist ein Herz gegeben,
Dich über jedes Glück großmüthig zu erheben.
Zeig uns, daß Tugend noch mit Gütern sich vereint,
Lieb' edle Freunde stets, sey selbst ein edler Freund,
Und laß dich nie die Pracht des reichen Pöbels blenden,
Dein Herz, das er nicht schätzt, der Freundschaft zu entwenden.

Weit über ihn erhöht, und nur der Wahrheit treu,
Denkt dort ein Philosoph, und forscht, was Tugend sey.
Freund, er wird doch den Werth der güldnen Freundschaft
ehren,
Er selbst wird zärtlich seyn, und uns es werden lehren.

Sein richtiger Verstand entkräftet jeden Schein,
Und wagt sich in das Meer der Wahrheit kühn hinein.

Vor ihm verstecket sich umsonst der Dinge Wesen:
Er weis, wie jedes ward, wozu es Gott erlesen,
Warum er unsrer Welt vor tausend andern rief,
Als alles in der Nacht der Möglichkeit noch schlief.
Er hat den dunklen Weg der Schöpfung ausgespähet,
Und weis, wie jede Welt um ihren Stern sich drehet;
Nach welchen Regeln sich des Körpers Triebwerk lenkt,
Wie, von ihm ungestört, in ihm die Seele denkt,
Sich selbst Begriffe giebt, verbindet oder trennet,
Und nach Gesetzen schließt, die sie oft selbst nicht kennet,
Wie etwas in sie wirkt, und Lust zeugt oder Schmerz.
Das alles weis er längst. Das ungetreue Herz
Sucht sich vor seinem Blick vergebens zu verstecken;
Er spürt die Winkel aus, und weis es zu entdecken.
Er weis, wie stets ein Trieb den andern Trieb erzeugt,
Wie vor dem mächtigern der schwächre furchtsam schweigt,
Wie man ihn klug regiert, daß er sich nicht verirret,
Und unsre Neigungen kein innrer Zwist verwirret.
Vom Joch der Leidenschaft weis er sich zu befreyn,
Und iezt fängt er schon an, ein halber Gott zu seyn.
Verlangst du, daß er sich von seiner Höh' entferne,
Ein Mensch sey, gleich wie du, und zärtlich fühlen lerne?
Er ist uns andern nur ein Lehrer, nicht ein Freund;
Denn wer ist werth, daß er mit ihm sein Herz vereint?
Was soll er bey sich selbst sich weniger verweilen,
Nach schlechtem Pöbel sehn, und dessen Schicksal theilen?

Dieß ist der, den auch nicht der Dichter rühren wird;
Der, wenn er sich einmal ins Trauerspiel verirrt,
Beym Anfang voll Verdruß schon nach dem Ende gähnet,
Sich hundertmal heraus, und zur Algeber sehnet.

Voltaire wagt umsonst sich mit ihm in den Streit,
Und suchet wider ihn Pflicht, Liebe, Dankbarkeit,
Gott, und Religion, und Großmuth zu vereinen:
Er wird nicht weibisch seyn, und mit Alziren weinen.
Gleich einem, welcher ietzt sein Todesurtheil hört,
Klopft dir vielleicht dein Herz. Von der Natur empört,
Erhebt das Schrecken oft in dir bestürzte Hände.
Kaum wünscht Alvarez selbst unruhiger das Ende.
Die Angst herrscht unterm Volk. Nur er sitzt, wie ein Stein,
Und, weil er fühllos ist, dünkt er sich groß zu seyn.
Was Thränen aus uns preßt, kann nicht den Weisen rühren,
Und daß er weinen soll, muß man ihm demonstriren.

Was kannst du hoffen, Freund, wenn Weisheit auch verführt?
Soll der nicht irre gehn, den nur der Wahn regiert?
Willst du vielleicht für dich beym Pöbel Freunde finden,
Und seinen Unbestand, dir treu zu werden, binden?

Freund, des Gelehrten Stolz war immer lächerlich.
Er sieht von seiner Höh, und alles unter sich.
Sonst ist nichts weis' als er; die andern sind nur Wesen,
Die der, so sie erschuf, stets blind zu seyn erlesen.
Die Wahrheit, die er sucht, hüllt er in seinen Tand,
Und Einfalt der Natur heißt bey ihm Unverstand.
Doch hätt' er so viel Muth, von sich sich zu entfernen:
Er könnte, glaub es mir, noch von dem Pöbel lernen.

Gott schuf den Menschen nur, des Menschen Freund zu seyn,
Und prägte dieß Gesetz selbst jedem Herzen ein.
Wir fühlens; muß man es durch Fragen erst verwirren,
Und durch das Labyrinth von Lehrgebäuden irren?

In Hütten, welche nie der Großen Neid entdeckt,
Weil sie die Dürftigkeit vor ihrem Blick versteckt,
Die mit des Weisen Wahn der Himmel noch verschonet,
Und wo Zufriedenheit gern bey der Armuth wohnet,
Dort findest du vielleicht das Glück der güldnen Zeit,
Mehr als Umarmungen, Treu und Vertraulichkeit.
Dort, dort vereinen sich vielleicht getreure Herzen,
Mit sich vergnügt zu seyn, und freundschaftlich zu scherzen,
Und durch ein mäßigs Glück, das unser Geitz nicht schätzt,
Wird dort nicht der allein, der es besitzt, ergetzt.
Man fühlt noch die Natur, und stört nicht ihre Triebe,
Und einen kleinen Dienst bezahlet man mit Liebe.
Dort, dort empfindet noch die Freundschaft fremde Noth,
Und theilt mit Dürftigen ein gern vermißtes Brodt,
Und weint bey ihrem Dank, und sucht nicht Ruhm zu finden,
Und glaubt nicht wohlzuthun, noch Gott sich zu verbinden.

Freund, als zuerst das Thor des Abgrunds offen stand,
Und seiner Laster Schwarm den Weg zur Erde fand,
Da ließen sie voll Trotz verschmähte Hütten liegen,
Und eilten ungestüm, Palästen zuzufliegen.
Sie stürzten sich auf sie, wie ein entdämmtes Meer,
Und fast blieb kein Palast von wilden Lastern leer.
Sie sehn von ihrem Sieg die Welt bereits bezwungen,
Und nun entbrennt ihr Durst nach mehr Eroberungen.
Der Schwarm, der wider sich zu wüten schon beginnt,
Fällt Hütten an, und zürnt, daß es nur Hütten sind.
Ihr friedlichs Volk erschrickt; soll es sich fruchtlos wehren,
Und wider Siegende zum Streite sich empören?
Es will nicht länger mehr ein Spott der Großen seyn,
Und nimmt, obgleich mit Furcht, bald ihre Laster ein.

Betrübt floh ietzt von ihm die Lust an andrer Freude,
Und wich dem Eigennutz und seinem Sohn, dem Neide,
Doch später lasterhaft, und nicht, wie wir, geübt,
Haßt es zu schüchtern noch, was es vordem geliebt.
Es ist nicht schlau genug, sein Herz ganz zu verführen,
Und oftmals läßt es sich noch von der Freundschaft rühren.

Auf, mein geliebter L....! Trotz unser wilden Zeit,
Sey doch dein liebster Ruhm der Ruhm der Menschlichkeit.
Es sind nur wenig mehr, die edel lieben können;
Freund, von den Wenigen soll nichts uns beyde trennen.
Wir würden zärtlich seyn, das traut mein Stolz uns zu,
Und wär es auf der Welt kein Mensch, als ich und du.
Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde,
Wenn mir mein Herz bezeugt, daß ich geliebet werde.
Wie sehr werd ich entzückt, wenn es oft zu mir spricht:
Du bist zwar fern von ihm, doch er vergißt dich nicht!
Wie oft seh ich im Geist dich auf den Fluren gehen,
Wo unsre Freundschaft sonst der Himmel angesehen.
Hier, sagst du, hier gieng sonst mein Damon neben mir!
Du seufzest, und es seufzt der Weste Volk mit dir,
Das, wenn es freundschaftlich uns hier zur Seite schwebte,
Durch unsre Lust vergnügt, uns zu gefallen strebte.

O Freund, daß heute nicht der frohe Tag erscheint,
Der zu Umarmungen von neuem uns vereint?
Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde,
Wenn mir mein Herz bezeugt, daß ich geliebet werde.

Schreiben
an den Herrn von Hagedorn,
Ueber den Einfluß des Geschmacks in das menschliche Leben.

Du weißt viel kräftiger, als einer unsrer Weisen,
Was Menschen glücklich macht, den Menschen anzupreisen,
Du, dessen starkes Lied den aufmerksamen Geist,
Durch alle Neigungen, als Sieger, mit sich reißt,
Und der Du Deinem Ruhm es nicht für Schande schätzest,
Daß Du durch Deinen Scherz ein Kennerohr ergetzest!
Dem edlen Weisen gleich, den Du uns abgemalt,
Hegst Du in Deiner Brust, was Dir kein Schatz bezahlt,
Ein Herz, das von dem Streit der Wünsche nicht empöret,
Allein der Menschenlieb' und Großmuth zugehöret.
Du bist so, wie Dein Vers, gefällig, lehrreich, frey,
Und Deinem Freunde stets noch mehr, als nur getreu.

Sprich, kann mich der Geschmack die wahre Größe lehren?
Schon lange such' ich ihn, und werd' ihn ewig ehren.
Ihm wollt ich meinen Lenz und meinen Sommer weihn,
In allem sollt er mir ein treuer Führer seyn,
Mich lehren, wie man stets der Dinge Werth entscheidet,
Und, was nicht seiner werth, in seiner Brust nicht leidet;
Wie man wahrhafte Lust, die Nachreu nie vergällt,
Durch Wechsel schöner macht, durch Sparsamkeit erhält;

Wie

Wie man den schweren Weg zu edlen Herzen findet,
Und den, den man vergnügt, sich auch zugleich verbindet.
Trau ich auch dem Geschmack mehr, als er leistet, zu?
Lehr' es mich, Hagedorn! denn wer kennt ihn wie Du?

Lern' ich vielleicht von ihm allein die Sylben zählen,
Den Sprachgebrauch verstehn, die rechten Reime wählen?
Lern ich bloß, was der Stolz des Kritikus beschließt,
Ob in fünf Acten nur ein Schauspiel richtig ist?
Ob kühne Gleichnisse mein Trauerspiel erheben,
Und wie ich Oden soll die rechte Länge geben?
Wie viel, und was für Putz die Fabel sich erlaubt,
Und ob ihr nichts mehr fehlt, wenn sie der Leser glaubt?
Doch, wenn ich mich einmal aus diesen Schranken wage,
Wenn ich nach dem, was wahr, was recht und klug ist, frage,
Wenn ich der Sitten Werth genau bestimmen will,
Verläßt mich der Geschmack, und schweigt verräthrisch still?

Er lehret einen Geist, was schön ist, schnell empfinden,
Und mühsam den Verdruß des Schlechten überwinden.
Er giebt ihm ein Gesetz, nach dem er alles wiegt,
Und niemals in der Wahl des Schönen sich betriegt.
Durch jede Wissenschaft wird er ihn sicher führen,
Und in dem Scherze selbst sich nicht von ihm verlieren.

Aemilius, der Held, der Muth mit Witz verband,
Den Perseus bändigte, die Griechen überwand,
Hielt es sich nicht für Schimpf nach seinen großen Siegen,
So römisch er auch war, sich wieder zu vergnügen.
Er zeigt, daß er noch mehr, als überwinden, kann,
Und ordnet mit Geschmack ein herrlich Gastmahl an,
Wo so viel Tausenden, die man nicht überzählte,
An Ehre nichts gebrach, und auch zur Lust nichts fehlte.

Der Ueberwundne gab den königlichen Wein,
Jedoch des Gastmahls Kunst, Aemilius, war dein.

Hätt' ihn auf diesem Mahl ein Philosoph gesehen;
Er hätte wohl gesagt: Will der den Krieg verstehen?
So weibisch in der Lust? Und doch ein Held im Streit?
Dort gilt nur Rath und Muth, und nicht die Ueppigkeit.

Der Grieche selbst erstaunt, der erst ihn in Gefahren,
Mit Blut bedeckt gesehn, wie die erschrocknen Schaaren,
Vor seinem Schwerdte flohn. Hier lernt er dieses nicht,
Denkt er, und steht bestürzt. Jedoch der Römer spricht:
Dieselbe Kunst, die mich die Schlacht gewinnen lehret,
Lehrt mich auch, was zur Pracht der Lustbarkeit gehöret,
Lehrt mich, wie man zum Kampf ein Kriegsheer schrecklich stellt,
Und auch ein Mahl ersinnt, das dem Geschmack gefällt.

Hat dieser Held wohl Recht? Dann würden ja die Weisen,
Den göttlichen Geschmack der Jugend nicht verweisen.
Und, wenn sie sich voll Stolz zum Gründlichen erhöhn,
Nicht wider etwas schreyn, von dem sie nichts verstehn.

Und dennoch ist es wahr: die ewigen Gesetze,
Nach welchen ich den Preis des Schönen richtig schätze,
Sind gut, und schicken sich für einen jeden Stand,
Stets einerley, und nur verschieden angewandt.
Meynst du, wenn ich mit Ernst Begriffe lange wäge,
Und, strenge gegen mich, sorgfältig überlege,
Auf welchem Pünktchen sich die Phantasey verirrt,
Was wahr und richtig ist, und was gefallen wird,
Daß ich sonst überall, ein falsches Urtheil wage,
Der Triebe Sklave bin, und nicht nach Gründen frage?

Gewöhnt sich endlich doch der Mathematikus,
Wohin er nur geräth, an seinen strengen Schluß.
Er folget überall der richtigern Methode,
Und demonstriret sie der Welt zu einer Mode.

Der Geist, der im Horaz der Nachwelt Lob erhält,
Ist eben der, der uns in Sylvien gefällt.
Der in dem Sokrates die Wahrheit kühn ergründet.
Und an die Sonne bringt, daß man sie leicht erfindet,
Und in Dir, Hagedorn, den Dichter und den Freund,
Der Deutschen Redlichkeit, der Franzen Witz vereint.
Er lehrt den Afrikan gefahrenvolle Kriege,
Behutsamkeit im Glück, und Mäßigung im Siege;
Er scherzet im Ovid, und herrschet im August,
Und wird der Zeiten Ehr', und seiner Völker Lust.

Der Weise lernt von ihm, wie Wahrheit jeden rühret,
Und ewig Wahrheit bleibt, auch dann, wenn man sie zieret;
Daß sie nicht siegen wird, wenn man sie nicht versteht,
Und daß nicht jeder Geist in Fesseln zu ihr geht.
Er lernt von ihr, wie man den Leser oft erwecket,
Und was er suchen soll, dienstfertig ihm entdecket,
Damit ihn, eh er noch in unsrer Dunkelheit
Die Wahrheit finden kann, daß er sie sucht, nicht reut;
Wie man, an Sachen reich, wohin man sich nur waget,
Mehr, als man sagen muß, und doch nichts unnütz-saget,
Und, wenn man jeden Satz in seine Klarheit stellt,
Auch dem sogar, den man nicht überzeugt, gefällt.

So war ein Philosoph in jenen güldnen Zeiten,
Wo noch die Musen sich einander nicht entweihten;
Wo noch der Stagirit die Kunst Homers nicht schalt,
Und Weisheit nicht allein beym Philosophen galt,

Wo Sophroniskus Sohn, den man so gerne hörte,
Auch Stutzer im Gespräch viel hohe Wahrheit lehrte;
Wo Plato, der doch auch nicht schlechte Dichter litt,
Um des Erhabnen Ruhm mit dem Homerus stritt.
Wo Tullius, der oft scharfsinnig disputirte,
Zugleich ein Redner war, und auch den Staat regierte.
Denn der Geschmack macht auch den Pansophus galant,
Und sonder ihn ist selbst der Staatsmann ein Pedant.

Der du, was du vielleicht mit heller Klarheit denkest,
Uns dunkel zeigst, und glaubst, daß du uns Wahrheit schenkest!
Sprich doch, wenn du im Ernst uns nützlich werden willst,
Warum du stets dein Licht in dunkle Nebel hüllst?
Du lehrst vielleicht sehr viel: Allein, was nützt dein Lehren,
Wenn du uns nicht bewegst, dir willig zuzuhören?
Du fühlst selbst, was dir fehlt, und streuest hier und da
Auf dein tiefsinnigs Werk viel leichte Scholia.
Hör auf, so ängstlich uns die Sätze zuzuzählen,
Und lerne, wenn du kannst, anständ'gen Zierrath wählen,
Und wiß', ein Pilosoph, der für die Menschen schreibt,
Gefällt nicht dem Geschmack, wenn er stets trocken bleibt.
Weißt du, daß alle nicht nach einer Richtschnur denken?
Gebiete doch der Welt, nach dir sich einzuschränken,
Denn ihr kömmt zweyfelsfrey, daß sie dir folge, zu,
Weil aus des Irrthums Macht sie keiner reißt, als du.
Meynst du, weil Engeland den freyen Witz nicht bindet,
Und Frankreich sinnreich ist, daß es nicht Wahrheit findet?
Weis Fontenelle nichts? Ist Locke dir vielleicht,
Weil er sein Werk belebt, zum Gründlichen zu seicht?
Bey uns ist Leibnitz auch denselben Weg gegangen:
Warum vollführst du nicht, was dieser angefangen?

Doch, ich bin dir wohl nicht zum Lehrer groß genug.
Geh, schreib, was niemand liest, und mache Schüler klug!
Nur bilde dir nicht ein, daß sich dereinst die Erde,
Von deinem Namen voll, dir unterwerfen werde.

Jedoch, wer weis nicht schon, wie Philosophen sind?
Nehmt sie aus ihrer Sphär', und lernt, auch sie sind blind,
Wenn ihnen der Geschmack nicht neue Wahrheit zeiget,
Von der, vielleicht mit Fleiß, das Lehrgebäude schweiget.
Versuch es, Hagedorn, und sing ihm, Hallern gleich,
Dein unvergänglichs Lied, an weisen Sprüchen reich,
Das Tugend, die es nicht langwierig definiret,
In einem Lichte zeigt, in welchem sie uns rühret,
Dadurch du den Verstand mit Wahrheit bald erfüllst,
Und unser wächsern Herz so bildest, wie du willst.
Er wird, so viel du singst, doch nichts als Reime hören,
Und nirgends Wahrheit sehn, und gründlich es beschwören.

Ein Anatomikus, der manch Skelet erstand,
Floh Freunde, Wein und Scherz, und schloß sich ein, und fand,
Wie sich so ordentlich an Beine Beine fügen,
Und, dem Berufe treu, kannt er sonst kein Vergnügen.
Er fühlte nie den Reiz des blühendsten Gesichts,
Und gegen ein Skelet galt bey dem Gecken nichts.
Ihn fiel ein Fieber an. Des Fiebers Phantaseyen
Erfüllen seinen Geist mit wilden Rasereyen.
Ha! ruft er oftmals aus, flieht, flieht, laßt mich allein!
O Himmel! soll ich stets nur bey Gespenstern seyn?
Sein Freund umarmet ihn. Was täuschet deine Blicke,
Sagt er? Kennst du mich nicht? Er stößt den Freund zurücke.
Flieh, spricht er, du Gespenst, Gemisch von Fleisch und Haut!
Flieh, mein Skelet war nicht so wunderlich gebaut.

Er

Er, der den Menschen nie des Anblicks werth geachtet,
Und das Gerippe nur an ihm erstaunt betrachtet,
Glaubt ietzt, o seht, wie weit verjährte Neigung geht!
Glaubt ietzt, und schwört darauf, der Mensch sey ein Skelet.
Gleicht ihm der Weise nicht, der nur an sich gewöhnet,
Mit fieberhaftem Stolz, was besser ist, verhöhnet?

Doch, theurer Hagedorn, warum ermüd' ich dich?
Wer nicht Geschmack besitzt, ist schon gestraft durch sich.

Er giebt der Tugend selbst noch etwas, das ihr fehlet,
Daß auch der sie sich wünscht, deß Trägheit sie nicht wählet
Er flößt uns Zärtlichkeit und Lust am Guten ein,
Und macht ein Herz geschickt, einst tugendhaft zu seyn.
Verdiensten, welche sich zu rühmlich unterscheiden,
Nimmt er den rauhen Ernst, und macht, daß wir sie leiden.
Von ihm lernt man die Kunst, die du so wohl gelernt,
Wie man vom Wohlthun stets des Wohlthuns Stolz entfernt,
Daß sich ein edles Herz freywillig uns verbindet,
Und in dem Danke selbst viel neue Wollust findet,
Und sich doch heimlich grämt, von süßen Sorgen voll,
Daß es nicht öffentlich dem Freunde danken soll.
Die Freundschaft selbst, die Gott uns hier zum Trost gegeben,
Empfängt von dem Geschmack mehr Anmuth und mehr Leben.

Meynst du, daß auf der Welt noch was zum Glücke fehlt,
Wenn einst ein edles Herz sich seines gleichen wählt,
Sich ihm ganz anvertraut, und sich den süßen Trieben
Frey überlassen darf, was ihn auch liebt, zu lieben?
Des einen Werth sieht stets der andre sonder Neid,
Und Achtung trennet er nicht von Vertraulichkeit.

Er sucht nicht einen Freund, daß er ihm Possen sage,
Und, den er lieben will, mit seiner Thorheit plage;
Und doch trifft er in ihm gnug edle Großmuth an,
Daß er bis in sein Herz ihn sehen lassen kann.
Er sucht mehr, als den Ruhm, den Freund nicht zu betrügen,
Und seine Lust ist nur, den andern zu vergnügen.

Doch, kluger Hagedorn, was ist ein Freund mir werth,
Wenn ihn nicht der Geschmack die Kunst der Freundschaft lehrt?
Er kennt mich nicht, nicht sich, und gleich vertraut bey allen,
Verlangt er mir, doch auch den Narren zu gefallen.
Er ist zur Zärtlichkeit zu körperlich, zu schwer,
Dringt seinen Dienst mir auf, und liebkost wie dein Bär *.
Sehr ehrlich und vertraut, wird er sich nichts verwehren,
Mein theurer Gönner seyn, und wohl noch Dank begehren,
Wenn er, so oft er will, was ich verehre schilt,
Und glaubt, daß nur sein Tand bey Klugen etwas gilt.
Er denkt umsonst, an sich einmal mich zu gewöhnen,
Ich meid ihn, und sein Wein kann mich ihm nicht versöhnen.
Unnützer, flieh von mir, willst du gefällig seyn;
Flieh weg, so weit du kannst, und laß mir deinen Wein.

Wie hoch könnt einst mein Lied mit kühnem Flug sich schwingen,
Dürft ich mich unterstehn, der Liebe Kunst zu singen,
Und sagen, wie sie sich stets zum Geschmack gesellt,
Nie sonder ihn entsteht, durch ihn nur sich erhält,
Und, wenn sie grobe Lust von feiner Wollust scheidet,
In dem Genusse wächst, und, durch die Zeit, nichts leidet.

Doch

* S. die Fabel: Der Eremit und der Bär, in Hagedorns Fabeln und Erzählungen.

Doch hiervon geb einmal ein Größrer Unterricht.
So hohe Lehren faßt der heutge Pöbel nicht;
Er, der unedlen Brand unedel wieder kühlet,
Nur körperlich sich freut, nichts denket, kaum noch fühlet,
Ein Herz nicht schätzen kann, bloß an den Sinnen klebt,
Gleichgültig liebt, genießt, verlieret und begräbt.

Wenn doch der Musen Reiz einst jeden Deutschen rührte,
Und überall verehrt, nur der Geschmack regierte!
Der Weise wäre dann nicht oft nur ein Pedant,
Und auch der Handelsmann verehrte den Verstand.
Sie würden beyde sich durch den Geschmack verbinden,
Einander nützlich seyn, und es mit Dank empfinden.
Die Sorgfalt, welche du für deine Leser trägst,
Die dich nichts sagen läßt, wenn du nicht lang erwägst,
Ob auch vielleicht ein Wort ein zartes Ohr verletze,
Würd endlich überall zum wichtigsten Gesetze.
Nicht jeder Kaufmann würd' ein kühner Dichter seyn;
Jedoch schlief er auch nicht bey deinen Liedern ein.
Empfindung würde stets des Dichters Kunst belohnen,
Und Artigkeit nicht mehr allein in Frankreich wohnen.
Warum schickst du nur ihm stets deine Söhne zu,
O Deutschland, wenn es dir nicht klüger scheint als du?
O lern' erst nur von ihm selbst den Geschmack verehren!
Dann wird dich der Geschmack schon seine Klugheit lehren.

Unvollendetes Schreiben an Herrn G. . r.

Vom Einfluß des Geschmacks in die Freundschaft.

Freund, seit ich dich geliebt, hat dich zu allen Stunden
Mein Herz und mein Geschmack gleich liebenswerth gefunden.
Von dir verwöhnt, bin ich iezt halben Freunden feind.
Es macht nur der Geschmack erst den vollkommnen Freund;
Und ein gemeines Herz, zu lastern nicht getrieben,
Kann mich, so treu es ist, noch lang, als Freund, nicht lieben.

Ihr zwar, die Eigennutz, Noth oder Zufall paart,
Ihr meynt auch, daß ihr liebt und liebt nach eurer Art,
Vermißt nicht den Geschmack, und dürft ihn auch nicht kennen.
Was Klügre fest vereint, würd euer Bündniß trennen.
Genießt nur eures Glücks! Bleibt immer, wer ihr seyd!
Verbunden ohne Wahl, und ohne Schmerz entzweyt,
Bald die Betrognen zwar, bald selber die Betrüger,
Stets ohne Schaden dumm, und nie mit Vortheil klüger!
Die Muse schweigt für euch mit ihren Lehren still.
Es sind viel Herzen feil: So kaufe sie wer will!
Der Freundschaft Nam' ertönt auf tausend schlechten Zungen;
Doch ihn verdient nur die, die Hagedorn besungen.

Er sang; sie stärkte selbst sein Lied, sie zu erhöhn,
Und, wo ein Herz sie fühlt, das lehrt sie es verstehn.

Es ist die Freundschaft nicht die Tochter blinder Triebe,
Der Neigung ohne Wahl, der Klugheit ohne Liebe.
Sie wohnt im Innersten der tugendhaften Brust,
Erzeugt von dem Verdienst, und vom Gefühl der Lust,
Die ein selbst edles Herz bey fremdem Werth empfindet,
Wie Gott sich freut' wenn er bey Menschen Tugend findet.
Sie liebt; doch wen sie liebt, ist ihr nicht einerley,
Und ihre Wagschaal ist der Wahrheit stets getreu.

Schreiben an einen Freund, von dem Werthe der Wissenschaft.

Freund, bringet die Vernunft, die treue Führerinn,
Des Himmels schönes Kind, uns nicht zur Wahrheit hin?
Was aber blendet uns, daß wir uns von ihr trennen?
Der meiste Theil von uns scheint sie auch nicht zu kennen.
Was thut er, das ein Thier, des Menschen Unterthan,
Von der Vernunft entblößt, nicht oft noch besser kann?
Er folgt dem innern Zug mit unfruchtbarem Sehnen;
Das Gegenwärtige reizt Lachen oder Thränen.
Mit stets vergällter Lust, und unversüßter Pein,
Folgt er der Aehnlichkeit, den Sinnen und dem Schein.
Und dennoch ist auch ihm die edle Kraft geschenket,
Die in uns ordentlich, und stark, und richtig denket.
Durch diese würd ihm leicht der Dinge wahrer Grund,
Und ihre Möglichkeit, durch Fleiß und Mühe kund.

Beglückt ist solch ein Geist, den Wissenschaft entzündet,
Der in der Wahrheit Reiz die höchste Wollust findet!
Ihn lockt kein rauschend Glück, das niedre Seelen rührt.
Die Wahrheit, der er folgt, hat keinen je verführt;
Zu groß zum eiteln Schein, zum Bessern angewöhnet,
Hat sich sein weiser Geist noch nie umsonst gesehnet.
Der Höfe prächtig Nichts, und stolze Sclaverey,
Der Schätze reiche Noth, der Wollust Schmeicheley

Täuscht

Täuscht seine Wünsche nicht. Er kehrt in sich zurücke,
Strebt nur der Wahrheit nach, und findet Ruh und Glücke.

So schön belohnet sich ein lehrbegierger Fleiß.
Doch, Freund, ist der schon groß, der viele Dinge weis?
Ein Mensch, der Menschen flieht, kann Witz und Weisheit schänden,
Sein Blatt von Ziffern voll, sein Zirkel in den Händen,
Sein Geist, der iezt vielleicht in andern Welten irrt,
Und dort bekannt zu seyn, der Erde fremde wird,
Kann ihm des Pöbels Lob, nicht wahren Vorzug geben.
Die Weisheit kennt ihn nicht, und wird ihn nicht erheben.

Das Wissen, das uns bläht, ist eigennützge Lust,
Und den gelehrten Geiz verbannt des Weisen Brust;
Sein richtiger Verstand verbessert seinen Willen,
Und lehrt ihn jede Pflicht mit freyer Lust erfüllen.
Er macht sich mit der Welt, doch erst mit sich, bekannt.
Ihr Schöppfer ist sein Herr, und sie sein Vaterland.
Sein Wissen reißt ihn fort das Wesen zu erheben,
Das alles kann und weis, durch das wir sind und leben.
Wohin er dringen kann, was ihm sein Auge zeigt,
Reizt alles seinen Geist, macht daß sein Glück stets steigt,
Selbst hier auf Erden schon. Hier wo in Millionen
Geschöpfe mancher Art des Schöpfers Reich bewohnen,
Hier, hier wird überall sein kluger Blick erweckt,
Gott überall gesehn, Gott überall entdeckt.
Wenn denn sein kühner Geist in Schlund und Abgrund steiget,
Wo wieder Meer und Fluth ihm neue Wunder zeiget,
Wenn er aus Wißbegier mit edlem Flug sich hebt,
Dahin, wo in der Luft der Vögel König schwebt,

Wo Welten stets im Lauf nie ihre Bahn verkennen,
Und höher noch gesetzt, unzähl'ge Sonnen brennen:
Dann lernt er höchst entzückt, was unser Vorzug ist,
Und wie kein Sterblicher des Schöpfers Größe mißt.
Nur durch sein mächtig Wort ist das, was ist, entstanden;
Er wirket allezeit, ist überall vorhanden.
Von Ihm wird alles stets nach Einem Zweck regiert,
Er ruft den Abendstern zu seiner Zeit, und führt
Den Wagen hinter ihm herauf. Die Donner brüllen,
Und schweigen, wie er es gebeut. Nach seinem Willen
Tobt oder ruht das Meer. Er stürmt im Nord, und haucht
Im West. Von Ihm erbebt die Erd und Aetna raucht.
Er sorgt für jedes Theil, und sorgt auch für das Ganze,
Nicht für die Sonne mehr, als für die kleinste Pflanze.

Du bist der Musen Ruhm! In dir, o weiser Freund,
Ist die Gelehrsamkeit mit Tugend fest vereint.
Du hegst in deiner Brust, in der die Weisheit strahlet,
Was dir kein Königreich, ja keine Welt bezahlet.
Bald untersuchest du das Wesen der Natur,
Und folgest bis zu Gott der dir bekannten Spur;
Bald hörst du den Horaz bey stillen kühlen Bächen,
Von dem, was uns vergnügt, kühn, stark und zärtlich sprechen
Bald wird ein kostbar Theil von deiner theuren Zeit
Der Freundschaft die dich reizt, der Menschheit Luft,
geweyht.

Versuch

in

geistlichen Liedern.

Ueber

das Leiden Jesu Christi am Oelberge.

Mel. Herr Jesu Christ du höchstes Gut.

1763.

Dich sing ich, Jesu, und die Nacht,
Die an des Oelbergs Füßen
Du, Gottversöhner, durchgewacht,
Für meine Schuld zu büßen!
Die bängste Nacht, ohn alles Licht,
Voll Schrecken Gottes, voll Gericht
Des eifernden Jehovah!

Du, Mittler, zitterst; deinen Geist
Umfangen Todesschmerzen.
Du zagst; und deine Klag entreißt
Sich dem gebrochnen Herzen.
Der Ewge ruft vor seinen Thron
Dich, unsern Bürgen, seinen Sohn,
Als Sünder dich zu richten.

Da ist, anstat der Vaterhuld,
Nur Zorn in seinen Blicken.
Da wirft er auf dich unsre Schuld.
Sie drückt, wie Welten drücken!
Da krümmst du vor dem Vater dich:
Ists möglich, Vater, so laß mich
Nur diesen Kelch nicht trinken!

Gebeut der Stunde, daß vor mir
Nur sie vorüber gehe!
Doch nicht, was ich will; was von dir
Beschlossen ist, geschehe.
Die Stimme deines Betens steigt,
Zu Gott hinauf. Gott aber schweigt,
Und läßt den Kelch dich trinken.

Zwar suchst du Ruhe nach dem Streit
Im Anblick deiner Brüder.
Doch drücken Schlaf und Traurigkeit
Ihr müdes Auge nieder.
Mit unsrer Sünden Schuld und Pein
Stehst du belastet und allein,
Und bist noch im Gerichte.

Du wirfst dich nieder in den Staub,
Den Zornkelch wegzubeten.
Gott sieht hinab in deinen Staub,
Und läßt umsonst dich beten.
Du suchst bey deinen Jüngern Ruh —
Der Schlaf schließt noch ihr' Aug, und du
Du bist noch im Gerichte!

Doch als zum drittenmal vor Gott
Dein Leib zur Erde sinket,
Und dir vom Herrn, Gott Zebaoth,
Sein Schwerdt entflammter blinket:
Da ruft Gott seinem Engel: Geh,
Und stärk in seinem tiefen Weh
Den Mann, der mich versöhnet.

Er geht. Zwar sang er sonst am Thron,
Mit aller Engel Schaaren
Dich, seinen Schöpfer, Gottes Sohn,
Eh Erd und Menschen waren.
Noch betet er dich an. Doch ach!
Um unsertwillen Mensch und schwach,
Bedarfst du seiner Stärkung.

Auf dich fällt grimmiger das Heer,
Das ganze Heer der Sünden.
Der Zorn des Herrn braust um dich her
Aus allen seinen Schlünden.
Nun flehst du bänger, fühlst die Wut
Des Todes näher, und dein Blut
Rinnt von dem heißen Haupte.

Ihr Menschen, betet an! Der Herr
Ist heilig! und ein Rächer;
Sein Zürnen trägt kein Endlicher!
Erschreckt, und weint, Verbrecher!
Und betet Jesum an! Er trug,
Als ihn des Eifrers Allmacht schlug,
An eurer Statt sein Zürnen!

Preis, Jesu, dir, und ewger Dank,
Versöhner aller Sünder,
Der für uns mit dem Tode rang,
Dir, Höllenüberwinder!
Laß uns, durch dich im Glauben rein,
Uns dir, für uns Verbürgter, weihn,
Dir leben, und dir sterben!

Gebet eines Predigers.

Melodie: Es ist das Heil uns kommen her.

1763.

O Gott, was du mit Nacht bedeckt,
Daß es kein Weiser findet,
Hast du dem Glauben aufgedeckt,
Der auf dein Wort sich gründet.
Du legst dein Wort in unsern Mund,
Und machst durch uns den Völkern kund
Den Weg zu deinem Leben.

Dein Wort ist unsers Fußes Licht,
Dein Wort ist Gnad und Wahrheit.
Das weiß der blinde Spötter nicht;
Er lästert deine Klarheit.
Er rathschlagt trotzig wider dich,
Und lehnt sich auf, und spricht zu sich:
Was kann der Herr mich lehren?

Das hörst du, Gott, und schweigst dazu,
Und lässest ihn dich richten.
Und unterdessen sitzest du,
Ein Wetter anzurichten.
Dein Tag bricht schrecklich an, und er,
Der stolze Frevler, ist nicht mehr,
Und schmäht nicht den Jehovah.

Send uns den Geist von deinem Thron,
Uns stets zu unterweisen,
Daß wir dich, Gott, und seinen Sohn
Durch Lehr und Leben preisen.
Laß unsern Glauben stark und rein,
Und das Gewissen lauter seyn,
Dich freudig zu bekennen.

Lehr uns mit heilger Nüchternheit
Stets unser Herz bewachen,
Daß wir durch unsre Wachsamkeit
Die Feinde schamroth machen.
Denn wenn wir deinen Steig nicht gehn:
So werdens deine Feinde sehn,
Und deinen Namen lästern.

Gieb uns den Muth, dir treu zu seyn,
Der Weltlust abzusagen,
Und der Gerechtigkeit allein
Mit Eifer nachzujagen.
Gieb uns die Freudigkeit im Herrn,
Und laß uns unverzagt und gern
Den Kampf des Glaubens kämpfen.

Dein Wort, das du uns anvertraut,
Laß uns stets lauter lehren.
Die Höhen, die der Mensch sich baut,
Wird bald dein Zorn zerstören.
Wir predgen, Gott, wir predgen dich!
Umsonst empört die Hölle sich
Zum Streit mit dem Gesalbten.

Versöhner, lehr uns die Geduld,
Getrost mit dir zu leiden.
Gott, leiden wir nur ohne Schuld,
So leiden wir mit Freuden.
Wir werden einst dein Antlitz sehn.
Wir werden ewig dich erhöhn
Im Schooße deiner Wonne.

In einer langwierigen schweren Krankheit, 1765.

Mel. Kommt her zu mir spricht Gottes Sohn.

* Ich bin der Herr dein Arzt, sprichst du,
Und rufest den Mühseelgen zu:
Kommt, daß ich euch erquicke.
Auf dieß Wort, Jesu, komm auch ich.
Mein Arzt, mein Heiland, seegne mich
Mit einem Gnadenblicke!

Nicht Kraut noch Pflaster macht gesund!
Mich heilt ein Wort aus deinem Mund;
Ach! laß dieß Wort mich hören!
Und eh es mein Gebein erneut,
Laß mich dich durch Gelassenheit,
Geduld und Hoffnung ehren.

*) Dieß Stück, welches die Arbeit eines schon gefährlich Kranken ist, verdienet auch deswegen unsere Aufmerksamkeit, weil es den Wunsch nach Genesung auf die rechte Art ausdrückt.

Der

Oden und Lieder

Erstes Buch.

Nachahmung

des drey und neunzigsten Psalms.

1749.

Der Herr ist König, und herrscht; mit Herrlichkeit
ist er gekleidet.
Der Herr schmückt sich mit Herrlichkeit;
Mit Stärke gürtet er sich. Er hat die Erde gegründet,
Und unerschüttert bleibt sie stehn.

Dein Thron steht vom Anbeginn da, eh noch die Zeiten
begonnten,
Du, Erster, bist von Ewigkeit!
Du warst, und herrschtest, eh du noch nicht vorhandene
Wesen
Zu Unterthanen dir erschufst.

Die Ströme brausen, o Herr, die Ströme brausen
gewaltig,
Und heben ihre Stimm' empor.
Die Ströme brausen, o Herr, die übermüthigen Wogen
Erheben sich stets mehr, und drohn.

Erschrecklich sind vom Getös der Stimmen mächtiger Wasser
Die Wogen des erstaunten Meers.
Erschrecklich ist auch der Herr in seinem erhabenen Himmel,
Und noch erschrecklicher, als sie.

Dein Zeugniß bleibet gewiß, und deine Rechte wahrhaftig,
Und unveränderlich, wie du.
Die Heiligkeit schmücket dein Haus bis in die Länge der Tage,
O Herr, so lange Zeiten sind!

Nachahmung des acht und neunzigsten Psalms.

1749.

Lobsinget! Singet dem Herrn noch nie gesungene Lieder,
Und alle Völker vernehmen sein Lob!
Denn er thut Wunder. Er hat mit seiner göttlichen Rechte,
Mit seinem heiligen Arme gesiegt.

Der Herr verkündigt sein Heil. Er deckt vor den Augen der Heiden
Die Wunder seiner Gerechtigkeit auf.
Er denkt der Gnaden, die er dem Hause Jacobs verheissen,
Auf die die wartenden Völker gehofft.

Sein Wort ist Wahrheit. Er hat an seine beschworne Verheißung,
An seine göttliche Wahrheit gedacht.
Sein Heil ist erschienen. Es sehn der Erden Enden nun alle,
O unser Gott, dein vollendetes Heil.

Jauchzt, Erden, alle dem Herrn, frolocket, singt fröhlich, singt Psalmen!
Lobsinget in Psalmen mit Harfen dem Herrn!
Mit Saiten, und Liedern singt ihm, trommetet ihm, blaset Posaunen,
Jauchzt dankbar dem mächtigen König, dem Herrn!

Es brause fröhlich das Meer mit einem lauten Getümmel,
Und was sein wimmelnder Abgrund verschließt!
Der Erdkreis freue sich auch, und mit ihm freue sich alles,
Was den nun glücklichen Erdkreis bewohnt!

Ihr Wasserströme sollt auch vor Freuden klatschen, den Höchsten,
Ihm Lobgesänge rauschend, erhöhn!
Und ihr, ihr Berge, singt mit, singt mit, gewaltige Berge,
Und jauchzt mit muthigem Hüpfen vor ihm!

Es freue sich alles des Herrn! Er kömmt, das Erdreich zu richten,
Er kömmt, und seine Vergeltung mit ihm!
Den Kreis der Erden wird Er mit seiner Gerechtigkeit richten,
Und alle seine Geschlechte mit Recht!

Ode
auf das Geburtsfest
der
Hochwürdigst, Durchlauchtigsten Herzoginn und Frau,
Frau Maria Elisabeth,
Erbinn zu Norwegen,
Herzoginn zu Schleßwig-Hollstein, Stormarn
und der Dithmarsen, des kayserlichen freyen weltlichen Stifts Quedlinburg Abbatissinn, Gräfinn zu Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. ꝛc.

Im Namen des Ministerii des Stifts Quedlinburg.

1755.

Gott hört mit gnädigem Ohr noch seiner Knechte Flehen.
Ihr, unsre Lieder, fliegt hin, fliegt hin zu seinen Höhen,
Und opfert ihm den reinsten Dank.
Denn er verlängert für uns der besten Fürstinn Tage,
Und wandelt unser Gebet und seine stille Klage
In einen lauten Lobgesang.

Er hebt die strafende Hand oft zornig auf; dann
beben
Die Unterthanen, und flehn für ihrer Mutter Leben:
Ruf es von seiner Flucht zurück!
Und sie entwaffnen die Hand, vor deren Zorn sie beben.
Gott sieht besänftigt herab, und ihrer Mutter Leben
Ruft er von seiner Flucht zurück.

Mit Augen, welche voll Huld nur unser Heil btschliessen,
Zählt er die Segen, die wir, von Ihr beherrscht, geniessen;
Und noch entzieht er sie uns nicht.
Denn Sie verherrlichet ihn, und strebt ihm nachzuahmen,
Wird ihm, durch welchen Sie herrscht, gehorsam; seinen
Namen
Macht Sie zu Ihrer Zuversicht.

Sie soll noch länger, spricht er, mich durch Ihr Leben
preisen,
Und ich erwähle Sie mir, den Fürsten zu beweisen,
Daß Frömmigkeit mir wohlgefällt.
Mein ist ihr Odem. Ich bin sein Schöpfer, sein Erhalter,
Und gebe, welchem ich will, mehr, als ein Menschenalter,
Und lohn in mehr, als einer Welt.

Begrüßt mit Zähren des Danks, und mit Triumph
empfangen,
Kömmt der erseufzete Tag, er, Ihres Volks Verlangen,
Der unsre Hoffnung prophezeyt.
Und Sie, Maria, sieht ihm, mit Flehn zu Gott, entgegen,
Bleibt gerne länger bey uns, und freut sich unserntwegen,
Und sorgt mit neuer Heiterkeit.

Zwar ernsthaft wäget Sie ietzt der Ewigkeiten Freuden,
Die Sie oft nahe gesehn, und dieser Erde Leiden;
Und will gern ganz unsterblich seyn.
Doch Ihre Zuflucht ist Gott. Zu ihm spricht Ihre Seele:
Beschließ du, was dir gefällt. Du bist mein Gott! Ich wähle,
Was du beschließest; ich bin dein!

Ihn soll, Maria, Dein Volk an diesem Tage loben.
Er legt die Krone zurück, die er Dir aufgehoben,
Und Dein bestimmter Lohn verweilt.
Doch er vergrößert ihn Dir. Denn er hat Wohlgefallen
An Deinen Werken. Vor ihm sind Deine Leiden. Allen
Ist ihr besondrer Preis ertheilt.

Ode auf das Absterben
der
Hochwürdigst-Durchlauchtigsten Fürstinn,
Abbatissinn und Frau,
Maria Elisabeth,
Herzoginn zu Schleswig-Holstein ꝛc. Abbatissinn des kayserlichen freyen weltlichen Stifts Quedlinburg.

Wenn für der Ewigkeiten Freuden
Im Schoos der Trübsal und der Leiden
Gott einen Christen auferzieht;
Wenn er schon hier, dem Staub entrissen,
Sich aufschwingt, und zu seinen Füßen
Die Erde, die vergehn wird, sieht;
Wenn er nur Gott liebt, wenn sein Wille
Ganz sein zu werden sich bestimmt,
Ganz sein ist, und aus seiner Fülle
Geduld und Kraft zu leiden nimmt:

Wenn der durchseufzten Mitternächte
Genug ist, welche seine Rechte
Zum Himmel ausgestrecket sahn;
Wenn er mit sich genug gestritten,
Und nun ganz werth ist, sich den Hütten,
In denen Unschuld wohnt, zu nahn;
Wenn der, der ihn bewährt erfunden,
Nun gütig seinen Lohn beschließt:
Wie heilig seyd ihr, Todesstunden,
Wo Gott des Christen Lohn beschließt!

Gott

Gott läßt ihn seinen Tod nicht schmecken,
Er nimmt ihm alle seine Schrecken;
Denn er starb schon viel Jahre lang.
Er ward der Erde früh entwöhnet.
Früh reif zum Himmel. Schon ertönet,
Ihn zu empfangen, sein Gesang.
Dem neuen Bürger zu begegnen,
Stehn die im Himmel wohnen auf,
Heil, Heil ihm, rufen sie, und segnen;
Denn er vollendet seinen Lauf.

Heil ihm! denn es ist ihm gelungen,
Der Tod ist in den Sieg verschlungen!
Die Welt ist seiner nicht mehr werth!
So jauchzen des Erlösten Brüder;
Nur daß noch ietzt die hohen Lieder
Ihr künftiger Genoß nicht hört.
Ihn hält der Arm des Schlafs umfangen,
Des nahen Siegs sich unbewußt.
Die Furcht kämpft noch mit dem Verlangen
Zum letztenmal in seiner Brust.

Wie oft hat er vor Gott gezittert,
Vom Grauen der Natur erschüttert,
Der letzten Stunde werth zu seyn.
Ich weiß, sprach er, ich werde beben,
Wenn sie nun da ist; denn mein Leben
Ist noch zu sehr, o Erde, dein!
Sie kömmt! der Christ wird überwinden,
Gott führt an seiner statt den Krieg.
Er läßt ihn nicht den Kampf empfinden.
Er hebt kaum an, und ist schon Sieg.

So starb Maria! — O ihr Zähren,
Durch die wir Sie zurück begehren,
Entehret ihre Siege nicht!
Die edle Laufbahn ist vollendet!
Mit einem Glanze, der uns blendet,
Bekleidet, sieht Sie Gottes Licht.
Der Tod ist in den Sieg verschlungen!
Des Himmels Bürger jauchzen Ihr!
Heil Ihr! denn es ist Ihr gelungen!
Heil auch von uns, Maria, Dir!

Wir, die wir mit den Finsternissen
Der Sterblichkeit noch streiten müssen,
Sehn Dir, die Du empor fliegst, nach.
Wir wohnen in der Klagen Lande,
Fern von der Freude Vaterlande,
Und unsre Lieder sind ein Ach!
Wenn wir, gleich Engeln, danken wollen,
Will Gott von uns nicht Lob allein;
Auch Thränen fordert er! Sie sollen
Ihm reichlich fließen! Sie sind sein.

Noch flog mit jauchzendem Getümmel
Der laute Dank hinauf gen Himmel,
Daß er Dich uns von neuem gab.
Noch träufelt' auf uns Deinetwegen
Mit jedem Morgenthau der Segen;
Und plötzlich öffnet Gott Dein Grab.
Komm, spricht er, mir erschaffne Seele,
Komm. Dein Gebein begehrt die Ruh.
Du folgst. Da dringen Deiner Höhle
Die Klagen aller Deinen zu.

Doch wenn in der errungnen Krone
Wir dort Dich schauen, und am Throne
Des Lammes Dir zur Seiten stehn;
Dann sollen lauter Jubel schallen,
Wenn wir zusammen niederfallen,
Und Gott in seiner Klarheit sehn.
Dann drängen sich um Dich die Deinen,
Und danken Dir, und weinen nicht.
Jetzt danken wir Dir auch, und weinen,
Und unser Schmerz ist unsre Pflicht.

Indeß sieh unter Amalien
In Deinem Stift den Segen blühen,
Und, wos Du beteteſt, erfüllt!
Sieh unsre Hand zu Gott erhoben,
Und hör uns seine Güte loben,
Die Unser schont, und Dir vergilt!
Sieh dankbar unsern spätsten Samen
Für Amaliens Leben flehn.
Und höre stets, wie Deinen Namen
Der Enkel Enkel noch erhöhn!

Ode auf das Absterben

der

Hochwürdigst-Durchlauchtigsten

Sophia Christine Louise,

Prinzessinn von Holstein-Plön,

Decanissinn des kayserlichen freyen weltlichen

Stifts Quedlinburg ꝛc. ꝛc.

1757.

Sie hat gesiegt; denn auch ihr Leben
War Kampf, und sie stritt nicht allein.
Mit ihr, uud für sie stritt, der Held, den Gott uns gegeben,
Uns Leben, Sieg, und ewigs Heil zu seyn.

Ihn hielt sie fest. Mit stärkern Armen
Hielt er auch sie, sein Eigenthum.
Ihr letzter Seufzer pries voll Dank sein göttlich Erbarmen;
Ihr letzter Hauch war ihres Heilands Ruhm.

Viel Zähren weinte sie; viel Leiden
Bereiteten sie jener Ruh.
Als sie bereitet war, flog sie den himmlischen Freuden
Mit Lobgesang und im Triumphe zu.

Ode

an

Ihro Hochfürstl. Durchlaucht,

Christian Günther,

regierenden Fürsten zu Schwarzburg-Sondershausen ꝛc. ꝛc.

1763.

Die Stürme hören auf zu brüllen. Das Getümmel
Der Wogen ruht. Gott hat aus seiner Hand
Die Donner weggelegt, und ein versöhnter Himmel
Fließt über Meer und Land.

Er, der in seinem Zorn durch seiner Winke Schelten,
Vor dem am Thron der Cherub selbst erbebt,
Den Ocean vertrocknet, Sonnen auslöscht, Welten
Aus ihren Angeln hebt:

Der Herr sieht iezt auf uns mit Gnade. Seinem Volke
Ist seine Huld, wie der versengten Au,
Ein sanfter Regen, der aus einer Abendwolke
Herab trieft; wie der Thau,

Der mit der Morgenröthe früh die Flur befeuchtet,
Daß jeder Halm sein sieches Haupt erhöht,
Das jedes Feld voll Pracht der Sonn entgegen leuchtet,
Mit Blumen übersät.

Sing ihn, o Weltkreis! Ihn, den Vater! Sein Erbarmen
Hielt dich, daß du nicht gar vergiengst vor ihm,
Als er dich schlug. Er wendet sich zum Flehn des Armen!
Ihr Völker, jauchzet ihm!

Er straft. Es zittern Königreiche, Thronen wanken,
Und Städte, die er bis zum Himmel hob,
Versinken. Dennoch hegt er über uns Gedanken
Des Friedens! Singt sein Lob!

Preist, ihr Errettеten, den Herrn! fallt vor ihm nieder,
O ihr der Erde Götter, betet an
Mit eurem Volke, singt mit ihm des Dankes Lieder,
Lehrt sie den Unterthan.

Du, Günther, hast sie uns gelehrt. Gott hat die Zähren,
Die du mit uns vor ihm geweint, gesehn,
Gesehn in Deiner Brust den Eifer, ihn zu ehren,
Gehört Dein frommes Flehn,

Gehört die Stimme Deines Dankens, die auf Flügeln
Der Andacht bis zu seinem Stuhle drang,
Gehört mit Wohlgefallen, wie von Zions Hügeln
Den König, der ihm sang.

Gott prüfte Dich, und gab das Ruder Dir in Zeiten
Voll Unglück in die junge Hand; und er
Half Dir ein schwaches Schiff durch Nacht und Nebel leiten
Im klippenvollen Meer.

Die Zeit.

1747.

Du, deren Schooß das, was wir sehen,
Ließ an das Licht des Tages gehen,
Zu der auch alles wiederkehrt!
O Zeit, soll auch der Mensch, das beste Theil der Erden,
Vom Wirbel deines Stroms dahin gerissen werden,
Unwissend, was er ist, und was ihm widerfährt?

Vernichte mit gewohnter Stärke,
Der Menschen und der Schöpfung Werke,
Verwandle, was du willst, in Staub!
Laß im beständ'gen Kreis, den wir nicht übersehen,
Geschöpfe sonder Zahl ietzt werden, ietzt vergehen,
Es sey die Welt dein Spiel, und das, was ist, dein Raub!

Dein Schöpfer mag dir dieß erlauben:
Uns aber unser Glück zu rauben,
Gelinget deinem Wüten nicht.
Laß allen deinen Zorn den Weisen nur empfinden;
Er wird in ihm die Macht voll ew'ger Liebe finden,
Die zu dir, wie sie will, schaff! und zernichte! spricht.

Nicht er wird, unwerth seiner Gaben,
Sein unbewust, im Schlaf vergraben,
Bey allem fühl- und sinnlos seyn.
Er wird mit kühnem Blick des Schicksals Tiefen
messen,
Beym Gegenwärt'gen nie das Vorige vergessen,
Oft Lust in Schmerzen sehn, und oft in Wollust Pein.

Das falsche Herz, das in uns schläget,
Und unser Blut im Kreis beweget,
Betrügt uns mit geheimer List.
Es lehrt uns von uns selbst stets eigennützig meynen.
Wir scheinen immer gut, und sind nicht, was wir
scheinen,
Und fürchten nichts, obgleich das Unglück in uns ist.

Laß aber nur die Macht der Zeiten
Dieß Herz voll Stolz und Trotz bestreiten,
Weil wir dazu zu weibisch sind.
Ein einz'ger Zufall weis das alles zu zernichten,
Was der vermeßne Mensch, zu schwach, sich selbst zu
richten,
Von seiner Trefflichkeit sich schmeichlerisch ersinnt.

Rühmt immer eurer Tugend Stärke,
Versprecht euch von euch Heldenwerke,
Ihr stolzen Weisen unsrer Zeit!
Der Reiz der Tugend wird aus eurer Brust ver-
schwinden,
Das Laster wird euch bald liebkosend überwinden,
So bald ihr in der Näh von ihm bekämpfet seyd.

Wo ist, auch bey den kleinsten Leiden,
Was wir so oft an euch beneiden,
Der große Muth, der nie erschrickt?
Der edle Geist, der nie hochmüthig sich erhebet,
Das Glück verschmäht, und stets mit sich zu frieden lebet,
Wird der nie durch den Glanz von Gold und Ehr entzückt?

Des Menschen Meynung, Absicht, Liebe,
Die ganze Herrschaft seiner Triebe,
Verändert oft ein einzig's Jahr.
Ein einzigs Jahr reißt oft aus unsern schwachen Händen,
Worauf wir so viel Zeit es zu erhalten wenden,
Und was der eitle Zweck so vieler Wünsche war.

Auf ewig ist es uns vergangen,
Es hinterläßt uns das Verlangen,
Und ist nicht mehr verlangenswerth.
Wohl dem, der ohne Furcht zurück zu sehen waget,
Der Freuden Eitelkeit erkennet, nicht beklaget,
Nichts thöricht hofft, und nichts unüberlegt begehrt.

Er traut allein auf das Geschicke,
Wenn er die unverzagten Blicke
Ins tiefe Meer der Zukunft senkt.
Dort ist noch manches Glück und manches Leid verborgen,
Er sieht es, und sein Herz verschließt sich doch den Sorgen,
Und es erwartet still, was ihm der Himmel schenkt.

Den gegenwärt'gen Theil vom Leben,
Braucht er, wozu ihn Gott gegeben,
Und misbraucht auch Minuten nicht.
Er wiedmet jeden Tag, stets frey von Schuld und Schande,
Gleich groß in jedem Glück, Gott und dem Vaterlande,
Der freundschaftlichen Lust, der Großmuth und der Pflicht.

Was sucht in jener tiefen Ferne
Ein Philosoph den Lauf der Sterne,
Den Gang der Monden auszuspähn!
Er häuft, mit sich vergnügt, die ungeheuren Zahlen,
Den Enkeln, die den Fleiß nicht kennen, nicht bezahlen,
Zu sagen, wie dereinst die großen Körper stehn.

Vergebens eilet ihr, ihr Stunden,
Und ihr, ihr flüchtigen Sekunden;
Er weis, wie viel verflossen sind.
Er macht, o Sonne, sich zum Herrn von deinem Schatten,
Zwingt dich, von deinem Lauf ihm Nachricht abzustatten,
Und zählet jeden Tag, der unnütz ihm entrinnt.

Ode an den Frühling.

1747.

Willkommen, göttlicher Lenz, du Jüngling unter den Zeiten,
Der du wohlthätig die Erde besuchst!
Komm; denn es warten auf dich die langen traurigen Fluren,
Komm; denn dich wünschet der einsame Hain.

Du kömmst, mit flüchtigem Fuß eilst du, gleich tanzenden Zephyrn,
Durch die Gefilde hin, die du belebst.
Und unterm flüchtigen Fuß entsprießen freundliche Veilchen,
Und lächeln, Vater der Blumen, dich an.

Du kömmst; es kommen mit dir des lauten Waldes Gesänge,
Es kömmt mit dir der gefällige May.
Des Jahres fröhlichster Sohn, der seine blühenden Schläfe
Mit tausendfarbigten Blumen umkränzt.

Vom ganzen Walde bejauchzt, steigt ietzt mit segnenden Tritten
Der Morgen von den Gebirgen herab,
Und grüßt das reichere Feld, und die viel höheren Saaten,
Die du der Sichel der Schnitter erziehst.

Dein Mittag schüttet auf uns noch nicht verzehrende Flammen,
Sein Strahl zerspaltet die Erde noch nicht.
Zufrieden wartet das Rind auf die erquickenden Schatten,
Und brüllt wollüstig im blumigten Klee.

Dich fühlet, mächtiger Lenz, die sich verjüngende Heerde,
Und tanzt muthwillig am kühlenden Bach.
Die Bäche fühlen dich auch, und rauschen schneller, und hüpfen
In deine schattigten Thäler herab.

Dich fühlt die trächtige Flur, dich fühlt der stolzen Narzissen,
Der königlichen Tulpen Geschlecht.
Sie taumeln, mächtiger Lenz, und küssen taumelnd einander,
Denn du, o Frühling! erschufst sie verliebt.

Mit einem muthigern Flug steigt iezt die fleißige Lerche,
Und singt dem Landmann Zufriedenheit zu.
Sie singt, und fürchtet noch nicht des Menschen feindliche Tücke,
Den sie durch keine Gesänge versöhnt.

Poetisch werden durch dich die Nachtigallen begeistert,
Und machen horchende Wälder erstaunt.
Ihr hundertfältiges Lied schleicht sich in zärtliche Herzen,
Und läßt darinnen die Liebe zurück.

Von einem schmeichelnden West auf zarten Zweigen gewieget,
Verschwendet sie die entzückende Kunst.
Sie liebt, sie seufzet, sie singt die süßen Klagen der Liebe,
Und jeder Jüngling versteht, was sie singt.

Auf Wangen, welche der Reiz mit frohem Lächeln bewaffnet,
Läßt du die Jugend gefährlicher blühn.
Das Herz der Schönen fühlt ietzt der Jugend freudige Wünsche,
Und lernet zärtliche Seufzer verstehn.

Schon siegbegieriger fliegt ein schwarzes streitbares Auge,
Mit tödtlich scherzenden Blicken umher.
Ein blaues schmachtendes Aug entzückt, und will nur gefallen,
Und mächtig sieget sein furchtsamer Blick.

Ich Jüngling fühle dich, Lenz! Mit ihrer ganzen Empfindung
Fühlt meine muthige Seele nur dich;
So oft ich, fern von der Stadt und ihren lärmenden Narren,
Auf deinen heiligen Fluren dich seh.

Ich seh dich, Frühling, ich seh die Reihen hüpfender Scherze,
Die Venus, ihren muthwilligen Sohn,
Und Nymphen, welche durchs Gras mit nackten Grazien tanzen,
Und Liebesgötter bald haschen, bald fliehn.

Jetzt will ich täglich dich sehn, ietzt will ich unter dem Dache
Wirthbarer Linden gelagert, dich sehn,
Bis mich vom Bache herauf ein Traum der glücklichen Liebe
Mit dem begeisternden Fittig umfliegt.

Ihr wahren Kenner der Lust, die ihr die Freuden der Felder
Gern mit den Freuden des Hofes erkauft!
O kommt; der flüchtige Lenz besucht die Erde nicht lange,
Heißt schmeichelnd seine Minuten verziehn.

Und ihr, ihr Schönen, kommt auch, kommt auf die schattigten Auen,
Wo mancher seufzende Jüngling euch sucht.
Laßt eure Rosen die Pracht des ganzen Frühlings beschämen,
Und macht eroberte Herzen beglückt!

Der Herbst.

1747.

Auch dich besinge mein Lied, o Herbst, du Vater des Seegens!
Die Thäler sehn dich, und jauchzen vor dir.
Dich sehn sie, Vater des Weins, auf deinen trächtigen Hügeln,
Von trunkenen, muthigen Winzern umtanzt.

Ich sah den fröhlichen Lenz; mit jungen Rosen bekrönet,
Sang ich den stillen Gefilden sein Lob.
Tief in dem kühlen Gehölz sang ich den mächtigen Sommer,*
Und floh vor seiner verzehrenden Glut.

Jetzt soll die Muse mein Haupt mit Reben feyerlich kränzen,
Dich zu besingen, wohlthätiger Herbst,
Wie im Getümmel der Lust auf den nun feyernden Feldern
Der reiche Landmann zufrieden dich preist.

Belebe selber mein Lied, und laß es Seelen begeistern,
Begeistern, wie dein gewaltiger Wein,
So oft ein Kenner der Lust, so oft ein fühlender Jüngling
Aus ihm den Muth und die Zärtlichkeit trinkt.

Nur

* Die hier erwähnte Ode auf den Sommer stehet in dem 35 Stücke des 1. Bandes des Jünglings; ist aber von einem andern Verfasser. Hier redet der Dichter in dem Charakter des Jünglings davon.

Nur dir, nur dir zieht der Lenz die hülfbedürftigen Fluren
Mit brüderlicher Gefälligkeit auf.
Nur dich verkündiget er in seiner glänzenden Blüthe,
In deren Hüllen die Fruchtbarkeit reift.

Dann geht der Landmann umher, im Morgenthaue der Dämmrung,
Und überzählet den Seegen der Nacht.
Mit neubegierigem Blick zählt er die Blüthen und lächelt,
Und preist den Frühling und hoffet auf dich.

Der Sommer dienet dir gern, nur dir verpflegt er die Saaten.
Nur dir verweilet die Sonne so spät.
Nur deinetwegen schickt er, aus den dir dienstbaren Wolken,
Den neuerschaffenen Regen herab.

Sey nun uns gütig, o Herbst, der du bald jugendlich fröhlich
Mit heiterer Stirn den Gefilden erscheinst,
Bald deine heitere Stirn in Wolken fürchterlich runzelst,
Und weinend über die Fluren hinfährst.

Sey nun uns gütig, o Herbst, verbirg nicht unter den Wolken
Das süße Lächeln des schönen Gesichts,
Und laß dich über das Feld nur sanfte Winde begleiten,
Und halte die stürmischen Winde zurück.

Daß von den Auen noch nicht die Schönen furchtsam entfliehen,
Auf die der Lenz und die Liebe sie rief,
Wo sie in Tänzen des Mays dem Jüngling sittsam entronnen,
Dann seinen Armen entgegen zu fliehn.

Noch kann ein Liebling des Glücks mit seiner zärtlichen Freundinn
In deiner Bäume Beschattungen fliehn.
In dem verschwiegenen Thal mehr, als die Früchte zu sammlen,
Die du auf sinkenden Aesten ihm beutst.

Die Liebe führt ihm die Hand, wenn er die wartenden Früchte
Für seine Schöne mit Ungeduld bricht.
Sie bricht auch Früchte für ihn; mit mehr als dankbaren Küssen
Belohnet er die gefällige Hand.

Was gleicht dem Tag voll Lust, die eine sittsame Sonne
Für dich mit fröhlicher Heiterkeit schmückt?
Dann taumeln über das Feld die sich verjüngenden Weste,
Und deine Weste liebkosend daher.

Dich fliehn die Schönen nicht mehr, die du ietzt freundschaftlich lächelst,
In Gärten, Sonne! besuchen sie dich,
Wo dein geselliger Stral den unverweigerten Nacken,
Den stolzen Nacken verschwenderisch küßt.

Vergebens streitet mit ihr ein Heer von neidischen Wolken,
Und wirft den nächtlichen Schatten aufs Feld.
Es streitet fruchtlos; sie siegt. Vor ihrem siegenden Haupte
Fliehn schnell die furchtsamen Schatten hinweg.

Still und gedankenvoll geht, von allen Musen begleitet,
Ein Dichter durch das sich freuende Thal,
Wie Thomson, der die Natur auf ihren Fluren besuchte,
Und ihre Reizungen alle besang.

Du siehst den Dichter, o Herbst, und horchst auf seine Gesänge,
Auf deines Freundes begeisterndes Lied.
Sanftrauschend dankest du ihm; du rauschest durch die Gesträuche,
Du rauschest über den spielenden Bach.

Bis die entfliehende Sonn' und ihr noch buhlendes Auge
Sich schamhaft hinter die Büsche verbirgt.
Sie lacht noch einmal, und flieht, wie eine sittsame Schöne
Aus des Geliebten Umarmungen flieht.

Mit seiner silbernen Stirn sieht aus den Pforten des Aufgangs
Der stille Mond in die Felder herab.
Er kömmt; die Sterne mit ihm: doch keiner unter den Sternen
Ist mit der Erde vertrauter, als er.

Jetzt schweigt die ganze Natur, nichts störet die heilige Stille,
Als wenn verliebt sich ein Jüngling beklagt.
Er seufzt am einsamen Bach, an melancholischen Ufern,
Wo er sich ängstende Bilder erschafft.

Dann eilt, im Schutze der Nacht, das Wild mit seiner Gespielinn
Auf die geliebten Gebürge hervor.
Und sorglos weidet es jetzt in seines Feindes Gefilden,
Der, vom Verfolgen ermüdet, entschlief.

Willst du, o Muse, der Jagd blutdürstige Freuden besingen,
Die sich ein müßiger Krieger erfand,
Wild, wie im dicken Gehölz das Horn der Jagenden lärmet,
Wild, wie der witternden Hunde Gebell?

O Lied, verewige nicht die Grausamkeiten des Menschen,
Wie er zum Wütrich der Schöpfung sich würgt,
Und kühn den Frieden entweiht, der die Geschöpfe vereinte,
Eh sie vor seinen Verfolgungen flohn.

Er reizt mit wüstem Geschrey den stärkern, friedlichen
Eber
Zu seinem edlen, ihn tödtenden Zorn,
Und frohlockt über den Tod des schwachen, fliehenden
Hirsches,
Und schmückt mit seinem Geweihe die Wand.

Der Vögel zartes Geschlecht lockt er in heimliche Netze,
Und würgt die Sänger des heiligen Walds.
Bey Schaaren würget er sie für seine blutige Tafel;
So grausam würget der Sperber sie nicht.

Nein, Muse, singe dieß nicht! Von seinen fröhlichen Hügeln
Verlangt der Vater der Reben dein Lied.
Dort jauchzet alles; denn nun, nun hat der gütige Himmel
Des Jahres Hoffnungen alle beglückt.

Die Winzer lärmen voll Muth, von Winzerinnen begleitet,
Der Tag eilt ihnen zu hurtig hinweg.
Sie sammlen, seegnender Herbst, begierig deine Geschenke,
Durch ihrer Winzerinn Beyspiel gestärkt.

Dann raubt ein Winzer beherzt viel Küsse von der
Gefährtinn,
Und drückt sie freudig ans klopfende Herz,
Und lachet, wenn er von fern den Nebenbuhler erblicket,
Aus dessen Auge die Eifersucht zürnt.

Von seinem Weine berauscht, kehrt in der Dämmrung des Abends
Des Weines Vater frohlockend zurück.
So kam er ehmals zurück von seinem jährlichen Feste,
Und fand des Minos verlassenes Kind.

Dich, Ariadne, fand er an unbekannten Gestaden,
Wo dich im Schlafe dein Theseus verließ.
Er fuhr nicht grausam vorbey; er rief die eilenden Tyger:
Sie standen, da ihr Gebieter sie rief.

Da gieng er liebreich zu dir, und küßte dir von den Wangen
Die Zähren freundlich und schmeichelnd hinweg,
Und nahm dich, Göttinn, zu sich auf seinen göttlichen Wagen;
Da seufztest du um den Theseus nicht mehr.

Der Winter.

1753.

Empfange mich, heiliges Land, das ich zu lange vermisse.
In den geselligen friedlichen Schoos.
Dich wünsch ich wieder zu sehn, ob dein entblößtes Gefilde
Gleich unterm Fuße des Winters erstarrt;

Obgleich die Stimme der Luft, nebst den Gesängen des Frühlings,
Nicht mehr von werdenden Hecken ertönt;
Obgleich kein fröhlicher West die Saaten des Segens mehr küsset,
Noch um den trächtigen Apfelbaum scherzt.

Ich habe lange genug dein Antlitz, belebende Sonne,
Und dich, du heiterer Himmel, entbehrt.
Empfange mich, heiliges Land, ich bin der Stadt schon zu müde,
Und ihren traurigen Freuden zu gram.

Zu gram den Schmäusen, wo man an ungeselligen Tafeln
Oft gegen Morgen noch trinket, und gähnt,
Und einschläft, wenn nicht vielleicht, gestärkt durch geschändete Becher,
Der Unwitz alberne Lacher beseelt.

Dir flieh ich mit Ungeduld zu, wie aus der Nacht seines
Kerkers
Ein losgebürgter Gefangner entflieht.
Mein Auge segnet den Tag und dich, erquickende Sonne,
Und trinkt begierig dein stärkendes Licht.

Mein Herze klopft leichter, und fühlt den Einfluß reinerer
Lüfte.
Ich athme frische Gesundheit in mich,
Und neues Leben, und mich empfängt die trösten Freundschaft,
Und lächelt jegliche Runzel hinweg.

Was gleicht dem lichten Gewand und seiner glänzenden
Weiße,
Mit dem du, Winter, den Erdkreis umhüllst?
Das Auge rüstet umsonst sich, seinen Glanz zu ertragen,
Es schaut, und kehret geblendet zurück.

Denn auf das lichte Gewand wirft ietzt die siegende Sonne
Die ungehinderten Stralen herab.
Es fängt begierig sie auf, und schickt von ihnen verschönert,
Die Stralen blendender wieder zurück.

Die Wälder feyern. Es herrscht ein nächtliches Schweigen in ihnen,
Und tiefe Stille verdränget den Lärm.
Nur selten zwitschert hier noch ein einsam irrender Vogel,
Und sucht die sparsame Nahrung im Schnee.

Und furchtbar tönet im Hayn ein Beil, zum Verwüsten erhaben,
Und ein gefällter, vieljähriger Stamm.
Der den, deß Aeltern er oft in seinem Schatten beherbergt,
Durch sein wohlthätiges Feuer erquickt.

Vom Wind ergriffen, der ietzt der Bäume Wipfel durchsauset,
Bückt jeder Baum sich, und zittert und rauscht.
Er rauscht, und schüttelt den Schnee von den ansehnlichen
Armen
Auf seine Kinder, die Sträucher, herab.

Wie schön sind alle geschmückt! Wie prächtig glänzt von
den Aesten
Der niederhangende feste Cristall!
Die Sonne schmilzet ihn nicht, die das entlaubte Gehölze
Von einem Ende zum andern durchstralt.

Doch, schöner als alle, streckt sich hoch über alle die Tanne
Mit unentblättertem Wipfel empor.
Ihr dunkles Haupthaar, das nicht der Frost des Winters
entfärbet,
Prangt jugendlicher im glänzenden Schnee.

Der Fluß, der ehmals so stolz durch frische Wiesen sich
hingoß,
Und seinem Ufer oft ungetreu ward,
Vergißt zu laufen, und trägt auf dem gepanzerten Rücken
Geduldig Wagen, und Reuter, und Roß.

Und ein viel wagendes Volk bewaffnet die Füße mit Eisen,
Und flieget das harte Gewässer hinab,
Wie ein beflügeltes Schiff sonst dieß Gewässer hinabflog,
Von unsern Blicken vergebens verfolgt.

Wie bald enteilet der Tag in solchen Freuden des Winters!
Bewundernd seh ich den Schauspielen zu,
Bis von den Freuden des Tags des Abends einsame Stille
Zu neuen sanften Vergnügen uns ruft.

Sie ruft uns vor den Kamin. Uns brennt ein milderes
Feuer,
Als auf dem städtischen kärglichen Heerd.
Zufrieden sitzen um ihn wir gleichen, zärtlichen Freunde
In einem engen, vertraulichen Kreis.

Wir schwatzen; unser Geschwätz ist Freundschaft. Unsere
Freude
Ist ein unschuldiger fröhlicher Witz.
Zu unserm Kreise hat sich noch nie die schleichende
Schmähsucht
Mit ihrem tückischen Lächeln gewagt.

Du aber, muthiger Spott, gehst nicht mit deinem Gefährten,
Dem Scherz, des niedrige Landhaus vorbey.
Du sitzest mit am Camin. Und weh dann jeglicher Thorheit,
Wenn uns der Nam' eines Narren entwischt.

Indessen schweiget um uns die ganze Gegend. Die Stille
Bewohnt das Dorf und den Hof und das Haus,
Wenn nicht das muthige Roß in dem benachbarten Stalle
Sich schüttelt, stampfet und Futter begehrt.

Oft ruft sein stampfender Fuß uns auf die räumliche Tenne,
Die halb das Feuer des Heerdes erhellt,
Und zu dem reinlichen Stall, wo zwanzig nützliche Kühe,
Um volle Krippen gelagert, ietzt ruhn.

Oft lockt der freundliche Mond und sein Gefolge, die
Sterne,
Den kühnen Fuß in den Garten hinaus.
Und ernsthaft schauet auf uns der majestätische Himmel
Mit seinen zahllosen Welten herab.

Mein

Mein Aug' ermüde niemals, o Himmel, dich zu bewundern,
Du, deines Meisters Gebäu, und sein Stuhl!
Mein Ohr ermüde niemals, dich, nächtlicher Herold des Schöpfers,
Zu hören, wenn du harmonisch ihn singst.

Wenn soll mein Leben doch ganz so sanft und glücklich verfließen,
Stets der Betrachtung und Freundschaft geweiht?
Wie lange, lange stiehlt man dich, festlicher Abend des Winters,
Mir meinen Musen und Freunden hinweg?

Wenn mich mein Schicksal erhört, und auf dem glücklichen Lande
Für mich und Daphnen ein Wohnhaus erbaut,
Wie dankbar will ich mit ihr den einsamen Winter empfangen,
Vor dem der müßige Städter erschrickt.

Der Tag eilt hurtig hinweg. Denn jegliche Stunde beflügelt
Ihr eignes nützlichs Geschäffte. Wer zählt
Die schnellen Stunden? Auch du, o Liebe, beflügelst sie alle,
Und deine Zärtlichkeit heiliget sie.

Der Tag eilt fröhlich hinweg. Die Sonne sieht uns, und freut sich,
Und gern verweilte sie länger bey uns.
Doch sie muß eilen. Ihr folgt der Abend, unser Vertrauter,
Er, aller Liebenden Liebling und Freund.

Ihr kostbaren Stunden, euch stört kein unbequemer Besucher!
Ihr bleibt dem reinsten Vergnügen bestimmt.
O Einsamkeit! Sey mir gegrüßt! In meiner Daphne Ge-
sellschaft
Beglückst du jede Minute mit Lust.

Geschäftig eilt ihr die Hand bey ihrer weiblichen Arbeit,
Und sie verläßt sie, und liebkoset mir.
Von ihrem Beyfall, nnd selbst von ihren Küssen belohnet,
Sitz' ich und spiele der Freundschaft ein Lied.

Und unsrer Einsamkeit fehlt es nicht an Gesellschaft. Ihr,
Freunde,
Seyd unser tägliches, liebstes Gespräch.
Und was ihr jemals von Lieb' und Freundschaft und Tu-
gend gesungen,
Und iezt noch singt, wiederholen wir uns.

Dann führt auch einen von euch ein freundschaftliches Ver-
langen
Auf einem fliegenden Schlitten zu uns.
Wie glücklich sind wir! Hier wird kein unbequemer Besucher,
Und keiner, welcher kein Freund ist, gesehn.

Zwar tritt mit ungleichem Fuß auf manche geschändete
Schwelle
Zugleich ein Freund und ein Menschengesicht.
Nur du, mein strohernes Dach, herberge niemals die Narren,
Nim nie den Gecken und Bösewicht auf.

Der

Oden und Lieder

Zweytes Buch.

Ode auf das Absterben des seel. Herrn Brockes in Hamburg.

1747.

Mein Schmerz, o Brockes, weint um Dich verschwiegne Zähren;
Mein überlegter Schmerz währt noch, und soll noch währen,
Wenn man nicht mehr das Lob gemeiner Lieder hört.
Die Zeit vertilgt sie bald, die lobenden Gesänge,
Und wischt die Thränen weg, durch die der Wahn der Menge
Verdienste, die er bald vergessen will, noch ehrt.
Nein, mit der Flucht der schnellen Tage
Entflieht mir nicht mein heimlichs Leid.
Mein Leid und seine stille Klage
Wächst nur, und reifet mit der Zeit.

O könnt ich durch mein Lied die Herzen mir bezwingen!
Von meinen Schmerzen voll, wollt ich nur Schmerzen singen,
Und ihnen sollte nicht der Undank widerstehn.
Ich wollt' aus seinem Schlaf den Leichtsinn schnell erwecken.
Aufmerksam sollt' er dann mich hören, und mit Schrecken
In meinem Liede dich noch einmal sterben sehn.
Er sollt' an seine Brust sich schlagen,
Empfinden, was er nie empfand,
Sich schämen, und voll Reue sagen:
So hab ich ihn noch nicht gekannt!

Zu lange hab' ich schon, o Brockes, mir geschwiegen;
Ich würde fruchtlos nur den stärkern Gram bekriegen,
Der tief in meiner Brust nach Seufzern Seufzer zeugt.
Raubt mir die Seufzer nicht, ihr Kenner wahrer Schmerzen,
Ihr nur zur Zärtlichkeit erschaffnen edlen Herzen,
Verzeiht es meinem Gram, daß er so lange schweigt!
Ihr seyd es werth, ihn zu beweinen,
Und eure Thränen ehren euch.
Darf sich mein Gram mit euch vereinen?
Mein Gram ist stark, und eurem gleich.

Der, welcher, wie er will, auf seiner gleichen Wage
Der Menschen Schicksal wiegt, Gott zählte meine Tage,
Und wog, eh ich noch war, mein künftiges Geschick.
Er legt' in mich den Trieb der freundschaftlichen Liebe,
Und setzte diesen Trieb zum Herrn der schlechtern Triebe,
Und sprach zu meinem Geist: Die Freundschaft sey dein Glück!
Lern es durch Tugend einst verdienen.
Du bleibst nicht deiner Freunde werth,
So bald ein Wunsch noch außer ihnen
Ein größer Glück in dir begehrt.

In Herzen, die er selbst zu meiner Liebe stimmte,
Gab er mir auch das Glück, das er für mich bestimmte,
Die Herzen folgten ihm, und wurden gern mein Glück.
Mehr geben konnt er nicht, und ich nicht mehr begehren,
Mein Dank soll länger noch, als dieß mein Leben, währen,
Und länger euch erhöhn, euch, Freunde, dich, Geschick!
Laß sie mich stets so dankbar finden,
O Himmel, lehre mich es seyn!
Dann werd' ich recht mein Glück empfinden,
Und dann wird dieses Glück erst mein.

So hat sonst dieses Glück mein ganzes Herz empfunden,
Noch schwebt vor mir das Bild der wünschenswerthen Stunden,
In denen ich mein Herz, o Brockes, Dir entschloß.
Wo mich dein Mund vertraut und freundschaftlich belehrte,
Und ich, durch Dich entzückt, schon mehr die Tugend ehrte,
Und glücklicher die Welt bewundert' und genoß.
So gab oft in der Zeiten Jugend
Ein Engel Menschen Unterricht,
Und lehrte sie, als Freund, die Tugend,
Und schämte sich der Freunde nicht.

Die Stunden sind dahin, und kehren nie zurücke.
Es ist umsonst, daß ich nach ihnen Seufzer schicke.
Es ist umsonst; hier ist für mich kein Brockes mehr!
Wie fröhlich wär ich einst in deinen Schooß gekehret,
Geliebtes Vaterland! die Hoffnung ist zerstöret!
Dich werd' ich traurig sehn, denn Brockes ist nicht mehr!
Weissagten mir des Abschieds Schmerzen
Vielleicht schon damals diesen Schmerz?
Ich hofft'; ich glaubte meinem Herzen;
Ich glaubt'; und mich betrog mein Herz.

Gott, so sehr hat kein Gram noch wider mich gestritten.
Von der Natur bekämpft, hab' ich nicht mehr gelitten,
Als dein verborgner Rath der Mutter Tod befahl.
Ich sah mein Schicksal längst auf den erstorbnen Wangen,
Verließ sie hoffnungslos, hielt traurig sie umfangen,
Und sagte zu mir selbst: Das ist das letztemal!
Sie starb; ich sah sie nicht erblassen:
Doch sterbend schwebt' ihr Geist um mich.
Ich weint, und traurig, doch gelassen,
Pries ich, o Herr des Schicksals, dich.

Mehr Schrecken hat mein Herz bey Brockes Tod
empfunden.

Er übereilte mich in meinen sichern Stunden,
Wie einen Jüngling oft der Tod im Tanze stört.
Ihn, dacht' ich, wirst du einst mit Freuden wiedersehen.
Für deinen Brockes hilft das Vaterland dir flehen,
Und, wer für Brockes fleht, ist der Erhörung werth.
Ihn wird sein heitrer Geist beschützen;
Er weis die Kunst, sich zu erfreun,
Und, um uns länger noch zu nützen,
Auch noch im Alter jung zu seyn.

So dacht' ich; aber Gott beschloß schon meine Zähren.
Er starb; Gott wollte nicht das Vaterland erhören,
Und Ihn zu schützen war sein heitrer Geist zu schwach.
Du, den das Schicksal ruft, dereinst sein Lob zu wagen,
Gewöhne früh dein Lied zu Thränen und zu Klagen,
Wehmüthig klage dir die ganze Nachwelt nach.
Sie wird noch unser Schicksal lehren,
Und, dankbarer, als unsre Zeit,
Wird sie mehr ihren Brocks verehren,
Wenn Gott ihr einen Brocks verleiht.

In einer Welt, aus der die Tugenden verschwinden,
Wo Rotten wider Gott durch Laster sich verbinden,
Und glauben, er sey nicht, wenn ihn ihr Trotz verneint;
Wo der, der ihn bekennt, ihn oft aus Irrthum glaubet,
Und man den Priestern nur noch fromm zu seyn erlaubet,
Trat Er beherzt hervor, und war des Schöpfers Freund.
Er schämte sich der heut'gen Zeiten,
Und opferte dem Höchsten Dank.
Ihm weiht' Er sich und seine Saiten,
Und ihren lehrenden Gesang.

Ihm war des Schöpfers Welt ein Schauplatz seiner Güte.
Von heil'ger Freud' entzückt, erhob sich sein Gemüthe
Zu ihm empor, wenn Er die Welt mit Dank genoß.
Er wollte nicht allein besitzen und genießen,
Man sah aus seinem Aug' oft edle Thränen fließen,
Wenn vor der Freude sich ein fühllos Herz verschloß.
Es sollten alle Menschen Zeugen
Und Herolde des Schöpfers seyn.
Der Seufzer Stimme sollte schweigen,
Und jedes Herz mit Ihm sich freun.

So war sein Geist, und so sein Bild in seinen Zügen.
Die Tugend ließ er nicht verachtet unten liegen,
Und machte das Verdienst, wo Er es sah, bekannt.
Nur mit dem edlen Wunsch, noch mehr beglückt zu machen,
Folgt er des Himmels Ruf, für einen Staat zu wachen,
Und nahm bescheiden dann das Ruder in die Hand.
Jetzt war er der Gesetze Rächer,
Als Richter selbst ein Menschenfreund,
Und oftmals hat Er den Verbrecher,
Den Er bestrafte, still beweint.

So, Dichter! mahl' Ihn uns in lebensvollen Bildern.
Kann deines Pinsels Kunst auch sanfte Thränen schildern;
So laß die unsrigen die spätste Nachwelt sehn!
Mit starken Zügen mahl' ihr erst den Gram der Seinen,
Und laß das Vaterland und die Gesetze weinen,
Und Bürger um sein Grab tiefsinnig traurig stehn.
Laß sie der Freunde Schmerz empfinden,
Wie er auf ihrer Stirn sich zeigt,
Wenn sie sich freundschaftlich verbinden,
Und jeder Brocks vermißt, und schweigt.

Dann mahl' uns, wenn du kannst, auch Marianens
Schmerzen.

Gott schuf ihr zärtlichs Herz nach ihres Vaters Herzen,
Und ihr so zärtlichs Herz fühlt zwiefach den Verlust.
In seiner Wehmuth selbst laß uns es mehr verehren.
Gedoppelt liebenswerth, vergieß' ihr Auge Zähren,
Und es vergiesse sie an ihres Martens Brust.
Wer wird einst dieß zu singen wagen?
Mir wird allein mein Gram zur Pflicht.
Er soll noch währen; meine Klagen
Erschöpfet dirses Lied noch nicht.

Ode
an die seelige R***.
1749.

Du bist der Erden entflohn, die deine göttliche Tugend
Umsonst, o R***, lehrreich bestraft!
Du bist der Erden entflohn, und deine seeligen Augen
Schaun Gott, und sehn nach der Erde nicht mehr!

Zwar wenn des Himmels Genuß nicht die Empfindung der Freundschaft,
Nicht die Empfindung der Liebe verlöscht;
So kömmst du unsichtbar noch zu deiner dir gleichenden Schwester,
Zu deinem liebenden Damon zurück.

Du schwebest, seeliger Geist, um sie mit tröstenden Flügeln,
Wenn ihre Seele dich edel beweint:
Ihr Herz verkennet dich nicht, fühlt, daß du da bist, und zittert,
Und seine Klage vertreibet dich nicht.

Wenn du, vom Himmel entzückt, auch sterbliche Lieder noch hörest,
So höre dieses Dich rufende Lied!
Komm im belehrenden Traum, komm, und erscheine der Phyllis.
Sie sehe dich, und sie werde, wie du!

Ein Lob, das wenige reizt, das Lob der sittsamen Tugend
Rührt schon ihr junges sich bildendes Herz.
Sie seufzt der Sch** schon nach: Warum, warum hat mein
Auge
Nicht diesen Engel nur einmal gesehn?

Zwar ihr erfindsames Herz erschuf sich selber dein Bildniß,
Sie sah in nächtlichen Träumen dich schon;
Doch blaß, und durch die Gewalt verjahrter Krankheit ver-
wandelt,
Wie auf der Baare dein Damon dich sah.

Du aber zeige Dich ihr in der unsterblichen Schönheit,
Die dir das Anschaun des Ewigen schafft,
Und lächle himmlisch sie an, mit jenem Lächeln voll
Freundschaft,
Mit dem du sonst deine Schwester umfiengst!

Sag' ihr, mit Blicken, die sie zu großen Entschlüssen
begeistern:
Was in dir klopft, ist der Tugend Gefühl!
Dem folg', umsonst ist dir nicht so viel Empfindung gegeben;
Bleib ewig dieser Empfindung getreu!

Doch, Freundinn, weißt du es auch, was du für Wege
dir wählest?
Ach, es sind Wege, die keiner sich wählt!
Nur selten findet dein Fuß Gefährten, seltner noch Führer;
Und wer nicht nachfolgt, der haßt dich, und schmäht.

Doch ja, du weißt es, und eilst doch der Verachtung entgegen.
Sey sicher; solche Verachtung ist Ruhm.
Und das untrügliche Lob nur eines billigen Herzens
Ist größer, als die Bewundrung der Welt.

Wer hat die G** inn denn, und wer die Sch* inn gepriesen?
Wer meine Schwester? Man kennet sie nicht.
Du aber, Phyllis, kennst sie; du liebst sie: und daß du sie liebest,
Ist ihnen mehr, als der Zuruf des Volks!

Wie Schwestern werden sie dich, so werd' ich selber dich lieben!
Der ganze Himmel hat Freunde für dich!
Verachte keinen; du bist dazu zu bescheiden geschaffen:
Doch den verachte, der Tugend nicht kennt.

Nur wache stets für dein Herz. Wie zärtlich wird es einst lieben!
Und wer verdient dein empfindendes Herz?
Nur der, nur der, welcher dich mit solcher Zärtlichkeit liebet,
Als mich mein Damon, der noch mich beweint!

Ode

zum Anfange des Winters,

an Herrn M. L. Str = = w.

1747.

Du, der du stets der Ruhe nachgetrachtet,
Die jeder preist, und die kaum einer kennt,
Und jeden Stand und jedes Glück verachtet,
Das den Gebrauch des Lebens dir nicht gönnt!
Freund, wird nicht iezt der Unbestand der Zeiten
Dein einzig's Glück, die stille Lust, bestreiten?

Der Winter kömmt: die nackten Hügel klagen,
Durch unser Thal scherzt schon der Herbst nicht mehr.
Auf Fittigen der Nebel hergetragen,
Fliegt der Tyrann von Mitternacht daher.
Es meldet ihn ein Heer von strengen Winden,
Und schüttelt schon die Blätter von den Linden.

Die stille Lust, die auf den grünen Feldern,
An einem Bach im Schatten schon gescherzt,
Und zugesehn, wenn in verschwiegnen Wäldern
Ein junger Hirt sein Kind vertraut geherzt,
Flieht fern von uns, und durch die öden Auen
Fährt überall ein winterliches Grauen.

Stolz herrschet ietzt, im städtischen Gedränge,
Ein Schattenbild, und wird auch Lust genannt.
Durch falsche Pracht verführt es eine Menge,
Doch bleibt es stets den Armen unbekannt.
Es wohnet nur in Schlößern großer Reichen,
Bey dem Fatill und hundert seines gleichen.

Der Uebermuth frohnt ihm bey theuren Schmäusen,
Beym wilden Tanz und räuberischen Spiel.
Dieß täuscht das Volk, doch täuscht es nicht den Weisen:
Sein edler Geist sucht sich ein besser Ziel.
Weil Witz und Muth sich fest mit ihm verbinden,
So weis er stets die wahre Lust zu finden.

Er findet sie, nicht im Gewühl der Thoren,
Er findet sie in süßer Einsamkeit.
Des Frühlings Pracht wird nur für ihn gebohren,
Und, was er wünscht, gewährt ihm jede Zeit.
Du weist es, Freund, und kannst mir Beyfall geben,
Man braucht nicht viel, um recht beglückt zu leben.

Was ist das Glück, das Wunsch und Fleiß belohnet?
Ists nicht ein Geist, den Einsicht aufgeklärt,
Und dann ein Herz, in dem die Tugend wohnet,
Das ruhig klopft, und nicht zu viel begehrt,
Und noch ein Herz, das unserm sich ergiebet,
Und ohne Lohn und ohne Reue liebet?

Wer dieß besitzt, was kann dem jemals fehlen?
Herr des Geschicks, laß uns nur weise seyn!
Laß andre dann um Ehr' und Gold sich quälen;
Freund, unser Glück soll Weisheit uns verleihn.
Ihr starker Reiz weis dich und mich zu rühren:
Ermahne mich, ihr eifrig nachzuspüren!

Jetzt wollen wir den kühnen Winter zähmen,
Und den Verdruß der langen kalten Nacht.
Ein froher Muth soll seinen Zorn beschämen,
Der jede Zeit zu seinem Frühling macht.
Wir wollen uns vertraut zum Feuer setzen,
Und alles seyn, und uns durch uns ergetzen.

Vergiß indeß nicht die so schönen Stunden,
Die wir so oft im Grünen zugebracht,
Die Gartenlust, der wir nichts gleich gefunden,
Die unser Freund uns doppelt lieb gemacht,
Der Freund, der nie sein Glück für sich bewahret,
Und seine Lust für seine Freunde sparet.

Erinnre dich an jene sanfte Freuden
Der lieblichen, der liedervollen Nacht,
Der Frühlingsnacht, in welcher mit uns beyden,
Da alles schlief, die Nachtigall gewacht,
Die, bloß für uns, von ihrem heil'gen Singen,
Die stille Welt ließ weit und breit erklingen.

Wie horchten wir, daß uns kein Ton entwischte?
Die Stille herrscht' im Thal ietzt überall.
Wenn auch der Frosch sich in ihr Lied gleich mischte,
So hörten wir doch nur die Nachtigall.
Sie selbst sang fort, und ließ sich gar nicht stören,
Wie Dichter thun, wenn Stümper sich empören.

Indessen scheint der Morgen wach zu werden,
Bald öffnet er des Lichtes güldnes Thor.
Der frühe Hahn verkündigt ihn der Erden,
Die Nachtigall schlägt stärker als zuvor.
Dort singt ein Hirt, der andern Lied zu krönen,
Sein Morgenlied in langgedehnten Tönen.

Die Sterne fliehn: Aurorens Finger mahlen
Die heitre Luft, und das betaute Feld.
Die Sonne kömmt, und prangt in ihren Strahlen,
Wie im Triumph ein königlicher Held.
Die Luft ertönt, der ganze Weltkreis lachet,
Bis lange drauf der träge Mensch erwachet.

Dieß sahn wir, Freund, auf unsers Damons Garten,
Der jeden Freund mit gleicher Huld empfieng.
Dort schien die Lust uns fröhlich zu erwarten,
So oftmals uns der Wirth entgegen gieng.
Dort luden sie, bey jedem Abschiedskusse,
Mit heitrer Stirn zum künftigen Genusse.

Dort sahen wir des Lenzes frische Blüte,
Die uns ergetzt, und uns noch mehr verhieß,
Den Purpurglanz, in dem die Rose glühte,
Des Sommers Korn, das Zephyr froh durchbließ.
Dort schmeichelten des reichen Herbstes Früchte,
Oft dem Geschmack, noch öftrer dem Gesichte.

Beklag, o Freund, die Freuden, die verschwinden;
Ihr Reiz ist schön, ob er uns gleich verläßt.
Und kannst du gleich die Landlust nirgends finden,
So halte doch ihr werthes Bild noch fest.
Hol' es zurück, so oft es dir entfliehet,
Bis Au und Wald einst schöner wieder blühet.

Ode
an den Herrn F. B.
1746.

Verschließ nicht länger deine Brust,
Der lang entfernt gewesnen Lust:
Freund, Freund, sie kömmt, und folgt der freudenvollen Liebe.
Als die sich in dein Herze schlich,
Da kam sie schon, und suchte dich;
Versöhne dich mit ihr, ergieb dich ihrem Triebe!
Genieß, was dir der Himmel beut,
Genieß es froh, genieß es heut,
Und frage nicht, was dir der ferne Morgen dräut!

Mach jeden Tag dir zum Gewinn!
Dein Leben rauscht doch schnell dahin,
Wie ein gewalt'ger Strom, unaufgehalten, eilet;
Bald friedlich in den Ufern fließt,
Bald brausend in das Weltmeer schießt,
Und Inseln mit sich reißt, und feste Länder theilet;
Bald jede Flur mit Lust belebt,
Bald Dörfer in den Schlund begräbt,
Daß der zu nahe Wald ein Angstgeschrey erhebt.

Nimm, weil es noch die Zeit erlaubt,
Was eine Stund' oft giebt und raubt;
Du hast dein Antheil ja von Lust so gut, als Leide.
Sprich; Dieses Tages Lust bleibt mein,
Der morgende mag heiter seyn,
Und wenn der Himmel will, auch trüb', und leer von Freude.
Bringt doch das mächtige Geschick
Von keiner Stund' ein Theil zurück,
Raubt doch kein späters Leid ein schon genoßnes Glück.

Und so bring jeden Tag in Ruh
Im Arme deiner Doris zu,
Die sich mit dir vereint, dein Leben froh zu machen.
Dann welze künftig das Geschick
Im steten Wechsel, Leid und Glück;
Für deine Lust, mein Freund, wird schon die Liebe wachen.
Du weißt schon, was sie geben kann:
Nimm ihre Bande willig an,
Und sey zum drittenmal mit Lust ihr Unterthan!

O! wolltest Du, was der besitzt,
Der oft ein Land, das ihm nicht nützt,
Mit fremden Blute kauft, um Doris wohl vertauschen?
Wenn Du, Beglückter, als ein Fürst,
Wenn alles um Dich stürmt, an ihrer Brust zu lauschen;
Bald fröhlich zu ihr eilen wirst,
Bald Sie sich Dir zur Seite stellt,
Dir sittsam auf die Achsel fällt,
Und lächelnd, unbehorcht, mit Dir Gespräche hält.

Bis in das Alter, theurer Freund,
Wird Sie, erwünscht mit dir vereint,
Dich tröstend, und von dir getröstet, Dich begleiten.
Und dann wird Euch, nach später Zeit,
Der Euren treue Zärtlichkeit,
Im Tod' auch ungetrennt, ein Grabmahl zubereiten.
Ich will des Glückes Zeuge seyn.
Laß uns es wagen, uns zu freun,
Und aller Sorgen Heer durch unsern Muth zerstreun!

Ode
an den Hrn. Bürgermeister Widow.

1745.

Du, der du Hamburgs sichres Glücke
Mit väterlicher Treu, und niemals müden Blicke
Vom Himmel nur belohnt, bewachst!
Dir winkt aufs neu die Lust, ein dir erbetner Seegen,
Der gern getragnen Sorgen wegen,
Durch die Du Bürger glücklich machst.

Es opfert heut mit frohem Triebe,
Für Dich, dein würdigs Kind, und ihre seelge Liebe,
Wer Dich verehrt, und Hamburg liebt.
Entfernt, reizt dieser Tag mich hier, wo deinen Namen
In fremden Hayn, ihn nachzuahmen,
Mein Lied dem Nachhall übergiebt.

Wie könnt' auch, mich nicht mehr zu rühren,
Dein Nam', o Widow, sich aus meiner Brust verlieren,
Und dein Gedächtniß, Vaterland!
Nein, Fördrer meines Heils; nein, Eden meiner Jugend,
Wo ich zum Glück, zur Ehr, und Tugend
Gebahnte Strassen offen fand.

Blüht voll Gedeyen, holde Gründe!
In deren Schooß ich oft, im Schatten einer Linde,
Vom West gekühlt, mein Haupt gelegt,
Und, wenn sich mir die Pracht, die jeden Anger schmückte,
Tief ins gerührte Herze drückte,
Mein Glück, euch seegnend, überlegt.

O, Hamburg, ewig sey dein Friede,
Dein Himmel mild, dein Flor zu wachsen niemals müde,
Dein Boden reich, dein Volk beglückt!
Geseegnet, wessen Hand dein Ruder weislich führet,
Und Widow, der dich schützt und zieret,
Und dieser Tag, der Ihn entzückt!

Choriambische Ode.

1749.

Komm, erwarteter Tag, welchen mir Zärtlichkeit,
Freyheit, Freundschaft, und Glück ewig zum Fest,
tag macht!
Tag, kein Schicksal entzieht suchenden Augen dich,
In verheelenden Wolken mehr.

O wie oft hat mein Geist, Tage der Zukunft, euch
Alle traurig durchzählt! O wie oft unter euch
Nach dem Tage geforscht! Ach, ich fand unter euch
Den verweilenden Tag noch nicht!

Doch iezt seh ich ihn schon, wie er von ferne kömmt.
Stunden, die ihr ihn bringt, Stunden, beflügelt euch,
Eilt, und bringt mir den Tag, welcher der Freude mich
Neugeboren, entgegen führt.

Und du, glücklicher Tag, gehe mir heiter auf,
Festlich heiter, wie der, der meinen G** mir,
Festlich heiter, wie der, welcher der Schwester mich
In die wartenden Arme warf.

Fröhlich will ich entfliehn, wie eine Nachtigall
Ihrem Kefigt entfliegt, wo sie nur Klagen sang.
O wie reißet sie sich, muthig und ungestüm,
Aus den sklavischen Gegenden!

O, wie

O, wie stürzt sie so schnell sich durch die Lüfte hin!
Was erfindet ihr Geist, welcher sich wieder fühlt,
Schon für Lieder! Wie neu stimmet die Freyheit schon
Ihren muthigen Waldgesang!

Also will ich entfliehn. Nicht in der Dunkelheit!
Freunde, die mir mein Glück hier in der Barbarey
Spät, doch freundschaftlich gab, führet der Freyheit mich
Fröhlich, und im Triumphe zu!

Keiner klage mir nach, keiner beweine sich.
Liebt einander getreu, wie mich mein Damon liebt.
Es erwarten auch euch schon die Umarmungen
Meiner Freunde mit Ungeduld.

Und du, welche mein Herz zärtlich, viel zärtlicher
Als ein anderer, Chloe, dich lieben kann,
Und unglücklicher liebt! Hasse mich, Chloe, nicht,
Wenn mein Herz dir zu fröhlich scheint!

Zwar ich fliehe dich ietzt; aber aus Tausenden
Wählt ich dich mir allein, liebtest du, Chloe, mich.
Ach, ich hab es gehofft! Aber du hast mich wohl,
Liebenswürdige, nie geliebt.

Dennoch flöh ich wohl nicht, liebt ich dich weniger.
Meine Zärtlichkeit selbst reisset mich von dir weg,
Daß dich auch nicht ein Blick, nicht ein entfliehender
Unbescheidener Seufzer kränkt!

Wenn die Stunde nun kömmt, welche mich von dir
trennt;
(Ach! auf ewig trennt sie, Freundinn, mich nun von dir!)
So verheel es mir nicht, wenn mich dein menschliches,
Dein großmüthiges Herz beklagt.

Nur ein einziger Blick winke mir Tröstung zu!
Nur ein einziger Blick! daß meine Seele nicht
Neue Träume sich schafft, die sie betrogen liebt,
Neue, tödtende Hoffnungen!

An

Herrn K † † † k.

1749.

Freund, fordre nicht von mir ein Thränenvolles Lied,
Das, nur von uns gehört, das Ohr der Großen flieht,
Um das Panegyristen lärmen.
Was säng ich dir so gern, als meinen ew'gen Schmerz,
Der deinem Schmerzen gleicht, und mein zerrißenes Herz,
In dem sich Lieb' und Freundschaft härmen?
Doch klagend klimmt man iezt nicht den Parnaß hinan;
Mein Freund, der ist allein den Schmeichlern unterthan,
Und hört kein Lied von Freundschaft an.

Singst du denn darum nur, damit dich niemand hört?
Wo bleibt dein Ruhm, wenn ihn kein Hof mit Beyfall ehrt,
Und dich kein Junker um sich leidet?
Den Flaccus hört August, auch eh er ihn noch pries,
Und jeder, dem sein Lob die Ewigkeit verhieß,
Ward von des Kayfers Stolz beneidet.
Er zittert, wenn das Lob des Hofes ihn betäubt,
Und glaubt nicht, daß der Ruf von seinen Thaten bleibt,
Wofern Horaz nicht an ihn schreibt.

Es fehlt auch unsrer Zeit kein Herrscher wie August.
Doch, Freund, die finden nur in großen Thaten Lust,
Und werden nie dein Lob begehren.
Von ihrem Thron', um den geübt're Kenner stehn,
Wird nie ihr Aug herab auf unsre Sch** sehn,
Und wenn sie mehr, als Flaccus, wären.
Sie singen; keiner hörts, und fragt, wer ist denn der?
August hätt' es gefragt; doch so gemein, wie er,
Macht sich bey uns kein Sekretär.

Vergiß denn deine Kunst, lern den Geschmack der Welt,
Der nicht dein eigner ist, und singe, was gefällt;
Gefallen aber Meßiaden?
Versuch' ein lehrreich Lob, das man errathen kann.
Fang, eh du dich geübt, bey reichen Bürgern an,
Und wage dich zuletzt an Gnaden.
Dein ehrerbietigs Lob wird nicht ihr Stolz verschmähn.
So strenge sind sie nicht! Und wenn sie dich verstehn,
So fehlt gewiß dir kein Mäcen.

Dann zweifelst du nicht mehr, ob man Geschmack besitzt.
Von manches Kenners Huld belehrt und unterstützt,
Wirst du wohl gar an Höfen wohnen.
Was du dann singst, ist nur ein Fest, ein Carnevall,
Bald eine blut'ge Jagd, bald ein vermummter Ball,
Und bald Illuminationen.
Bleibt dein bewundert Lied auch C** unbekannt,
Und wirft es Cj** gleich verächtlich aus der Hand;
Bey Hofe hast du doch Verstand.

An Damon.

1752.

Ist unter allen fröhlichen Sterblichen,
Freund, auch nur einer, welchen der Himmel mehr,
Als dich, mit seinen Freunden seegnet,
Glücklichster Ehmann, und nun auch Vater!

Ist auch nur einer unter den Wenigen,
Die Gott des Glückes würdigt, geliebt zu seyn,
Der mehr geliebt wird, als Dich, Damon,
Deine getreue Dorinde liebet?

Mehr liebt nicht Chloens zärtlicher Ungestüm,
Nicht Daphnens Unschuld, welche ganz Liebe wird,
Nicht der geprüften Doris Treue,
Oder Selindens verlohrne Großmuth.

Noch mehr geliebt seyn, wäre nicht Liebe mehr,
Und die Vergött'rung eines, der sterblich ist!
Nur dem gebührt mehr, dessen Odem
Seelen entstehn hieß, die lieben können.

Schon ist ein ganzes Jahr voll Entzückungen
Dir in Dorindens Armen dahin geflohn.
Was ist ein Leben ohne Liebe
Gegen ein einziges Jahr voll Liebe?

Und, Freund, von welchen neuen Empfindungen
Sanft überwältigt, zitterst du, Glücklicher!
In der Umarmung deiner Tochter,
Einer Unsterblichen, die dein Kind ist!

Das Allergrößte, welches die Liebe schenkt,
Und die Erfüllung aller der Hoffnungen,
Und die Belohnung aller Sorgen,
Welche nur liebende Herzen kennen!

Welch ein erhabner, großer Gedank' ist das,
Vor allen andern, welche die Seele denkt,
Ein Vater seyn! Freund! Welche Würde!
Macht sie Dorinden dir nicht noch theurer?

Wohl dir, Geliebter, daß du so zärtlich bist!
Freund, meine Muse seegnet Dich! Ihr Gesang
Tönt von dem Glück erhabner Herzen.
Gähnender Pöbel, entflieh, und schlummre!

Wenn einen Jüngling mächtig die Lieb' ergreift,
Die reine Liebe, welche den Geist erhebt,
Und in dem umgeschaff'nen Herzen
Alle Begierden der Wollust tödtet:

Wenn ihm sein Leben, lauter und unschuldsvoll,
Nur edlen Sorgen heilig, vorüber fließt,
Gleich einem Bache, der harmonisch
Mitten durch Rosengebüsche fortrauscht.

Wie glücklich bist du, liebender Jüngling, schon!
Selbst deine Schmerzen strömen dir Freude zu,
Auch ehe noch dein bittend Auge
Von dem gefälligen Aug' erhört wird.

Wie glücklich bist du! Glücklicher wirst du seyn,
Wenn deine Schmerzen deine Geliebte theilt,
Wenn dir ein viel verrathend Auge
Ihre vergeltende Liebe zuwinkt;

Wenn nun die Stunde, welche sie fürchtete,
Sie überschleichet, eh sie bewaffnet ist,
Und ihren unverwahrten Lippen
Ihre geheimsten Verlangen wegstielt;

Wenn nun die Freyheit erster Umarmungen
Das Herz befriedigt, und es noch mehr entflammt,
Wenn ihr euch liebt, es wißt, es saget,
Und es euch tausendmal wiederholet.

Wie glücklich bist du! Aber die Stunde schlägt,
Und wird euch trennen! Stunde der Mitternacht,
Du reißest den geliebten Jüngling
Weg von der treuen Geliebten Augen.

Von ihr verlassen, einsam, und unruhvoll,
Sitzt er und seufzet, wünschet und wacht sich matt.
Sein Schlaf ist Angst, sein Traum ist Sehnsucht,
Und ein Geseufze sein Othemholen.

Der Tag kömmt wieder. Aber ein schwarzer Tag!
Mehr als die Nacht noch! Hoffe nur nicht auf ihn,
O Jüngling! Er erweckt dein Leiden;
Aber er bringt dir nicht die du liebest.

Ach, wie viel Wünsche lehret die Liebe dich,
Viel heiße Wünsche, welche sie nicht erfüllt!
Wie oft ist deine ganze Liebe
Eifersucht, Ungeduld, oder Sorge!

Allein, er kömmt schon, jener erseufzte Tag.
Er kömmt; dir wird nun jeglicher Wunsch Genuß.
Sie ist nun dein, und sie umarmt dich
Mit den Entzückungen eines Weibes!

O, welche Freuden heitern dein Leben auf!
Dein zärtlichs Auge suchet umsonst sie nie.
Sie ist das letzte, was du siehest,
Wenn es zu Träumen von ihr sich zuschließt.

Entschlummre ruhig! Wenn du erwachen wirst,
Wird sie dem Auge wieder das erste seyn,
Und, halb noch schlummernd, schon doch lächeln,
Ihren Geliebtesten anzutreffen.

Durch süsse Sorgen, welche nur Liebe sind,
Und nicht mehr Unruh, oder geheimer Gram,
Bezeichnet ihr von eurem Leben
Jegliche Stunde mit eigner Freude.

Ist nun kein Glück mehr, welches du hoffen kannst,
Kein dir noch fremdes, größers Entzücken mehr?
Nur noch ein einzig's; sey auch Vater,
Lerne das fühlen, was Damon fühlet!

Lern erst mit Zittern deiner Geliebten Grab
Von fern erblicken. Sey von dem schrecklichsten,
Von allen quälenden Gedanken
Täglich geängstiget, und verbirg ihn.

Und übersteh es, werde dafür belohnt!
Sieh nun dich selber und dein geliebtes Weib
Noch einmal leben! Sey ganz Freude!
Lerne noch edler und mehr sie lieben.

Wie unaussprechlich liebet sie, Vater, dich,
In deinem Kinde! Welche Begeistrungen
Erschüttern sie! Sie jauchzet muthig
Ueber die Freude, dir zu gebähren.

Mit ihr vereine deinen getreusten Fleiß,
Die zarte Seele, wenn sie empfinden lernt,
Durch ein Gefühl der schönen Tugend
Ihrer Unsterblichkeit werth zu machen!

Ode
an eine Freundinn.

1 7 4 9.

Dich, Freundinn, muß mein Herz verehren;
Dir hab' ichs hundertmal gesagt.
Willst du auch ein Geständniß hören,
Das sich noch nie vor Dich gewagt?
Mein Herz muß mehr, als Dich verehren,
Auch wenn Dein Herz mirs untersagt.

Du forderst nicht verehrt zu werden,
Und wirst nur mehr der Ehrfurcht werth.
Dein Auge sinkt beschämt zur Erden,
Und flieht den, dessen Lob dich ehrt.
Allein, um nur verehrt zu werden,
Dazu bist Du zu liebenswerth.

An
Herrn P. G**r.

1750.

Verlange kein verwegnes Lied,
O G**r, mehr von mir.
Das Feuer, das in Dichtern glüht,
Belebt nur Ruhmbegier.

Kein Traum von künft'ger Ewigkeit
Erfüllet meinen Sinn.
Du, G**r, lebst der künft'gen Zeit,
Und ich nur, weil ich bin.

Mein scherzend Lied begnüget sich,
Wenn es nur Dir gefällt.
Der Freunde Beyfall ist für mich
Der Beyfall einer Welt.

Eilt, junge Dichrer, glücklich kühn,
Eilt nach Horazens Spur.
Von Ehrsucht frey, beneid' ich ihn
Um seine Chloe nur.

Horaz, wie gerne ließ ich dich
In deines Tiburs Ruh.
Du wärst erhabner zwar, als ich;
Ich glücklicher, als du.

Der

Oden und Lieder

Drittes Buch.

Trauerode
im Namen eines Freundes.

1759.

Zwar ganz umsonst, und eitel sind die Zähren,
Die unser Schmerz um Deinen Tod vergießt;
Vergebens klagen wir Verlaßnen, und begehren
Dich von der Gruft, die Dich verschließt.

O Du, die Du den Armen Deiner Kinder
Und uns entrissen, gern zu Gott hin giengst,
Und iezt nicht sterblich mehr, das Lied der Ueberwinder
In der Gerechten Chore singst!

Doch haben wir seit Deinem frühen Scheiden,
Durch Blut und Lieb' und gleiches Leid vereint,
Um Dich, nur für den Gram empfindlich, satt der Freuden,
Vier bange Wochen schon durchweint.

Vergieb, vergieb dem mütterlichen Herzen
Den Gram! Er ist Natur und Zärtlichkeit!
Schilt nicht des einzigen gebeugten Bruders Schmerzen,
Noch Deiner treuen Schwester Leid.

Daß ihren Tod dein Zuspruch einst versüsse,
Der ihr so oft Freud und Erleichtrung war,
Daß Deine Hand ihr einst im Tod Ihr Auge schließe,
Das wünschr' umsonst die Dich gebahr.

Gott wollt' es nicht. Den Kampf Dir zu versüßen,
Im Tode Dir mit Zuspruch beyzustehn,
Mit mütterlicher Hand dein Auge zu zuschließen,
Dich sterbend und erblaßt zu sehn —

Das war das Leid, das Gott auf seiner Wage
Ihr zuwog. Ach, wie reichlich wog ers zu!
Natürlich ist ihr Schmerz, gerecht ist ihre Klage,
Und unaussprechlich, Gott, bist du!

Gerecht ist auch die Klage Deiner Schwester,
Die stets an Dir die beste Freundinn fand,
Und deren treues Herz an jedem Tage fester
Sich mit dem deinigen verband.

Gerecht des Bruders Schmerz! Dich zu umfangen,
Nach langer Trennung, sich mit Dir zu freun,
Und, von Entzücken stumm, an Deinen Hals zu hangen,
Und dann ganz Zärtlichkeit zu seyn —

Das war sein Wunsch. Er war es, doch vergebens!
Frau, auch von deinem Grabe, klaget er
Der mit ihm trauernden Gefährtinn seines Lebens
Ach, Deinen Tod. Du bist nicht mehr.

Wir weinen billig; nicht um Dich, Geliebte,
Um uns allein. Du bist der Noth entflohn,
Und preisest Deinen Gott, der Dich im Leiden übte,
Jezt Tag und Nacht vor seinem Thron.

Er selbst, er selbst hat jede Deiner Thränen
Dir abgewischt. Nun ist Dein ganz Geschick
Vor Deinem Aug enthüllt. Wirst Du nach uns Dich sehnen?
Begehrst Du wohl von dort zurück?

Zurück in diese Welt, das Land der Leiden,
Wo Müh und Sorg' und Krieg und Jammer wohnt?
Zurück in diese Welt, zurück aus Deinen Freuden,
Mit denen Gott Dich dort belohnt?

Du hast Dich früh zu ihnen vorbereitet,
Du, Christinn! Früh Dich von der Erd' entwöhnt.
Gott hat an seiner Hand Dich selbst die Bahn geleitet,
An deren Ausgang er Dich krönt.

Er leit auch uns, und laß uns würdig werden,
Zu seyn, wo Du, verklärte Seele, bist.
Wir trauern itzt; allein nicht ewig. Denn wir werden
Uns sehn, dort, wo kein Tod mehr ist.

An Stresow.

Dieß Lied singt Freundschaft, Sie, die erst mich singen lehrte!
Mein muthigs Saitenspiel ertönt,
Von ihr gestimmt, mit zärtlicher Begeistrung,
Stolz, wenn es ihr gefällt.

Vernimm es du, den schon im Frühling meines Lebens
Der Freundschaft Hand mir zugeführt,
O Du, den ich so zärtlich stets gefunden,
Als ich Dich einmal fand!

Seyd Zeugen unsrer Lust, ihr Gärten und ihr Auen,
Die ihr zuerst uns Freunde saht,
Du Strand der stolzen Elb', und ihr Gestade
Die Bill' und Alster küßt!

Seyd Zeugen insgesamt, ihr fröhlichen Gefilde,
Die wir umarmt durchwandelten!
Wenn unser Mund, den Schöpfer zu erheben,
Sich oft in Dank ergoß.

Wenn wir der Freundschaft Glück uns priesen, und uns freuten,
Daß unser Herz empfindlich war,
Uns zärtlicher umarmten, und ihr selber
Uns schöner lächeltet;

Wenn wir den würdgen Greis, und sein ruhmvolles Alter
Mit sanften Zähren seegneten,
Der in dem Schooß der Ruh sein frommes Leben
Mit Wohlthun schön beschloß.

Er war ein Menschenfreund, ein Christ, ein Freund der Freude.
Wie lehrreich ward sein Leben uns,
So oft er uns die Labyrinthe zeigte,
Durch die ihn Gott geführt!

Laß uns noch um sein Grab mit dankbarn Thränen weinen!
Denn er sah unsre Freundschaft an.
Entstehn, und wachsen sah er sie; und liebt uns
Da er es sah, noch mehr.

Freund, Freund, wo sind sie hin, die sorgenfreyen Stunden,
Die damals mir und Dir entflohn?
Sie sind nicht mehr! Auch eine nur von ihnen
Ruf ich umsonst zurück.

Sie aber bleibt, sie bleibt, die Freundschaft unsrer Herzen!
Sie trotzt dem Wechsel und der Zeit.
Die Jugend flieht, und ihre Freuden sterben:
Sie aber lebt und bleibt.

Zwar trennen uns noch stets Gebürge, Wälder, Ströme,
Und denkt gleich unsre Sehnsucht oft:
Ich will sie überfliegen; so verwehrt es
Das stärkre Schicksal uns.

Vergebens! dennoch hält in ihrer Hand die Freundschaft
Dein Herz mit meinem fest vereint,
Theilt jeden Schmerz, und unsrer Freuden jede
Und unser ganz Geschick.

Sie hat mit Dir geweint, als Gott von Deiner Seite
Die Wonne Deines Lebens riß.
Vor Gram erstummt, im Arme meiner Daphne
Hat sie mit Dir geweint.

Jetzt aber jauchzet sie, und seegnet Deine Liebe,
Und die, die sich zu Dir gesellt,
Dir Deine Zähren abwischt, und Dein Leben
Der Freude wieder giebt.

Komm, Daphne, komm! Er ist nicht mehr verlassen;
Mein Stresow klagt nicht einsam mehr!
Laß uns der Freundschaft diesen Festtag feyern;
Mein Stresow klagt nicht mehr!

Sein heitres Auge lacht, und jeder seiner Blicke
Ist Lieb' und Fröhlichkeit und Dank;
In jedem Lächeln seiner Braut entdeckt er
Ihr freundlichs Herz aufs neu.

Er kennt es; denn er war ihr Freund, eh er sie liebte,
Und mit Vertrauen weißagt er
Sich sein Geschick, und schauet in die Zukunft
Mit Zuversicht hinaus.

O, warum sind wir selbst nicht Zeugen seiner Freuden?
Wenn, wenn, mein brüderlicher Freund,
Wenn geht der Tag, an dem ich dich umarme,
Mir einmal wieder auf?

Mein Herz verspricht es mir, obgleich er noch verzögert,
Ich werde doch Dich wieder sehn,
Mein alter Freund, und deiner Liebe Pfänder
Auf Deiner Gattinn Schooß.

An den
Herrn Oberpostcommissar Gellert.

1757.

Sie sind entflohn, die unzufriednen Klagen,
Die tiefe Schwermuth, mein Tyrann.
Die Sorgen dürfen sich an meine Brust nicht wagen,
Und stille Freude lacht mich an.

Ich seegne dich mit meinem ganzen Herzen,
O Liebe! Lange war es dein.
Viel Freuden gabst du mir, viel; aber mehr noch Schmerzen!
Nun sind auch deine Freuden mein.

Sie sammlen sich in einer langen Reihe
Mit jedem Morgen rings um dich.
Es ist in ihrer Hand Belohnung für die Treue,
Und unaussprechlichs Glück für mich.

Oft kehrt zu mir in der Betrachtung Stunden
Ein Bild der alten Zeit zurück,
Die ich in Einsamkeit durchseufzt. Sie ist verschwunden!
Gedoppelt fühl' ich nun mein Glück.

So glücklich war, mein Gellert, auch Dein Leben;
Ach leider war es so, mein Freund!
Nun aber hast du schon, dem Kummer übergeben,
Viel bange Monate durchweint.

Denn sie entschlief. Wer nennet Deine Leiden,
Als sich ihr werthes Auge schloß,
Das Aug', aus dem in Dich ein Ueberfluß der Freuden
Mit jedem Lächeln sich ergoß?

Vor ihm entflohn aus Deiner Brust die Sorgen,
Der trübste Tag entwölkte sich.
Wie aber ist Dir jetzt ein jeder Deiner Morgen,
So einsam, schwarz, und fürchterlich!

Umsonst entfliehn mit schnellem Flug die Tage,
(Ach, jedem Glücklichem zu früh!)
Du zeichnest jeglichen mit einer neuen Klage,
Und Deine Wehmuth zählet sie.

Und nie wirst Du der tiefen Schwermuth müde,
Die Dir kein Freund erleichtern kann.
Der Stillstand Deines Grams ist nur ein falscher Friede,
Und kündigt lauter Aufruhr an.

Freund, im Genuß der Freuden meiner Liebe
Seh ich Dich thränenvoll vor mir,
Und ehre Deinen Schmerz, und fühl' ihn, weil ich liebe,
Und weil ich glücklich bin, mit Dir.

Sie ist es werth, daß mit getreuen Zähren
Noch Deine Seele sie beweint.
Mein freundschaftlicher Schmerz soll mit dem Deinem
währen.
Ich liebte sie, und war ihr Freund.

An Mademoiselle * *.

1751.

Der, o Freundinn, der Dich fühlbarer bildete,
Als die Seelen, die ihm, welcher sie werden hieß,
Als sie waren, entflohn, und zu den Lastern sich
Gleich hinunter erniedrigten;

Sage, gab dir wohl der so viel Empfindlichkeit,
Ein so seltnes Geschenk, daß Du nicht lieben sollst?
Oder schuf er Dein Herz zärtlich und liebenswerth,
Einem glücklichen Liebenden?

Liebe, Freundinn, nur den, welcher Dich wieder liebt.
Deinetwegen ist er zärtlich und liebenswerth!
Seinetwegen bist Du zärtlich und liebenswerth!
Für einander von Gott bestimmt!

Für einander bestimmt! Wenn gleich der weise Gott
Durch sein Schicksal euch noch beyde zu trennen scheint;
Nicht aus menschlichem Neid, oder aus Eigensinn.
Also trennen nur Menschen euch!

Opfre, Freundinn, nur erst alle die sittsamen
Sanften Thränen dem auf, welcher Dich weinen sieht.
Er misbilligt sie nicht. Aber er weis auch schon,
Wie viel Zähren Du weinen sollst.

Bleibe standhaft ihm treu; murre nicht wieder ihn.
Er belohnt dir gewiß jegliche trübe Nacht,
Jeden traurigen Tag, wenn er gleich dunkler ist,
Als die schrecklichste Mitternacht.

Mit gewaltiger Hand nimmt er dem Himmel bald
Seine Sonne hinweg, bringt er dem Himmel bald
Seine Sonne zurück, welche dann fröhlicher
Auf die Wesen herunter lacht.

Also nimmt er auch iezt deinem bestürzten Geist
Seine Freuden hinweg. Aber auf ewig nicht!
Wenn du lange geweint, heitert er deinen Blick
Doch in dankbares Lächeln auf.

Klagen an Herrn Cr**.

1749.

Der Du, zärtlicher Freund, nun nicht mehr von mir umarmet,
Mich doch brüderlich liebst,
Wie ein unsterblicher Freund in den Gefilden des Himmels
Den unsterblichen Freund!

Dessen Klagen ich oft mit tröstendem Mitleid gehöret,
Dem ich klagenvoll oft
Kostbare Thränen, die mir dein Herz voll Großmuth entdeckten,
Von den Wangen gewischt!

Freund, vernimm Du auch iezt die allzubillige Klage,
Die den Lippen entflieht.
Und dann werde sie auch von unsern Freunden vernommen,
Ihr versteht sie allein!

Zwar der Himmel gebeut, und keine sterbliche Klage
Hindert, was er gebeut.
Dennoch soll das Geschick die sterbliche Klage vernehmen,
So vergeblich sie ist.

Von dem allen, was ich jemals geliebt, bin ich ferne,
Und ich liebe nichts mehr.
Warum, o Himmel, nimmst du mir nicht die Empfindung der Freundschaft
Mit den Freunden dahin?

Niemals hat sich mein Mund wider den Meister des Schicksals
Zu eröffnen erkühnt,
Oder mit Bitten voll Stolz und ungestümen Verlangen
Seinen Himmel entweiht.

Aber er hat ihn wohl eh mit dankenden Liedern gepriesen,
Und mein zärtliches Herz
Hat ihn tausendmal mit erkenntlicher Freude gepriesen,
Als ich Euch noch genoß.

Freund, ich habe niemals die süssen Freuden empfunden,
Die ein Vater uns giebt.
Ach, ich habe den nicht, von dem ich abstamm', umarmet;
Niemals, Vater! gesagt.

Also wollte des Schicksals Gesetz. Er starb unter Fremden,
Als er kaum mich gesehn.
Ich verstand es noch nicht, als er mich seegnend umfaßte,
Und ich dankt' ihm auch nicht.

Fern, ach ferne von mir, liegt er, und auch fern von der Gattinn,
Und ich weis nicht sein Grab,
Und sein Grabmahl soll ich mit keinen Thränen benetzen,
Wie ein Sohn sie vergießt.

Von dem Tag an, den ich zuerst sah, bis zu dem letzten
Könnt ich klagen, mein Freund.
Dennoch klagt' ich niemals. Denn ich hab euch ja gesehen,
Und ihr habt mich geliebt.

Zwar auch die ist dahin, die mich mit Seufzern und Thränen,
Dir, o Tugend, erzog,
Und ich hab' ihr doch nicht nur eine der Thränen vergolten,
Einen Seufzer belohnt!

Oft gedenk ich an sie. Dann sinkt in betäubende Wehmuth
Meine Seele dahin;
Dann vergeß' ich, wozu mir meine zärtliche Muse
Eine Laute geschenkt!

Doch ich singe das Lob von einer nicht vornehmen Tugend
Unsrer Zeit nur umsonst,
Wo ein Dichter, der nicht durch seinen Namen uns blendet,
Uns durch Klagen nicht rührt.

Freund, dem Himmel hab' ich auch diese Schmerzen geopfert,
Und ihm schweigend gehorcht.
Ol* weis es; denn er hat mich umarmend und tröstend
Damals klagen gehört.

Aber so weis es auch er, er und mein zärtlicher G**r,
Der euch auch noch entbehrt,
Freund, die wissen, wie ietzt mein Herz dem zornigen Schicksal
Nicht mehr schweigend gehorcht.

Alles ist todt für mich; mein Herz hört auf zu empfinden.
Ungern schlägt es noch fort.
Nur das, ihr Freunde, daß ihr, daß ihr auf ewig ihm fehlet,
Das empfindet es stets!

Wie ungenossen seyd ihr, du Frühling, und du, o Sommer,
Mir vorüber geflohn!
Mir hüpft kein fröhlicher Bach, mir jauchzt kein blöckender Hügel,
Noch ein lautes Gebüsch.

Nur euch, Menschen, zu fliehn, such' ich die einsamen Felder,
Nicht um fröhlich zu seyn.
Das ist Freude für mich, wenn meine mich quälende Schwermuth
Sich in Klagen ergießt.

O, wie wünsch ich mir dann nur Einen der vorigen Tage,
Eine Stunde zurück,
Nur Ein Lächeln von euch, nur Ein Geschwätze voll Freundschaft,
Einen flüchtigen Scherz!

Warum tilget mein Gram der vorigen Tage Gedächtniß
Nicht auf ewig in mir?
Warum, betrügliches Herz, hast du je Freundschaft empfunden,
Jemals einen geliebt?

Warum freutest du dich, als das mich täuschende Schicksal
Meine Freunde mir wies?
Warum schlugst du, und sprachst: das sind sie, die werden mich lieben,
Diese hab' ich gesucht!

Ja, du hast sie gesucht, und fandst sie, sie zu verlieren.
Du verdientest sie nicht.
Nein, unglückliches Herz, du warst nicht zur Freundschaft erschaffen;
Sonst besäß ich sie noch!

Also murr' ich, mein Freund, mein Leben, wie ein Jahrhundert,
Menschenfeindlich dahin.
Ist es Eigensinn, Freund, ists ungerechtes Verlangen,
Daß mein Herz sich so quält?

Nein, zu tief ist in mir der Freundschaft Empfindung gewurzelt,
Sie, mein einziges Glück.
Ach, der Himmel hat mir zu zeitig Freunde gegeben,
Und mein Herz ist verwöhnt.

Ihr Gedächtniß bleibt mir unendlich werther, als alles,
Dann auch, wann es mich quält.
Dann auch gäb' ich es nicht für alle Schätze der Reichen,
Aller Könige Glück.

An Cleanthen.

1751.

Der Du, mein Getreuer, mit mir mein ganzes Schicksal empfindest,
Obgleich der Himmel uns beide noch trennt,
Ob sein Verhängniß Dich gleich noch meinen Dich suchenden Armen,
Den Dich begehrenden Blicken versagt!

Doch Klagen sollen nicht mehr auf meinen sterblichen Lippen
Das Ohr der gütigen Vorsicht entweihn.
Mit stiller Gelassenheit, Freund, laß uns einander entbehren!
Man wird durch Murren des Glückes nicht werth.

Jetzt hör' ein freudiges Lied, mit dem empfindlichen Herzen,
Das meine Klagen sonst alle gefühlt,
Als ich, verlassen und bang, in einsamen Gegenden irrte,
Noch nicht durch Freundschaft und Liebe beglückt.

Der Himmel ließ mich nicht lang in meiner betrübten Verbannung,
In die sein führendes Schicksal mich stieß.
In dieser Einöde selbst fand ich empfindliche Herzen,
Und kam, mit Freunden bereichert, zurück.

Von

Von diesem Tag an ist mir kein einziger wieder verschwunden,
Den ich nicht, glücklich, mit Freunden genoß;
Zwar stets von einigen fern, doch stets von andern getröstet,
Nie mit vergeblichen Wünschen allein.

Wo sind die Stunden nun hin, die sich die erfindsame Schwermuth
Zu einem langen Jahrhunderte schuf?
Ich hasse mein Leben nicht mehr, und jeden erwachenden Morgen
Empfängt mein fröhliches Auge mit Dank.

Nicht einer findet mich mehr in melancholischen Träumen,
Und weckt zu schwarzen Gedanken mich auf.
Sie überschleichen mich still in meinem ruhigen Schlummer,
Und einem Traume, von Daphnen vielleicht.

Denn, Freund, ich habe nun die, nach langem Irren, gefunden,
Nach der mein liebendes Herz sich gesehnt,
Für die, und mit welcher mir nun mein künftigs glückliches Leben,
Von ihrem Lächeln erheitert, verfließt.

Das Schicksal hielte sie lang, entfernt von mir, dem sie aufwuchs,
In einer Gegend, in die ich nicht kam,
Wo sie, von keinem vielleicht, als von den Engeln, bemerket,
Noch ungeliebet, schon liebenswerth war.

Bis

Bis mein erwachendes Glück zu meiner Geliebten mich führte,
Und meinem wartenden Herzen sie wies,
Und in ihr einsames Thal den zärtlichen Liebhaber brachte,
Für den der Himmel sie zärtlich erschuf.

Nur von dem Himmel gesehn, schließt so im einsamen Thale
Die junge sittsame Rose sich auf.
Unachtsam eilet vor ihr der Städter flüchtig vorüber,
Der nur die Rosen der Gärten bemerkt.

Bis, von der Liebe geführt, mit seiner Geliebten ein Jüngling
Sie in dem einsamen Thale besucht,
Bald ihren Purpur entdeckt, und, mit behutsamen Händen,
Sie seinem Mädchen, nicht unbelohnt, bricht.

Ja, Freund, mein Auge sah sie, und hieng an ihrem Gesichte
Mit mehr, als Neugier, sich unbewußt, fest,
Verließ sie selten, und kam zu dem geliebten Gesichte
Bald, und viel zärtlicher, wieder zurück.

War das schon Liebe? — Vielleicht! doch, ist es Liebe gewesen;
Was fühlt denn nun mein empfindlicher Herz?
Freund, was für Namen soll ich der mächtigern Leidenschaft geben,
Die ganz die folgsame Seele beherrscht?

Auf deinen Saiten sang ich vielleicht von Siegen zu Siegen
Dir meiner Daphne Gewalt über mich,
Und führte meinen Gesang von ihrer ersten Entdeckung
Bis zu dem Kuß, den sie heute mir gab.

Doch meine Muse weis nicht die Empfindungen alle zu singen,
Die kaum das Herz, das sie fühlet, begreift.
Genug, ich liebe, mein Freund! Nun fließet mein glückliches Leben
Nicht in phantastischen Träumen mehr hin!

Ich lieb' und werde geliebt, und ihre vortreffliche Seele,
Mit aller blühenden Unschuld, ist mein.
Ich bin ihr einziger Wunsch, und ihre gefällige Liebe
Sagt selbst ihr redendes Auge nicht ganz.

Noch hat die gefährliche Kunst ihr Herz nicht anders gebildet,
Natur, als deine beseelende Hand.
Ihr Witz ist, wie ihr Gesicht, bescheiden, mit ihr geboren,
Und nicht mit Sorgfalt geschmückt, und verstellt.

Sie liebt. Was wünschet sie mehr, als daß ich ewig sie liebe?
Doch, ihrer eigenen Treue gewiß,
Hat sie kein einzigsmal sich mit den Gedanken gemartert,
Daß Männerherzen oft ungetreu sind.

Zwar wirbt sie täglich um mich; doch ihre Künste sind Unschuld,
Ein freundlichs Aug' und ein freundliches Herz.
Durch diese nimmt sie noch ietzt mich so unwissend gefangen,
Als damals, da sie zuerst mir erschien.

So heitre dein Auge dann auf, das meinetwegen viel Thränen
Selbst in Selindens Umarmung geweint,
Wenn, im Besitze des Glücks, du mit großmüthigem Mitleid
An deine traurigen Freunde gedacht.

Ich bin nun glücklich, mein Freund, und mein geliebtester Cleon
Theilt, und vergrößert mir täglich mein Glück.
Wir sehn uns beyde geliebt. Im Arm' der zärtlichen Chloris
Sieht er oft meinen Entzückungen zu.

Warum, mein Geliebter, führt nicht auch Dich ein gütiges Schicksal
Mit Deiner würdigen Freundinn zu uns?
Wie fröhlich würde mein Herz mit zitternden Freuden euch grüßen!
Wie würden unsre Geliebten sich freun!

Wie freundschaftlich würden sich nicht drey edle Seelen begegnen,
Durch die der Himmel drey Freunde beglückt!
Wie schwesterlich würden sie sich mit eben der Zärtlichkeit lieben,
Die uns genauer, als Brüder, vereint!

An Gärtnern.

1750.

Brich an, erwarteter Tag! Komm! Mit einladenden Tönen
Begrüßt dich fröhlich mein festliches Lied.
Dich zu besingen, hat selbst die Liebe, Gärtners Gespielinn,
Mir eine silberne Laute geschenkt.

Dieß ist die Laute, die schon, von Schlegels Händen belebet,
O Cramer, Dich und Charlotte besang.
Wie muthig griff er nach ihr! Und, wie gewiß, zu gefallen!
Er sah die zärtlichsten Herzen beglückt!

Doch ach, als er Dich besang, die beste Freude des Lebens,
Die je ein sterblicher Sänger erhub,
Als er Dich, Liebe besang, empfand sein Herz nur die Freundschaft,
Doch deine Schmerzen empfand er noch nicht.

Ich aber fühle sie schon die ganze Seele durchwallen!
Du zitterst in der unruhigen Brust
Und in der bebenden Hand! Siebebt, und sucht auf den Saiten
Umsonst nur einen gefälligen Ton.

Umsonst?

Umsonst? Nein, zärtlichster Freund, auch meine Klage gefällt dir,
Und stört Dich nicht im Genusse des Glücks.
Du weist, die Liebe belohnt mit tausendfacher Entzückung
Ein Herz, das erst ihre Schmerzen gefühlt.

O Liebe! belohnst du also die Seelen, welche dir folgen:
Wohlan! erfülle mein williges Herz;
Laß mich dein reizendes Glück durch alle Schmerzen verdienen,
Wenn man es anders durch Schmerzen verdient!

Ode auf die Eheverbindung eines Freundes.

1749.

Freund, hör ein zärtliches Lied. Mich sendet die göttliche Freundschaft,
Der Liebe würdige Schwester, zu Dir.
Sie stimmt mein Saitenspiel selbst, in deine Küsse zu singen;
Freund, ist ihr Lied deiner Küsse nicht werth?

Wie auf den Wangen, die Dir mit sanfter Zärtlichkeit lächeln,
Sich zu der Schönheit die Unschuld gesellt,
Und wie ihr Auge voll Sieg dein Herz mit Liebe begeistert,
Und deine Seele zur Tugend erhebt:

So sey mein Lied; nur von Ihr, von deiner gefallenden Phyllis,
Lern es der Anmuth gefällige Kunst.
Es werde gerne gehört, und schließe fühlende Herzen
Der Tugend hohen Empfindungen auf.

Wie glücklich bist du, o Freund! Dir hat der Himmel verliehen,
Was mancher seufzender Jüngling erst sucht,
Ein Herz, das fühlbar das Glück geliebt zu werden empfindet,
Und Dich mit furchtsamer Zärtlichkeit liebt.

Der

Der Jüngling sucht es; Umsonst winkt ihm die lächelnde
Freude,
Er fühlt sich selbst, und verlanget noch mehr.
Sein noch nicht liebendes Herz ist ihm leer, und schmachtet
nach Liebe,
Und ihn befriedigt die Freundschaft noch nicht.

Dir hat der Himmel verliehn, was der sich gewünscht, der
die Erde
In ihrer ersten Vollkommenheit sah.
Er kam nur kaum aus der Hand des ihn noch seegnenden
Schöpfers,
Er dankte noch, und begehrte schon mehr.

Zwar mit bewunderndem Blick sah er die fröhliche
Schöpfung;
Nur er, er war noch nicht fröhlich genug.
Ihm fehlt' ein liebendes Herz, die Erde war ihm zu
einsam,
Umsonst war er der Beherrscher der Welt.

Im Arm der zärtlichsten Braut, und immer zärtlichern
Gattinn,
O Freund, wer ist wohl so glücklich, als Du?
Wie liebenswürdig ist Sie! Wie schön ist die liebende
Seele!
Freund, diese Seele voll Tugend ist dein!

Unedle Neigung hat sich zu Ihr noch niemals gewaget;
Sie ist voll Unschuld und jugendlich schön;
Wie keusche Trauben ist sie, die im zärtlichen Dufte noch hangen,
Womit der bildende Morgen sie schmückt.

Es lag schon damals, o Freund, als deine Seele noch wurde,
Unausgewickelt die Tugend in Dir,
Der allzeit ehrliche Mann, der liebenswürdige Gatte,
Und der gefällige, zärtliche Freund.

Wie wird die Liebe so schön das Bild der Tugend vollenden!
Sie macht dein Herz an Empfindungen reich.
Wer einmal liebet, wie Du, was ist den fähig zu rühren,
Als nur der Tugend erhabenster Reiz?

Wie edel schlägt Dir dein Herz, Dich Ihrer würdig zu machen!
Wie furchtsam denkst Du, Du seyst es noch nicht!
So siegbegierig schlug sonst das Herz des Griechischen Jünglings
Zum ehrenvollen Olympischen Spiel.

Er rannte muthig zum Ziel vor den Augen seiner Geliebten;
Ermunternd sah sie dem Jünglinge zu.
Er sah den Sieg und den Lohn in ihren lobenden Blicken,
Und war der Leyer des Pindarus werth.

Dir fehlt kein Muster, o Freund. Auf! Dein unsterbli-
cher Vater
Winkt Dir, und zeigt Dir die Wege des Ruhms.
Er war stets edelgesinnt, gerecht, und liebreich, und weise,
Sein Grab beweinet das Vaterland noch.

Es sind nur wenig, wie Er. Die meisten sammlen nur
Schätze,
Und sterben, wenn sie sie sammlen, dahin.
Sie lächeln, vornehm und reich, von ihrer phantastischen
Höhe
Auf bessre Geister verächtlich hinab.

Doch Dir, Du glücklicher Freund, Dir hat der gütige
Himmel
Den Stolz, Verdienste zu schätzen, verliehn;
Dir mit dem Reichthum den Wunsch, den Reichthum wür-
dig zu brauchen,
Ein edles Herz und die Phyllis geschenkt.

Ode. 1752.

Lange sehr lange, Damon,
Hat Dein junger Fuß sich geübt, dornigte, wüste Pfade
Einsam zu wandeln! Lange
Floh mit abgewandtem Gesicht, feindlich und unerbittlich,
Ferne von Dir die Freude.
Also wollt es Gott, der allein jedes Erschaffnen Laufbahn
Jeglichem vorgezeichnet!
Auch die Hoffnung, welche doch sonst über ein weinend Antlitz
Lächelnde Ruhe breitet,
Und den müden Ruderknecht stärkt, unter den schweren Fesseln,
Träumend sich frey zu dünken,
Auch die war entflohn! Wie betäubt standest du da, und bebtest!
Dunkel und schwer von Stürmen,
Hieng der Himmel über dein Haupt. Nirgends, wohin dein Auge
Aengstlich sich wandte, nirgends
Brach die Nacht ein schimmerndes Licht. Ueberall Donnerwolken!
Ehe die ausgedonnert,
Werden jene, welche schon dort wartend von Ferne dräuen,
Himmel und Erd' erschüttern.
Doch wie schön entwölkt, wie verklärt lächelt der Himmel wieder,

Deinem

Deinem erstaunten Auge!
Denn die wilden Donner sind längst wieder hinaufgewandelt,
Ueber die hohen Felsen,
Oder übers Meer, wo sie ietzt ihren vergebenen Eifer
Ueber die Fluten schütten.
Und die Thäler, welche von dir lange nur Klagen lernten,
Hören ietzt, und erstaunen,
Hören ein entzückend Gespräch zärtlicher froher Herzen,
Welche sich plötzlich finden,
Hören ein beredtes Gespräch wiedergegebener Küsse,
Hören nur Lieb und Freude.
Denn in dem verwandelten Thal wohnet mit dir die Liebe!
Unter dem Fuß des Frühlings
Sprossen junge Veilchen empor. Aber der Blick der Liebe
Schaffet ihn selbst, den Frühling!
Oede Felsen werden beseelt, traurige Wüsten lächeln!

Die Liebe zur Freyheit.

1750.

Der Ehre stolzer Glanz, den alle Welt beneidet,
Ist mir nur lächerlich.
Ich acht' es nicht, wenn auch kein Fürst mich um sich leidet;
Ihr, Freunde, leidet mich.

Euch such ich täglich auf, mit euch theil' ich mein Leben,
Wir dürfen uns erfreun;
Der Himmel, der uns liebt, hat uns nicht Gold gegeben,
Er giebt uns aber Wein.

Den Falschheitsvollen Hof wird stets die Freude meiden,
Die nur für uns gehört.
Der Wein sogar, der Wein, der Vater heitrer Freuden,
Wird dort in Gift verkehrt.

Aus Einfalt gab ich nie, dort angesehn zu werden,
Die güldne Freyheit hin.
Der Erden Könige sind Könige der Erden,
Und ich bin, was ich bin.

Der

Oden und Lieder

Viertes Buch.

Miss Gilpin

An Herrn G....r.

1750.

Dieß Lied ist nicht ein Lied, das stolz nach Ehre strebt,
Damit mein Nam' einmal mich selber überlebt,
Und mich die Enkel nennen hören.
Ein Tag, den mir und Dir ein edler Müßiggang
Vergnügt verscherzen hilft, gilt mehr, als ein Gesang,
Und seine zweifelhaften Ehren.
Freund, das armseel'ge Lob der ungerechten Zeit
Belohnt nicht meine Müh, verdient nicht meinen Neid
Mit seiner ganzen Ewigkeit.

Ich streng' umsonst mich an, und weis nicht, ob mein Lied,
Die Frucht so mancher Nacht, dem Untergang entflieht.
Denn wer soll es der Nachwelt bringen?
Der Leser Pöbel zwar gewinn' ich leicht für mich,
Und mancher Patriot steht da, mich feyerlich
In die Vergessenheit zu singen.
Doch, wenn mein edler Stolz, dieß Lob für Schande hält,
Und Kenner reizen will, und Kennern auch gefällt,
Liest mich deswegen auch die Welt?

Nach

Nach langer Finsterniß schenkt ich der Welt den Tag,
Sagt Stentor, und iezt herrscht in Deutschland der Geschmack,
Und herrscht nach richtigen Gesetzen!
Du hörst es, Freund, warum hast Du mich denn verführt,
Den Beyfall des Geschmacks, der stolz bey uns regiert,
Nur der Verachtung werth zu schätzen?
Wer wird nun meinem Ruhm die Ewigkeit verleihn?
Wirst Du wohl dem Geschmack an Macht gewachsen seyn?
Und so viel Stimmen überschreyn?

Allein, wenn endlich mir mein kühner Flug gelingt,
Und der Unsterblichkeit mich bald entgegen bringt,
O Freund, wer wird mich da begleiten?
Gilt dann Suffen nichts mehr, der nur die Sylben zählt,
Des harter Vers den Geist nicht speist, die Ohren quält?
Verstummen Strephons wilde Saiten?
Er singt: Ihr Himmel, jauchzt, und brause du, o Meer!
Er ruft: Ihr Hügel flieht! Die Hügel fliehn: Und er
Welzt sich im Staube hin und her.

Den Weg zur Ewigkeit gieng Opitz uns voran,
Und durch die Wüsteney macht er sich eine Bahn,
Und wartet, daß wir folgen sollen.
Vertrieb sein Lied auch wohl die Reimer spätrer Zeit?
Wir loben ihn, sie auch. Er wird die Ewigkeit
Doch nicht allein erfüllen wollen.
Umsonst straft die Kritik die Stümper, die sich blähn.
Sie breiten nur sich aus, und werden bös und schmähn;
Denn dieß Geschmeiß kan nicht vergehn.

Zum

Zum Pindus schwang mich oft ein früh versuchter Flug.
Freund, sang ich beyfallswerth, so sang ich schon genug,
Und mag nicht mehr mit Strephon singen.
Verführe mich nicht mehr, entreiß mir nicht die Ruh.
Noch winket uns der Lenz von jenen Fluren zu.
Auf! bald wird ihn die Zeit verdringen!
Wir wollen uns erfreun, eh uns der Tag entrinnt,
Und, wenn ein Hagedorn das Herz uns abgewinnt,
Vergessen, daß noch Stümper sind.

Einladung zum Vergnügen
an einen Freund.
Eine Nachahmung des Horaz.
1749.

Mein Freund, was morgen wird geschehn,
Verlange heute nicht zu sehn,
Und schätze für Gewinn, was jeder Tag dir bringet.
Verachte nicht den leichten Tanz
Und einen frischen Blumenkranz
Und ein unschuldigs Lied, das Lust und Jugend singet.
Heut sind wir da, um froh zu seyn.
Hier ist Dein Glas; hier ist Dein Wein!
Laß es nicht ungebraucht; denn, was du siehst, ist Dein.

Das Schicksal der zukünft'gen Zeit
Umhüllet Gott mit Dunkelheit:
Der weise Herrscher lacht, wenn wir zu furchtsam zittern.
Er giebt der Sonn' ihr sanftes Licht,
Wenn sie durch Nacht und Wolken bricht,
Und Bahn und Lauf und Ziel den starken Ungewittern.
Wenn Er den Sturmwind niederlegt,
Der ietzt das heiße Meer erregt,
Wird keiner Eiche Haupt, ja kein Gesträuch bewegt.

Der Tod.

Nach des Horaz 14ten Ode des 2ten Buchs.

1750.

Freund! Freund! Die Jahre fliehn hin, vom strengen Schicksal beflügelt,
Und keine Tugend verzögert die Flucht,
Das Alter, das dich verfolgt, und seine traurigen Runzeln,
Und den noch niemals gebändigten Tod.

Du würgst dem Pluto umsonst dreyhundert heilige Stiere,
So oft ein Tag dir auf ewig entrinnt.
Durch Hekatomben wird nicht der Fürst des Abgrunds versöhnet,
Der stets sein Auge den Zähren verschließt.

Der in dem Höllenfluß dich, dreyfacher Geryon bändigt,
Und deine frevelnde Mordlust bestraft,
Und den, deß scheußlicher Leib neun Morgen Landes bedecket,
Den unenthaltsamen Tityus zähmt.

Wir müssen alle zum Styx, wir, das Geschlechte der Erde,
Die uns mit ihren Geschenken ernährt.
Wir müssen alle zum Styx, der, welcher Ländern gebietet,
Und der, der mühsam den Acker umpflügt.

Vergebens fliehn wir den Krieg, und seine blutigen Schlachten,
Und das Getümmel der stürmischen See,
Und den gefährlichen Süd, den Vater würgender Seuchen,
Womit der Herbst unser Leben bedroht!

Wir müssen dennoch hinab, und zu dem schwarzen Kocytus,
Der stets von Thränen Verzweifelnder schwillt,
Den Abgrund langsam durchirrt, und durch die heulenden Ufer
Die trägen Wogen nur kümmerlich welzt.

Wir müssen dennoch hinab, zu den berufnen Beliden,
Die Zevs mit ewigen Martern bestraft,
Zum Sisyphus, der sich umsonst den widerstrebenden Felsen
Auf steile Höhen zu welzen bestrebt.

Wir müssen alle davon, aus diesem Wohnplatz der Freude,
Aus dem der Tod zu gewaltsam uns stößt,
Aus unserm stolzen Pallast, und aus den Armen des Weibes,
Das mit vergeblichen Thränen uns ruft.

Von allen Bäumen, o Freund, die du mit Sorgfalt erzogen,
In deren Schatten du oftmals gescherzt,
Folgt ihrem flüchtigen Herrn, der kaum zu herrschen begonnte,
Nur die Cypresse, der Bote des Grabs.

Ein bessrer Erbe wird dann die theuren Weine verschwenden,
Die du mit mächtigen Schlössern verwahrst,
Und mit dem herrlichen Most die stolzen Boden beflecken,
Den auch ein Priester so köstlich nicht trinkt.

Das Privilegium.

1749.

Ihr Freunde, zankt nicht mit den Thoren,
Sie haben einen Eid geschworen,
Den halten sie, und bleiben dumm.
Sie werden euren Spott ermüden,
Und bleiben doch mit sich zufrieden.
Das ist ihr Privilegium.

Ein jeder Mensch hat seine Freude,
Und denkt wohl, daß man ihn beneide;
Der Thor denkts auch, denn er ist dumm.
Wollt ihr ihm seine Freude nehmen?
Soll er sich seiner Weise schämen?
Er hat sein Privilegium.

Zwingt Narren nicht euch hoch zu achten.
Sie sind befugt, euch zu verachten;
Denn ihr seyd klug, und sie sind dumm.
Die Herren wissen auch zu leben,
Und loben die, die sie erheben.
Das ist ihr Privilegium.

So oft ihr Gecken kommen sehet;
So weichet aus, bückt euch, und gehet;
Sie weichen nicht, denn sie sind dumm.
Könnt ihr von Narren das begehren?
Ja, wenn sie keine Narren wären!
Das ist ihr Privilegium.

Vergebens bleicht man einen Mohren;
Vergebens straft man einen Thoren:
Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt dumm.
Das Tadeln ist nicht meine Sache.
Ich laß sie Narren seyn, und lache;
Das ist mein Privilegium.

Das
Glaubliche und Unglaubliche.
1749.

Daß viel Baronen doch sich brüsten,
Und fürstlich uns verachten müßten,
Wenn sie auch noch so wenig wüßten,
Das räum' ich ein.
Doch soll ich der Baronschaft wegen,
Mich bücken, wo sie sich nur regen,
Und ihre Dummheit nie erwegen?
Ich glaube, nein.

Daß Cleon, ohn' erst sich zu schmiegen,
Und ohne Prahlerey und Lügen,
Schon jung so hoch empor gestiegen:
Das räum' ich ein.
Doch wär' es ihm zu wenig Ehre,
Wenn er, deß Rang ich ietzt verehre,
Gleich ein Copist geworden wäre?
Ich glaube nein.

Daß Mops auf Neure darum schmähler,
Weil sie nicht jener Geist beseelet,
Der nicht der Alten Liedern fehlet,
Das räum' ich ein.
Doch sollt' Er diesen Geist wohl kennen,
Nicht nur der Alten Werke nennen,
Auch ihre Schönheit fühlen können?
Ich glaube, nein.

Daß Stax manch Korpus durchstudiret,
Nie einen Legem falsch citiret,
Und weis, was Rechtens sich gebühret,
Das räum' ich ein.
Sollt' auch sein Witz wohl weiter gehen,
Nur einen Stich im Gellert sehen,
Ein Wort, das Phyllis sagt, verstehen?
Ich glaube, nein.

Daß Moris, wenn man sie nur siehet,
Gleich jedes Auge zu sich ziehet,
Und ihr kein einzigs Herz entfliehet,
Das räum' ich ein.
Allein kann man sie reden hören,
Der schönen Lippen Kuß entbehren,
Und doch bey ihr zu seyn begehren?
Ich glaube, nein.

Daß Iris, wo man sie erblicket,
Uns alsobald das Herz entrücket,
Ja uns noch, wenn sie redt, entzücket,
Das räum' ich ein.
Doch sollte sie den Mann nie plagen,
Ihm lauter Schmeicheleyen sagen,
Und nie sich über ihn beklagen?
Ich glaube, nein.

Daß unsre Dichter, wenn sie singen,
Noch hie und da ein Herz durchdringen,
Und Schönen oft zu fühlen zwingen:
Das räum' ich ein.
Doch sollt' auch der ihr Lied wohl hören,
Dem ihre Lehren nöthig wären,
Und sollten sie ihn wohl bekehren?
Ich schwöre, nein!

Gränzen der Neubegierde.

1749.

Man wird für gelehrt gehalten.
Man sagt, in seinen düstern Falten
Wohnt Wissenschaft und Unterricht.
Soll ich, ein wenig mehr zu wissen,
Sein Freund zu werden mich entschließen?
So neubegierig bin ich nicht.

Ich lasse mich sehr gern belehren,
Und mag es wohl zuweilen hören,
Was der und jener von mir spricht.
Doch soll ich mich zu Tode kränken,
Daß sie nicht sagen, was sie denken?
So neubegierig bin ich nicht.

Wer wird ein kluges Buch nicht lieben?
Es ist ja mit Geschmack geschrieben,
Vergnügt, und giebt auch Unterricht.
Doch werd' ich meine Zeit verlieren,
Und alle Narren durchstudiren?
So neubegierig bin ich nicht.

Zwar mancher Narr läßt sich noch lesen;
Und ist er ein Poet gewesen,
Wie lustig ist nicht sein Gedicht?
Doch ich läs' jeden Abgeschmackten,
Und jeden schläfrigen Abstracten?
So neubegierig bin ich nicht.

Wer alt ist, hat schon viel erfahren.
Der Jüngling findet nur nach Jahren
Die Einsicht, die dem Lenz gebricht;
Soll ich darum den Lenz nicht lieben,
Und, daß ich jung bin, mich betrüben?
So neubegierig bin ich nicht.

Die
Klugheit durch Schaden.
1749.

Die Welt hat oft mich hintergangen,
Auch iezt weis sie mich noch zu fangen;
Nur, daß es ihr nicht immer glückt,
Weil sie mich schon zu oft berückt.
Ich kenne doch schon viel Betrüger;
Und diesen trau ich niemals mehr,
Verstellten Sie sich noch so sehr.
Durch Schaden wird man klüger.

Trax scheint, beym Mangel großer Gaben,
Doch noch ein gutes Herz zu haben,
Und man vermißt es bey ihm nicht,
Wenn man zum erstenmal ihn spricht.
Das erstemal ist ein Betrüger.
Fragt nur bey seinen Freunden nach,
Ob er nicht böses von euch sprach.
Durch Schaden wird man klüger.

Cäcil ist fromm; man sollt' es schwören.
Er singt so laut! Man muß es hören!
Und wie sein Priester selbst bezeugt,
Ist er den Armen sehr geneigt.
Ist er wohl dennoch ein Bttrüger?
Das weis vielleicht sein Freund, Cleant,
Der reich war, eh er ihn gekannt.
Durch Schaden wird man klüger.

Star hat Geschmack, das ist ganz sicher;
Er kennt und rühmt die besten Bücher,
Und seinem eignen Büchersaal
Fehlt keine Pracht, und keine Wahl.
Sein Büchersaal ist ein Betrüger.
Besucht einmal, wie ich, den Mann,
Und höret seinen Scherz mit an.
Durch Schaden wird man klüger.

Wer sollte Cleon geizig nennen?
Ihr brauchet ihn nur halb zu kennen;
So ladet er gewiß euch ein,
So oft ihr wollt, sein Gast zu seyn.
Die süssen Worte sind Betrüger.
Ich kam sonst auch, wenn er mich bat,
Ich aß, gieng weg, und war nicht satt.
Durch Schaden wird man klüger.

Wo hört man Mopsen nicht erheben?
Er hat Verstand, und weis zu leben!
Bey Fräulein selbst heißt er galant,
Und nur bey Dichtern ein Pedant.
Traut nicht dem Rufe, dem Betrüger.
Kennt ihr sein Buch in Folio?
Das leset, bitt' ich euch. - - Wie so?
Durch Schaden wird man klüger.

An die Liebe.

1747.

Ich will nicht deine Macht verachten,
O Liebe, Königinn der Herzen,
Noch dich in meinen Liedern schmähen,
Noch die verwegne Jugend warnen,
Nicht deinem Rathe zuzuhören.
Ich will nicht deine Macht verschweigen!
In dir geweihten stillen Haynen,
Wo nur dein Name wiederhallet,
Und die Natur in tausend Stimmen
Dein ewigs Lob der Welt verkündigt,
Will ich von deinen Wundern singen.
Wirst du mich unbelohnet lassen?

An Chloen.

Nach der 23. Ode aus dem ersten Buche der Oden des Horaz 1747.

Was fliehst du, Chloe, vor mir, gleich einem flüchtigen Rehe,
Das unwegsame Gebirge durchstreift,
Auf Wegen, die es nicht kennt, die bange Mutter zu suchen,
Und vor den friedlichen Büschen erschrickt?

So oft vom Weste bewegt, die zarten Blätter nur rauschen,
So oft ein Eidechs die Stauden durchschlüpft:
So klopft sein furchtsames Herz, und seine zitternden Läufte
Fliehn schneller durch den gefürchteten Wald.

Und doch verfolg' ich dich nicht, wie ein getulischer Löwe,
Der seine Beute blutgierig erwürgt.
Hör' auf, o Chloe, hör' auf, der Mutter länger zu folgen,
Und einen bessern Begleiter zu fliehn!

Die Menschengesichter.

1748.

Daß Menschen unter den Menschen wandeln,
Die thierisch denken und thierisch handeln,
Darum erbos' ich mich nicht.
Für wen ist denn die Erde geschaffen?
Nur für die Menschen? Auch für die Affen,
Und für das Menschengesicht.

Sie scheinen äußerlich uns zu gleichen;
Doch sie verrathen sich bald durch Zeichen,
Und mich betrügen sie nicht.
Wenn sie in ihrer Gestalt sich brüsten,
So denk' ich, ohne mich zu entrüsten:
Das ist ein Menschengesicht.

Geschenk

Geschenk

für

meine Daphne.

Vorbericht.

Die unter der Aufschrift: Geschenk an meine Daphne, folgenden Oden, und andre Aufsätze, sind alle von dem Verfasser an seine Ehegattinn gerichtet, und von ihm selbst in gegenwärtige Ordnung gebracht worden. Da so viele Lieder einer bloß flüchtigen Liebe, die nicht allezeit auf eine Art, welche die Gesetze begünstigen, seufzet, nicht nur auf die Nachsicht, sondern auch auf den Beyfall der Welt Anspruch machen: so glaube ich den Grundsätzen der Leser noch mehr Ehre zu erweisen, wenn ich ihnen zutraue, daß sie die wiederholten Beweise einer ehelichen Zärtlichkeit, und die Sprache einer Leidenschaft, welche durch Hochachtung, Freundschaft und Dankbarkeit, nicht geschwächet, sondern veredelt wird, mit Vergnügen, ja ich darf sagen, mit Nutzen hören werden.

Die Spöttereyen über die Liebe unter Eheleuten sind keiner einzigen, am wenigsten aber unsrer an sich ernsthaften Nation natürlich. Die leichtsinnigen Scribenten, und die lustigen Köpfe in Gesellschaften, welche, um witzig zu scheinen, diese elenden Einfälle noch immer wagen, wissen nicht, wie tief sie die menschliche Natur herabsetzen, wenn sie die Gleichgültigkeit, oder wohl gar die Abneigung, welche verehelichte Personen gegen einander

verrathen, für eine unvermeidliche Folge dieses vertraulichen Bündnisses ansehen.

Es ist wahr, die Ehen sind nicht häufig, welche dergleichen Oden veranlassen. Aber daran ist gewiß nicht der für einen glücklichen Staat so nothwendige und höchst wohlthätige Stand schuld. Es ist freylich leichter und gewöhnlicher, an der Hand einer blinden Leidenschaft, in diesen Stand hinein zu taumeln, als den Vorrath von Gefälligkeiten und Tugenden zu einander zu bringen, welche durch den täglichen und oft vieljährigen Umgang nur in ein helleres Licht gesetzt werden, und unter freudiger Erfüllung der edelsten Pflichten, das Glück der Verehlichten so hoch erhöhen, daß das Entzücken der Sinne nur den geringsten Grad desselben ausmacht.

Gleichwohl müßte man von seinen Mitbürgern, und von der Einrichtung der Welt zu menschenfeindlich denken, wenn man dergleichen Ehen für zu seltene Erscheinungen halten wollte. Viele sind, ohne beneidet zu werden, beneidenswürdig,

carent quia vate sacro;

und mancher Philemon ist an der Seite seiner Baucis über ein halbes Jahrhundert glücklich gewesen, ehe ein Jupiter das stille Vergnügen seiner Hütte entdeckte.

Ich hoffe daher mit Recht, gesittete und edelgesinnte Leser werden aus folgenden Poesien Anlaß nehmen, die Vorzüge einer gesetzmäßigen Liebe vor den eingebildeten Reizungen einer fieberhaften Leidenschaft, für wichtig genug zu halten, daß sie nicht wähnen, als hätte mir Jemand, für die Ausbreitung eines Beyspiels von der erstern etwas zu vergeben.

Die

Die Frage, ob nicht der Stand des Verfassers ihn an solchen Arbeiten hätte hindern sollen, befürchte ich von Niemanden. Eine so übertriebene Bedenklichkeit kann nur aus solchen Ursachen entstehen, die man aus Menschenliebe besser stillschweigend vergiebt, als weitläuftig widerlegt. Dadurch kann wohl die Würde keines einzigen Amtes leiden, daß ein Mann, der seinen Ehestand für eine Wohlthat des Himmels ansieht, der ein Dichter ist, aus Dankbarkeit, seinen Empfindungen den Ausbruch läßt; zumal da alle Ausdrücke derselben so gewählt sind, daß die, welche es für verdienstlich halten, sogar da, wo sich keine Spur zeigt, Aergernisse mühsam aufzusuchen, ihre Zeit verlieren werden.

Wenn überdieß Beyspiele ansehnlicher Männer niemals ohne einen Einfluß auf andre Menschen da sind: so muß ein Lehrer der Kirche, durch seine Gesinnungen im Ehestande, eben sowohl nützen können, als ein Weltmann, durch die Freyheiten, die er sich wider Gesetze, Ehre und Gewissen erlaubt, unstreitig schadet.

Zuschrift.

Der Liebe sang ich diese Lieder,
Und, meine treue Daphne, dir.
Ihr habt sie mich gelehrt, euch geb ich sie hier wieder.
Wer glücklich liebt, wie ich, der singe sie mit mir!

Und jeder, der sie hört, empfind' in seinem Herzen
Der sanften Liebe Macht, und preise mein Geschick.
Er lieb' und durch der Liebe Schmerzen
Verdien' er sich der Liebe Glück!

Erste Ode.

am 9ten März 1751.

Du weinest Daphne? Was für Zähren,
Durch die aus dir die Liebe spricht!
Laß sie mir ganz dein Herz erklären,
Und schäme dich der Zähren nicht.
Nicht eine seh ich zärtlich fließen,
Bey der mein Blick nicht gern verweilt,
Der nicht mein Mund, sie aufzuküssen,
Entzückt entgegen eilt.

Als mir ein Wort aus deinem Munde
Zuerst mein ganzes Glück versprach:
(Erinnerst du dich noch der Stunde?)
Da folgten auch ihm Thränen nach.
Ich seegne noch, mit dankbarm Triebe,
Euch, theure Pfänder meines Glücks,
Gewisse Bürgen ihrer Liebe,
Und Redner ihres Blicks.

Als mich das Schicksal, das uns trennte,
In eine Gegend hin geschickt,
Wo niemand deinen Namen kennte,
Und nichts, was ich sah, dich erblickt:
Da hat dein Herz mit meinem Herzen
Zu gleicher Wehmuth sich vereint,
Und einen Theil von seinen Schmerzen,
Den kleinsten zwar, verweint.

Die Thränen, die dir heut entflossen,
Sind nicht mit stillem Gram vermischt,
Sind von der Liebe nur vergossen,
Und auch von ihr nur abgewischt.
Sie dienen mir statt aller Schwüre:
(Die Liebe brauchts nicht, daß sie schwört,)
Daß ich dein Herz nun nie verliere,
Das einmal mir gehört.

Soll ich nicht deinen Thränen glauben?
Auch ohne Thränen glaub ich dir.
Du schenkst mir nichts, um es zu rauben,
Selbst meine Liebe sagt es mir.
Nur laß mich jeden Tag dich fragen,
Ob auch dein zärtlichs Herz mich liebt.
Ich weiß nichts wichtigers zu sagen,
Wer weis das, wenn er liebt?

Zweyte Ode.

am September 1751.

Noch von den Küssen beseelt, die erst vor einer Stunde
Ich meiner Daphne nahm,
Beseelt vom feurigen Kuß, mit welchem meinem Munde
Ihr Mund entgegen kam,

Sing' ich mit kühnerem Muth, voll jugendlicher Liebe,
O meine Daphne, dir.
Ich sing' ein fröhliches Lied, und jeder meiner Triebe
Empfindet dich in mir.

Schon hält die Stille der Nacht die Sterblichen umfangen,
Und drückt ihr Auge zu.
Nur mich schützt wider den Schlaf, die Lieb', und ihr Verlangen,
Und, meine Daphne, du!

Die

Die Augenblicke, die mir ach! viel zu schnell! verschwinden,
Die uns die Liebe giebt,
Die Augenblicke will ich noch einmal nachempfinden!
Der schlummre, der nicht liebt!

Du bist nicht von mir getrennt! Noch ruh' ich mit Entzücken
An deiner treuen Brust,
Und meine Seele trinkt noch aus deinen sanften Blicken
Den Ueberfluß der Lust.

Und meine Seele hört noch, sich selber gern entrissen,
Der Worte Harmonie.
Sie lispeln Liebe mir zu. Ich wag' es, dich zu küssen,
Und unterbreche sie.

Und ich vergesse des Glücks, des Reichthums, und der Ehre;
Denn, Daphne, du bist mein.
Nun werd' ich, selber wenn ich der Freuden viel entbehre,
Doch reich an Freuden seyn.

Dritte Ode.

Den 28. September 1752.

Wenn der festliche Strahl dieses beglückten Tags
Um dein ruhendes Haupt lächelt, und nun verliebt
Deine blühende Wange
Dein sanftschlummerndes Auge küßt:

Wacht dein zärtliches Aug' ihm denn auch lächelnd auf,
Meine Daphne? Begrüßt ihn dein empfindend Herz
Mit der Freude der Liebe,
Daß er mir dich gebohren hat?

Wäre dieser Tag nicht, Daphne, was würd' ich seyn,
Wenn du, Daphne, nicht wärst? — Welch ein entsetzlicher
Schnellgedachter Gedanke!
Meine Daphne, wenn du nicht wärst!

Sey mir ewig ein Fest, o du beglücktester
Aller Tage! Sey stets dankbar von mir begrüßt,
Sey stets dankbar gefeyert,
Der du Daphnen gebohren hast!

Vierte Ode.

den 21. October 1752.

Nein, Daphne, gieb nicht, gieb nicht, Geliebteste,
Der finstern Sorge deine zufriedne Brust.
In einer Brust voll reiner Unschuld
Müssen die Freuden der Tugend wohnen.

Das Auge Gottes, welches die Liebe schützt,
Sieht stets vom Himmel seegnend auf uns herab.
Er hat dem Tage schon gerufen,
Welcher bestimmt ist, uns zu beglücken.

Von ferne kömmt er! Jede verschwindende,
Durchseufz'te Stunde seufzet ihn näher her.
Er kömmt gewiß! Ich seh schon um ihn
Alles Entzücken der reinen Liebe.

Fließt unterdessen, tröstende Thränen, fließt
In sanfter Wehmuth über die leichtre Brust.
Nur trübt nicht das geliebte Auge,
Trübt mir das Auge nicht, das ich küsse.

Erheitert ihr es, lächelnde Hoffnungen!
Und stärk' es, Liebe! jenseits der trüben Nacht,
Die unser Glück in Nebel einhüllt,
Jenen schon dämmernden Tag zu sehen.

Fünfte Ode.

Am 22. Jenner 1753.

Der, vor Wehmuth erstummt, neben dir zitternd steht,
Unaussprechlicher Schmerzen voll,
Wenn sein zärtliches Aug' jetzt von dem Deinigen
Weinend tausendmal Abschied nimmt;
Der mit zögerndem Schritt dir zu entfliehen strebt,
Und mit hurtigerm wiederkehrt,
Und ein einzigsmal nur dich noch umarmen will,
Bis die schreckliche Stunde kömmt,
Und den Liebling dir schnell aus dem erstarrten Arm,
Aus den weinenden Augen reißt;
Daphne, diesen bringt dir froher und zärtlicher,
An des glücklichen Hymens Hand
Einst die Liebe zurück! Früher, als jetzt vielleicht
Deine Sehnsucht zu hoffen wagt!
Triumphirend und stolz flieget dein Liebling dann
Den verlassenen Armen zu.

Sechste Ode.

Am 2ten April 1753.

Ich seegne dich, festlicher Tag, du erster meiner Tage,
Und jauchze, daß ich bin,
Und meine Getreue jauchzt auch; Sie jauchzt dir, meine Daphne,
Und seegnet dich mit mir.
Für sie bestimmte der Gott mein ganzes künftiges Leben,
Der mich ins Leben rief.
Ihr Beyspiel stärket auch mich, und jeder meiner Tage
Fließt ihm geheiligt hin.
Zwar einsam; (denn ohne Sie ist jegliche Gesellschaft
Nur Einsamkeit für mich;)
Zwar einsam feyr' ich jetzt dich, du erster meiner Tage,
Nicht ohne stillen Gram.
Doch wenn noch einmal dein Glanz mein fröhlichs Aug' erheitert,
Dann bin ich glücklicher.
Von ihren Lippen geküßt, von ihrem Arm umfangen,
An ihre Brust gelehnt,

Von

Von ihren Blicken, die mir so süß nur Liebe sprechen,
Mit Freuden ganz erfüllt,
Will ich dich, festlicher Tag, mit der geliebten Daphne
Dann fröhlicher begehn,
Mit einem muthigen Dank dir froh entgegen seegnen,
Daß du der Welt mich gabst,
Mit ihr dem Himmel mehr Lob aus frommen Herzen opfern,
Und mich und Sie ihm weihn.

Siebente Ode.

Am 14. April 1753.

Wenn ein gewognes Geschick uns wieder vereint,
Und nun auf ewig mir dich, Geliebteste, giebt;
Wenn jene Wälder und Gebürge,
Die iezt uns trennen, nicht mehr uns trennen;

Wenn meine Hütte zugleich die Deinige wird,
Und nun kein Abend von dir misgünstig mich ruft,
Wenn jeder Morgen, der mich aufweckt,
An meiner Seite zugleich dich aufweckt;

Wenn, Daphne, meine Hand nie, im täuschenden Traum,
Die Treu zu schwören, umsonst die Deinige sucht,
Wenn ich mich nie nach deinem Umgang
Mit unvergoltenen Seufzern sehne:

Dann, meine Daphne, dann soll kein Tag mir entfliehn;
Ich will mit feyerndem Dank dem Himmel ihn weihn,
Und jede Thräne dir vergelten,
Die du iezt heimlich um mich vergießest.

Achte Ode.

Den 28. September 1753.

Daphne! Daphne! Welch Entzücken!
Meine Seel' ist Dank und Lust.
Sie hängt ganz an deinen Blicken,
Sie sinkt ganz an deine Brust.
Und, ganz zu dir hingerissen,
Fliegt die Seele schnell zu Küssen
Auf den unberedten Mund.
O wie jauchzet sie! Sie feyert
Ihren Festtag, und erneuert
Unsrer Liebe schönen Bund.

Wie frohlock' ich diesem Tage!
Dieser Tag gebahr dich mir!
Daphne, küsse mich, und sage:
Dieser Tag gebahr mich dir.
Zeuge der beglückten Ehe,
Tag, da ich dich wieder sehe,
Ist ganz meine Daphne mein.
Küsse mich an diesem Tage,
Daphne, feuriger, und sage:
Ja, Geliebter, ich bin dein.

Wohl mir, daß ich dich gefunden!
Ewig preis' ich mein Geschick,
Ewig die, die uns verbunden,
Dich, o Liebe, dich, mein Glück.
Nur ihr, meine sanfte Zähren,
Könnt ein Theil des Danks erklären,
Den mein Herz dem Himmel weiht.
Wenn ich, zu gefühlvoll, schweige;
So sey du, mein Aug', ein Zeuge
Meiner ganzen Zärtlichkeit!

Neunte Ode.

Den 28. September 1756.

Als dieser Tag zuerst für mich
Ein Fest der Freude war,
Empfand ich's dankbar, daß er dich,
Geliebte, mir gebahr.

Da pries ich meiner Liebe Glück!
Allein mir fehltest du.
Da kehrte Thränenvoll mein Blick
Sich deiner Gegend zu.

Und einsam seufz't' ich: Trenn' uns nicht,
Geschick, und gieb sie mir!
Es hörte mich, und trennt' uns nicht,
Und führte mich zu dir.

Als dieser Tag mit neuem Glanz
Noch einmal mir erschien,
Da sahst du meine Seele ganz
In meinen Augen glühn.

Da hörtest du durch meinen Mund
Den ganzen Ueberfluß
Der Freuden sprechen. Unsern Bund
Erneuerte dein Kuß.

Allein zum drittenmal brach er,
Schwarz, wie die Nacht, herein,
Und hüllte, von Gewittern schwer,
Sich melancholisch ein.

In unsre Küsse mischten wir
Schon Thränen. Denn wir sahn
Sich schon die Stunde, die von dir
Mich reissen wollte, nahn.

Sie kam. Der aber, der die Nacht
Zum Morgen schaffen kann,
Und Finsterniß zum Mittag macht,
Sah unsre Thränen an.

Gebot auch unsrer Nacht, zu fliehn.
Sie floh; und er verband,
Indem er uns zu trennen schien,
Uns selbst mit seiner Hand.

Zum viertenmal fand er schon dich
In meinem Arm, und mein.
Ich sang (dein Kuß belohnte mich)
Mein sanftes Glück dem Hayn.

Er schwieg und horchte. Nie erklang
Mein Lied so muthig. Du,
Du küßtest mir, indem ich sang,
Muth und Begeistrung zu.

Ich sang entzückt an deiner Hand
Der Gegend nur von dir.
Und sieh! die Gegend selbst empfand
Der Liebe Reiz, wie wir.

Gleich einem Frühlingstag entrann
Das freudenvolle Jahr.
Mit neuem Seegen brach er an,
Der Tag, der dich gebahr.

Schon hofft' ich deiner Liebe Pfand,
Und ihren Lohn von dir;
Und Sorgen, die ich nie gekannt,
Erseufz'ten sanft in mir.

Als dieser Tag, der mich entzückt,
Zurück kam, hat er schon
Dieß Pfand auf unserm Arm erblickt,
Ihn, meinen ersten Sohn.

Gefühlvoller umfieng er dich,
Sich nicht ganz unbewußt,
Ward zärtlicher, und schmiegte sich
Voll Lieb' an deine Brust.

Jetzt, Daphne! — — Wie empfind' ich ganz
Des Lieblingstages Glück?
Mit einem feyerlichern Glanz
Kehrt er zu mir zurück.

Denn unser Erstgebohrner grüßt
Ihn mit mir, hüpfet schon
Froh um sein Brüderchen, und küßt
Ihn, unsern zweyten Sohn.

Mein väterliches Auge theilt
Sich zwischen beiden gleich,
Von Freudenthränen übereilt.
Wie, Kinder, lieb' ich euch!

Mehr eure Mutter! Ihr gehört
Mein Herz vielmehr noch! Ihr
Hat dieses Herz zuerst gehört!
Euch selbst hab' ich von Ihr!

Wie viele sanfte Freude giebt
Mir Gott durch ihre Hand,
Die ich, eh' sie mich noch geliebt,
So reizend nicht erkannt.

Von Ihr erheitert, Ihr geweiht,
Fleuß sanft, mein Leben, hin.
Sey ganz, mein Herz, sey Dankbarkeit,
Daß ich so glücklich bin!

Und du, durch die ichs bin! Du siehst,
Wie meine Seele sich
In Freud' und Zärtlichkeit ergießt.
Mein Auge lehrt es dich.

Mein Auge lehrt es dich zu schwach!
Sink' an mein klopfend Herz!
Du fühlst, was ich empfinde, nach;
Dein Herz ist wie mein Herz.

In deinem treuen Auge bebt
Die Thräne, die dich schmückt.
Die Wonne, die dein Herz belebt,
Wird so nur ausgedrückt.

Der Tag, der so viel Freud' erneut,
Sey mir als Greis noch schön,
Wenn wir zu gleicher Fröhlichkeit
Ihn Enkel rufen sehn;

Und mit uns fröhlich, seh es die *,
Die dir dein Herz schon nennt,
Die diesen Tag verschönert! Sie
Die auch dein Herz schon kennt.

Die unsre Freundschaft nicht verschmäht,
Und unsre Freude theilt,
Die unser stilles Glück versteht,
Und zu vergrößern eilt.

Gefährtinn meines Lebens! Komm,
Und laß uns dankbar seyn,
Und diesen Tag, denn du bist fromm,
Durch fromme Freude weihn.

*) Der Verfasser versteht hierunter eine Freundinn, die sich die nicht seltenen Vorurtheile einer hohen Geburt nicht abhalten ließ, zu glauben, daß die Reizungen der Freundschaft auch für ihr großes Herz da wären.

Zehnte Ode.

Am 28. September 1758.

Schon zum sechstenmal, Daphne, sieht dieser festliche Tag dich
Mir im Arme, mein Weib!
Fröhlich wach' ich ihm auf, mit eben der seegnenden Freude,
Die ihn damals empfieng,
Als er zuerst an deiner Seite, du junge Vermählte,
Aus dem Schlummer mich rief,
Aus dem Schlummer zu deinen Umarmungen rief! Da fühlten
Unsre Herzen es ganz,
Daß sie einander gehörten, und hüpften, daß der sie verbunden,
Der sie ähnlich erschuf.
Du für mich vom Himmel Erlesne! Wie liebst du so zärtlich!
Die du jeglichen Tag
Meines Lebens mit Freuden erfüllst, und jede der Sorgen
Durch dein Lächeln verscheuchst!
Jedes Jahr, das mir an deiner Seite verfließet,
Ist für mich nur ein Tag,

Der in den Freuden des Frühlings und unter der Nachti-
gall Liedern
Nur zu hurtig entflieht.
Jeder Tag, mit dir durchlebt, macht dich, du Geliebte,
Liebenswürdiger mir,
Glücklicher mich. Auch dankbarer soll er mich machen.
Du sollst mich
Täglich zärtlicher sehn.
Immer mehr dich zu lieben, dein Auge mit Fleiß zu
erforschen,
Jeden leisesten Wunsch
Deines bescheidenen Herzens in ihm zu lesen, sey
täglich
Meine süssere Pflicht;
Es zu erforschen, und in ihm deine Liebe zu lesen,
Hier mein süssestes Glück.
Komm, Geliebte, komm, weihe der Freude die golde-
nen Stunden
Dieses Tages mit mir!
Weih' ihr, geliebt und umarmt, von unsern Söhnen
umtanzet,
Diesen Festtag mit mir!
Siehe, die beiden Geliebten, die Pfänder der glücklich-
sten Liebe,
Wachsen neben uns auf.
Wie die Pflanzen in ihrer Jugend Hoffnungsvoll
aufblühn,
Also wachsen sie auf.
Siehe, dort hüpft er einher, dein Erstgebohrner, und
wirft sich
Schmeichelnd zwischen uns hin.

Heiter lachet sein Auge. Gesundheit färbt ihm die Wangen,
Wie die Rosen im May.
Fröhlichkeit schlägt ihm in jeglicher Ader. Gutherzige Freundschaft
Schmückt die offene Stirn.
Mit halb ausgesprochenem Namen ruft ihm sein Bruder,
Und ereilet ihn bald
An den Füssen der Mutter. Sein Aug ist blau, wie der Himmel,
Und sein Blick ist Verstand.
Jeglicher Tag entwickelt ihn mehr, giebt Stärke den Nerven,
Macht gewisser den Gang,
Und sein Stammeln vernehmlicher. Sieh, er beneidet
Seinem Bruder den Schooß
Seiner Mutter, und wünscht ihn hinweg, und sich dir im Arme.
Nimm auch ihn auf den Schooß
Neben dem Erstgebohrnen, und drücke, von beyden geliebkost,
Beide Knaben ans Herz,
Daß ich mit Einer Umarmung euch drey Geliebten umfange,
Mit der Mutter zugleich
Meine Söhne! Seyd ihr nicht, ihr drey Geliebten, mein Reichthum,
Meine Freude, mein Glück?
Glücklich ist der, dem Gott ein tugendhaft Weib zugesellt hat!
Und noch glücklicher dann,

Wenn sie fruchtbar sein Haus erbaut, und wachsende Sprossen
Ihm zur Seiten erzieht!
Sie verewigt den Namen des Mannes, und pflanzet sein Bild fort.
Sie giebt Bürger dem Staat,
Väter und Mütter dem Menschengeschlechte, dem Himmel Bewohner,
Diener dem, der ihn schuf.
Solch ein Weib bist du mir, Geliebte! Wie segn' ich die Stunde,
Die für mich dich gebahr!

Eilfte Ode.

Am 28. September 1761.

Immer getreuer geliebt, und mit mehr Freuden
gesegnet,
Sing' ich der Liebe mein Lied.
Denn er kehrt wieder zurück, der glückliche Tag, der
geliebte,
Immer mir festliche Tag,
Daphne, der erste deiner Tage! mit welchem Entzücken
Seegnet' ihn, die dich gebahr,
Als sie zuerst an ihr mütterlich Herz mit Wonne dich
drückte,
Als sie mit prüfendem Blick
Deine Züge durchirrt' und in ihnen das Herz sah, das
iezt mich
Reicher, als Könige, macht.
Mit ihr jauchzte dein glücklicher Vater, und beyde ver-
einten
Sich zu Gelübden für dich.
Und ich sollte dem Tage nicht froher jauchzen? Er gab
dich
Weniger Ihnen, als mir.

Dieß dein Auge, das er zum ersten mal öffnete,
winkt es
Mir nicht Entzückungen zu?
Wem gehöret das Herz, das an dem Busen der
Mutter
Fröhlicher klopfte? Für wen
Schlägt es? Wen liebt es? Für wen ist es so zärtlich
geschaffen?
Daphne, für wen, als für mich?

Zwölfte Ode.

Am 28. September 1762.

Was hängst du dort stillschweigend an der Wand,
Mein Saitenspiel? Herab! Herab!
Die Liebe fordert dich, und Daphne hört
In meinem Arm dir zu.

Neun Jahre sind, seitdem ich Sie umarmt,
Schon über unser Haupt geflohn.
Und zärtlicher sah uns das erste nicht
Als uns das zehnte sieht.

Zum fünftenmal trägt Sie ein theures Pfand
Nun unter ihrem Herzen schon;
Und mehr liebt' ich Sie nicht, als Sie noch mir
Den Erstgebohrnen trug.

Ihr Herz giebt über mich Ihr jeden Tag
Mehr Rechte, mehr Gewalt, mehr Sieg.
Wer liebt wie Sie? Wer ist so liebenswerth?
Wer so beglückt, als ich?

Sey lange noch, Geliebteste, mein Glück,
Und laß mich lange deines seyn!
Gebier zum fünftenmal mir und der Welt,
Dir und der Ewigkeit!

Mit Ehrfurcht seh ich Dich, und seegne Dich,
Und meine Seele weinet Dank.
Ich drücke Dich an meine volle Brust,
Umarm' und seegne Dich!

Dreyzehnte Ode.

Am 21sten März 1763.

Da tritt Sie fröhlich einher, stolz auf den Namen der Mutter,
Der Sie zum fünftenmale schmückt,
Und auf den geliebtesten Sohn, der in den Tempel Ihr folgte,
Gesegnet jedem, der ihn sah.

Sie jauchzet, daß Sie mein Herz durch dieses neue Geschenke
Sich stärker noch verpflichtet hat.
Sie jauchzet, daß Sie gesund zu meinem Arme zurückkehrt,
Von unsern Kindern froh umtanzt.

Daß Ihrem suchenden Blick sie alle freudig begegnen,
Nicht durch der Seuche *) Wuth verderbt,
Und daß Ihr mütterlich Herz, so oft Sie jetzo sie ansieht,
Allein vor Freude zittern darf.

*) Der Blattern.

Geseegnet seyst du, die du dem Schöpfer und Vater der
Menschen
Jetzt dich, und unsern theuern Sohn
Mit einem Herzen voll Dank in seinem Hause geweiht hast!
Geseegnet seyst du, Beste! mir.

Dich hat vom ewigen Thron der Schöpfer und Vater der
Menschen
Mit Gnadevollem Ohr gehört.
Im spätsten Alter wirst du noch meine Freude, wie heute,
Und unsrer Kinder Seegen seyn!

Vierzehnte Ode

an Daphnen.

Den 28. September 1764.

Die Dich, Geliebteste, gebahr,
Gab ihren Reiz, gab ihre Schönheit Dir,
Gab Dir ihr Herz. Was sie dem Manne war,
Das bist Du mir.

Sie blieb, wie selber ihm geweiht,
Sein Wunsch, sein Trost, und seiner Augen Lust.
Nichts minderte die erste Zärtlichkeit
In seiner Brust.

Als er mit seiner Vaterhand
Mir am Altar Dich, seinen Liebling, gab,
Da lockt' ihr Bild, das in Dir vor ihm stand,
Ihm Thränen ab.

So, seufzt' er leise, stand Sie da,
So sah zu Gott ihr frommes Aug' empor,
So wagte sich aus ihrer Brust ihr Ja
Mit Furcht hervor.

Er betete für unsern Bund,
Und legt' auf uns den Seegen, und Gott ließ
Nicht Eines fehlen, das durch seinen Mund
Er uns verhieß.

Mich zu beglücken, ließ Gott Dich
Der Zärtlichsten der Mütter Tochter seyn,
Und ihre Zärtlichkeit flößt' er für mich
Dir gütig ein.

Und mir gab er ein Herz, den Werth
Der Freundschaft und der Liebe zu verstehn,
Und jedes Glück, bey dem es sie entbehrt,
Stolz zu verschmähn.

Der Männer Bester bat von dir,
Gott, einen Sohn. Du hörtest. Mich gebahr,
Die ihm die zärtlichste der Frauen, mir
Der Mütter war.

Wie liebten sie! Mehr haben ich
Und Du in reinen Flammen nie gebrannt.
Sie waren, unter fremdem Himmel, sich
Ihr Vaterland.

Von solchen Aeltern ward ich Dir;
Du mir gebildet. Preise das Geschick,
Das sie uns gab. Von ihnen erbten wir
Der Liebe Glück.

An Daphnen,

nach einer erwünschten Erklärung von ihr.

Wie? darf mein Herz so viel zu hoffen, sich erlauben?
Darf ichs, ja darf ichs Dir, o Daphne, selbst wohl glauben,
So sehr geliebt zu seyn?
So wünschte nun dein Herz zugleich mit meinem Herzen?
Den oft geseufz'ten Wunsch wünscht' ich nicht mehr allein?
Und meine Sehnsucht selbst mit allen ihren Schmerzen
Von Dir gebilligt, wäre dein?

Wie? Wenn nun dieser Tag der, den ich längst begehre,
Der feyerliche Tag des ew'gen Bundes wäre,
Und Du, Du würdest mein:
Wie würdest du mich dann, geliebtes Kind, empfangen?
Würd' auch alsdann dein Herz sich wie das meine freun?
Mit dir erwünscht vereint, von dir getreu umfangen,
Würd' ich nichts, als Entzücken seyn.

Der
funfzehnte August.
Ein Gedicht
an Daphnen.

1763.

An Daphnen.

1763.

Erscheinst du bald, Tag, der du mich zuerst
Mit nie erfahrnen Freuden seegnetest!
Tag, der du mir das Herz der Daphne gabst,
Die jede Stunde meines Lebens nun
Mit eigner Freude mir bereichert. Komm!
Die Liebe seegnet dir entgegen. Komm!
Geh heiter auf! Sey der gefälligste
Der Tage dieses Jahrs, daß sich vor dir
Der Lenz mit seinen Tagen schämen muß!

Mich aber wecke durch den sanftesten
Von deinen Stralen, ihr zur Seiten, auf,
Damit, eh noch mit leichten Fittigen
Der Schlaf von dem geliebten Auge flieht,
Ich ihr zuvor komm', und sie schlummern seh.
Wie sie, so schlummern Engel. Diese Ruh
Dieß süße Lächeln, diese Unschuld schmückt
Ihr reitzend Antlitz. Ich will neben ihr,
Auf meinen Arm betrachtend hingelehnt,
Sie schlummern sehen, bis auch sie erwacht,
Und dann, von mir umarmt, mich wieder küßt,
Mit mir dem Himmel, welcher uns vereint,
Den frommen Dank aus vollem Herzen bringt.

Vor allen Söhnen, die das Jahr erzeugt;
Vor allen ist dein Vater, der August,
Mir der Geliebteste; nicht weil er mir
Die Sichel in der Hand, beym Lustgeschrey
Der ämsʼgen Schnitter, das durch Berg und Thal
erschallt,
Den Ueberfluß in meine Scheuren schickt.
Nein, weil er meiner Liebe günstig war.
Er hat zuerst zu Daphnen mich geführt.
Er hat zuerst durch ihren sanften Blick
Mein Herz gerührt; ließ mich zuerst von ihr,
Als ich ihr nun mein ganzes Herz gestund,
Mit süßer Hoffnung gehn; gab auch zuerst
Mir sie in meinen Arm. Kein einziger
Von allen Söhnen, die das Jahr erzeugt,
Gleicht seinem ächten Sohn, gleicht dem August.

Wer aber von den Söhnen des Augusts,
Funfzehenter von ihnen, gleichet dir?
Dir tönen meine Saiten, dich begrüßt
Mein froher klopfend Herz so oft, als dich
Der Sonne Glanz herauf am Himmel bringt.

Zuerst giengst du mich zu beglücken auf,
(Und dreyzehnmahl hast du seit dem mir schon
Geleuchtet), als, an meiner Seite, sie
So jung und lächelnd, wie vom Aufgang her
Mit ihrem Wagen durch des Himmels Feld
Aurora fliegt, die lange Heidʼ hinab,
Wohin der Freundschaft Stimmen riefen, flog.
Da drückt' ich der Gefährtinn Hand, und frey

Eröffnet'

Eröffnet' ich mein Herz. Sie lächelte,
Sich keiner Schuld bewußt, (ihr Herz war rein,)
Mich freundlich an. Das sahst du, und gebotst
Schnell deinen Wolken. Sie versammelten
Sich um der Sonne Haupt, und gossen sich
In sanften Regen über uns. Und Sie,
Die freundliche Gefährtinn, schloß sich da
An mich vertrauter, und verschmähte nicht,
Von mir umfaßt, des Armes schwachen Schutz.

Von dem an schrieb ich dich tief in mein Herz,
Funfzehenter der Söhne des Augusts,
Mit Zügen, die die Hand der Zeit nicht tilgt.
Wie unvergeßlich mußt du ietzt mir seyn!
Dir tönen meine Saiten, dich begrüßt
Mein froher klopfend Herz, so oft, als dich
Der Sonne Glanz herauf am Himmel bringt.

Nach langer Hoffnung hast auch du mir die
Gegeben, die mein Leben glücklich macht,
Sie, meine Daphne. Mit dir stieg für mich
Ein paradiesisch Glück, wie Adams Herz
In Even fand, am Horizont herauf.

Ich war dir früh erwacht. Die Liebe ließ
Nicht langs mich im Arm des Schlafs. Mein Traum
War nur von deinen Freuden. Mußt er nicht
Entweichen, da du selbst erschienen warst?
Ich pries dich mit Entzücken, und stund auf,
Und suchte, die mein Schicksal nun mit mir
Bald theilen sollte. Wie schlug mir mein Herz,

Als ich sie fand! Ach wie schlug mir mein Herz,
Als sie mit ihrem Kuß dem meinigen
Entgegen kam, und mir ihr Herz gestand!
Da pries ich mich beglückt, und seegnete
Dich, meinen Lieblingstag. Da freute sich
Die liebenswürdige, daß ich an dir
Mich glücklich pries, und seegnete dich auch.
Dir tönen meine Saiten, dich begrüßt
Mein froher klopfend Herz, so oft als dich
Der Sonne Glanz herauf am Himmel bringt.

Vereinigtest nicht du mit meiner Hand
Durch ein geheiligt Band die ihrige?
Sahst du sie nicht, mit einer süßen Thrän'
In ihrem Aug' am Altar neben mir,
Vor Ehrfurcht und vor Freuden zitternd, stehn;
Als vor dem Antlitz, welches alles schaut,
Uns unser Schwur verband? Ihn schwur das Herz;
Und jeder, der ihn hörte, las zugleich
In unsern Augen sein Gelübde, las
In ihnen unsre Freude, daß wir nun
Es feyerlich geleistet; jeder stand
Und weissagt' uns voll Zuversicht nur Glück.
In seinem Tempel seegnet' uns er selbst,
Der Mann und Weib einander zugesellt,
Der zu der Wonne meines Lebens mich
Auf Wegen, deren Ausgang ich nicht sah,
Mit eignen Händen leitete, der schon,
Eh noch ein Tag war, dich, mir werthester
Vor andern Tagen, sich ersah, sie mir
In meinen Arm zu geben. Wie entzückt,

Wie dankbar gieng ich aus dem Heiligthum!
Mit ihr! Mit ihr! Der Meinigen! Wie flohn,
Du Tag der Freude, deine Stunden mir,
Mit frommen Dank genossen, alle hin.
Du giengst, mich zu beglücken, heiter auf!
Mit dir umhüpften mich nur Fröhlichkeit,
Scherz, Hoffnung, Lust. Du flohst hinweg. Doch sie,
Die mich mit dir umhüpften, blieben mir.
Dein letzter Blick, mit dem du Abschied nahmst,
War freundschaftliches Lächeln. Könige,
Wenn sie, wie ich, nicht lieben, wenn sie nicht
Wie ich geliebt sind, dürfen nicht ihr Glück
Dem meinigen vergleichen. Indien
Mit seinen Schätzen ist nicht reich genug,
Nur einen Theil des Glücks, das Liebenden
Die Liebe schafft, zu kaufen. Ich empfand
Dieß Glücke ganz, und ganz empfand es die,
Die es mir gab. Ganz Lieb' und Zärtlichkeit
War unser Herz befriedigt und beglückt.

Es schenkt' uns auch des Schöpfers Mildigkeit
Der Ehe Seegen, ohne welchen selbst
Die reinste Liebe nicht ganz glücklich macht.
Du bist ihr erster Lohn. Wenn du sie krönst,
Vereinigt sie die Herzen inniger,
Erfüllet jeden Wunsch, erquicket sie
Mit neuer Wonne jeden Tag. Dich gab
Der milde Himmel uns auch. Es erwächst
Schon ein Geschlecht um mich, in welchem wir
Uns überleben werden. Hoffnungsvoll
Blühn sie uns auf. Ich seh in ihnen schon

Nachkommenschaften, die dereinst, wie uns,
Die Vorsicht glücklich macht. Wie sollt' ich nicht
Dem Tage jauchzen, der dieß Band geknüpft,
Das mich mit Daphnen so beglückt vereint?
Dir, dem Geliebtesten der Tage? Nein!
Dir tönen meine Saiten! Dich begrüßt
Mein froher klopfend Herz, so oft als dich
Der Sonne Glanz herauf am Himmel bringt.

Zum zehntenmal begrüß' ich iezt dich schon
In Daphnens Arm. Zehn Jahre lang ist sie
Die Meinige. Wo seyd ihr hin? Wohin?
Ihr Jahre voller Glück! Auch nicht Ein Tag
Von euren Tausenden war freudenleer,
Mir, der ich sie besaß. Nicht einer sah
Nur Einen Blick von Daphnen, welcher nicht
Voll Lieb und Zärtlichkeit mir lächelte.

Wie? Ist der Ehe Bund der Liebe Tod?
Sind ihre Freuden, wo die Treue wohnt,
Bald Fremdlinge? So lästre dich ein Herz,
Das, Liebe, dich nicht kennt. Ich kenne dich.
Zehn Jahre haben unsre Zärtlichkeit
Noch nicht erschöpft, noch nicht geschwächt. Sie bleibt!
Sie bleibt sich gleich, und wächst. Die Treue giebt
Der Liebe Freuden neuen Reiz für uns.
So lang' ich liebe, lieb' ich Daphnen zwar
Aufs zärtlichste; doch liebt' ich sie vielmehr,
Als sie der Ehe Bund mir übergab;
Und noch mehr lieb' ich sie mit jedem Jahr,
Das mir seitdem bey ihr vorüber fließt.

So

So liebt auch sie. Ihr Mund, ihr Auge sagt's.
Ich seh's in allem, was sie nur beginnt.
Mein Herz empfindet's jeden Augenblick.

So sucht kaum eine Braut den Liebling auf,
Wie sie den Ehmann aufsucht. Ohne mich
Wird jeder Tag für sie zum Jahr; bey mir
Zum kurzen Augenblick. Wenn mich die Pflicht
Von ihr hinweg ruft, das verhaßte Roß
Am Wagen wiehert, und die Glocke schon
Den Abschied fodert; o wie hängt sie sich
An meinen Hals! Wie windet sich um mich
Ihr treuer Arm, der mich nicht lassen will!
Wie schaut sie traurig meinem Wagen nach!
Wie trüb' ist ihr dann auch ein heitrer Tag,
Das Haus ihr einsam, und der Garten todt.
Wenn aber ihr der letzte Tag entschleicht,
Der mich von ihrer Seit' entfernet hält;
Da wacht sie mit der Morgenröth', und zählt
Die Stunden, deren letzte mich ihr bringt.
Jetzt steht sie freudig auf; ietzt sammelt sie
Um sich die Pfänder unsrer Liebe. Feyerlich
Thut sie es kund, daß heut ihr Vater kömmt.
Und schlägt die Stunde, die mich zu ihr bringt;
So geht sie mir entgegen, im Gefolg
Der Kinder, die mit ihr sich freun. Ihr Blick
Sieht in die Fern den langen Weg hinaus,
Und hütet unermüdet das Gebüsch,
In das er sich verliert. Bald rollt aus ihm,
Unkenntlich zwar, der Wagen, der mich trägt.
Ihr leises Ohr horcht weit um sich, bis sie

Schon die geliebten Rosse wiehern hört,
Schon den bekannten Wagen rollen hört.
Ihr Aug' erkennet ihn, erkennet mich.
Da winket sie mir zu; da jauchzen mir
Die Kinder froh entgegen, und sie fliegt
In meinen Arm, und mich empfängt ihr Kuß,
Und jedes meiner Kinder hüpft um mich,
Und alles frohlockt. Dieser Tag ist uns
Ein Festtag, den die Liebe fröhlich macht.

Und dennoch darf sich unsre Liebe nicht
Durch die Entfernung stärken. Ich darf nicht
Sie fliehn, um sie zu lieben, darf mich ihr
Nich selten machen, um ihr werth zu seyn.
Es trenne, will der Himmel mich durch sie
Noch mehr beglücken, als ich es schon bin,
Es trenne mich kein Augenblick von ihr,
Die stets die Freude meines Lebens ist.
Wie werth ist mir ihr Herz! Wie fröhlich muß
Der Tag mich machen, der auf ewig mich
Mit ihr verband! Sey mir auch ietzt gegrüßt,
Geliebtester von allen Tagen! Dir,
Dir tönen meine Saiten! Dich begrüßt
Mein froher klopfend Herz, so oft als dich
Der Sonne Glanz herauf am Himmel bringt!

Cantaten.

Gedruckt

Dank-Cantate

für die Erhaltung des Friedens und der Freyheit.

Hamburg. 1749.

Aria.

Erwacht, und ertönet, und jauchzet ietzt wieder,
Ihr Kinder des Friedens, ihr muthigen Lieder,
Erschallt von Freyheit, Glück und Ruh.
Erschallet hier, wo euch die Freude begehret,
Hier, wo euch die Klage des Unglücks nicht störet,
Und ihr, ihr glücklichen Bürger, hört zu.
Erwacht, und ertönet, und jauchzet ietzt wieder,
Ihr Kinder des Friedens, ihr muthigen Lieder,
Erschallt von Freyheit, Glück und Ruh.

Recit.

Der ist noch nicht der kleinsten Wohlthat werth,
Der nur sein Glück genießt, und wenn er es genossen,
Nicht danket, sondern mehr begehrt;
Deß Herz sich vor dem Herrn in Zähren nie ergossen,
Wenn seine Hand ihm wohlgethan,
Und dessen Auge nur aus Undank weinen kann.
Nur der genießt mit Recht, was ihm der Himmel schenket,
Der stets bey seinem Glück an dessen Ursprung denket,

An den, der von der Höh, da er allmächtig thront,
Wo Pracht und Majestät und Schrecken um ihn wohnt,
Auf ihn hernieder sieht, ihm wohlthut, und es höret,
Wenn ihn sein Lobgesang mit schwachem Dank verehret,
Und auch den Lobgesang mit neuer Huld belohnt.

Aria.

Erhebt den Herrn, und werdet nicht müde!
Preist ihn mit einem ewigen Liede!
Sein Lob erzählen, ist lieblich und schön!
Preist ihn, den die Engel und Welten erheben!
Er giebt euch, nachdem er euch alles gegeben,
Auch noch das Recht, ihn zu erhöhn.
Erhebt den Herrn, und werdet nicht müde!
Preist ihn mit einem ewigen Liede!
Sein Lob erzählen, ist lieblich und schön!

Recit.

Wie schön klingt nicht ein Lied, von Freud' und Dank gesungen,
Obgleich von sterblichen und unberedten Zungen!
Der Himmel hört das Lob, das ihr ihm bringt,
Ihr Bürger, wenn ihr es in lauten, frohen Chören,
Und wenn ihr es allein in heil'ger Stille singt:
Ermüdet nie, ihn dankbar zu verehren.

Aria.

Gott, welcher dem Schicksal der Völker gebietet,
Die Thronen bedecket, die Staaten behütet,
Gott sendet vom Himmel die Wohlfahrt zu euch.
Dort seufzen Völker im Joch, von keinem Helfer gehöret;
Hier liegen Länder, vom Grimm unmenschlicher Krieger zerstöret;
Ihr, freye Bürger, seyd glücklich und reich.

Gott,

Gott, welcher dem Schicksal der Völker gebietet,
Die Thronen bedecket, die Staaten behütet,
Gott sendet vom Himmel die Wohlfarth zu euch.

Recit.

Die Freyheit machte dich, geliebtes Hamburg, groß!
Sey froh nnd danke dem Geschicke;
Sie wohnet noch bey dir, und nährt in ihrem Schooß
Den Ueberfluß, die Sicherheit, das Glücke.
Allein, erkennst du auch, o du beglückte Stadt,
Erkennst du recht, was der von dir zu fodern hat,
Durch dessen Huld ihr Sitz hier unentweiht geblieben?
Warum hat nicht schon längst der Zeiten Unbestand,
Der Herrschsucht List, der Macht bewehrte Hand,
Aus deinen Gränzen sie vertrieben?
Warum? als weil der Gott noch gnädig für dich wacht,
Der Wüsten, wenn er will, zu Städten werden heißet,
Und, wenn sein Zorn entbrennt, die Himmel schnell zerreißet,
Im Sturm hernieder steigt, umringt mit Graun und Nacht,
Die Städte schilt, und sie zu Wüsten macht.
Er legt für dich dem Unglück Fesseln an,
Mit eben dieser Hand, mit der er es entbinden,
Und unter Völker senden kann,
Die seines Eifers Glut entzünden.

Aria.

Du hast der Freyheit, o Gott, hier einen Sitz erkoren.
Dein Seegen wohnt in diesen Thoren,
Und frohe Bürger danken dir;
Denn sie wohnt hier!

In deinen Tempeln, wo man dich ohne Zwang verehret,
Wird frey dein heiligs Recht gelehret,
Und frohe Bürger danken dir;
Denn sie wohnt hier!
Der Bürger sammlet dem Staat mit Recht beseßne Schätze,
Und unterm Schutze der Gesetze
Genießt er sie, und danket dir;
Denn sie wohnt hier!

Recit.

Gott Lob, auch du bist hier, o Friede, Kind des Himmels!
Du herrschest iezt auch da, wo sonst, zur Rach' empört,
Das Schwerdt des Herrn, der Krieg, der Länder Glück verzehrt;
Gott hat auch da das Flehn der Noth gehört.
Es schweiget nun die Stimme des Getümmels,
Des Schreckens und der Angst, des Würgens und der Wuth.
Der Krieg entflieht, und der Zerstörer ruht.
Auch dieß sollt ihr, ihr Bürger, nicht verschweigen.
Es strömet von Europens Ruh
Auch euch, auch euch ein neuer Seegen zu,
Und Deutschlands Glück ist euer eigen.

Aria.

Die Krieger stritten, und wurden nicht müde;
Die Völker seufzten; da gebot Gott: Friede!
Die Krieger ruhten, und Völker seufzten nicht mehr.
Sein Ausspruch tödtet, und schaffet das Leben.
Ihn sollt ihr fürchten, ihn sollt ihr erheben!
Es ist kein anderer Helfer, als Er.

Die

Die Krieger stritten, und wurden nicht müde;
Die Völker seufzten; da gebot Gott: Friede!
Die Krieger ruhten, und Völker seufzten nicht mehr.

Recit.

Der Dank, den so viel Glück erzeugt,
Giebt auch der Hoffnung neue Stärke.
Gott, groß und wunderbar sind alle deine Werke!
Wer sieht sie wohl, der sie verschweigt?
Nach deiner Hülfe nur soll unser Auge schauen.
Du sagst uns Frieden zu; wird es dich wohl gereun,
Daß du uns halfst, die wir auf deine Güte trauen?
Nein, Ursprung aller Wohlfahrt, nein,
Der du stets gnädig warst, du wirst es ewig seyn!

Aria.

Der künftigen Zeiten entferntes Geschicke,
Ereilen keine nachforschende Blicke;
Doch wissen wir, daß es gesegnet ist.
Du, Gott, wirst betende Sterbliche hören,
Und wenn sich Völker zu Kriegen empören,
Doch deinen Frieden allmächtig bedecken,
Daß die rebellischen Krieger erschrecken,
Und lernen, daß du, Gott, ein Gott der Hülfe bist.
Der künftigen Zeiten entferntes Geschicke
Ereilen keine nachforschende Blicke:
Doch wissen wir, daß es gesegnet ist.

Recit.

Wie rühren nicht der Andacht Lieder,
Der Fröhlichkeit Gesang, das Lob der Dankbarkeit!
Vereinet sie noch einmal wieder,
Und preiset den, durch den ihr glücklich seyd,

Und der noch mehr vermag, als unser Flehn begehret,
Denn seine Gnad und Treue währet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Aria.

Gelobt sey Gott, der nur Erbarmen
In seinem Vaterherzen hegt,
Und der auf ausgespannten Armen
Sein Volk, als wie auf Flügeln trägt.
Ihn liebt, ihn liebt! Gott ist die Liebe!
Ihm heiliget, aus dankbarm Triebe,
Was ihr besitzt, und was ihr seyd.
Nur er hat alles euch gegeben.
Preist ihn durch euer ganzes Leben,
Und opfert ihm Gerechtigkeit.

Chor.

Der Herr bewahret sein Volk! Ihn laßt uns ewig erhöhen!
Nie sey das Herz von Erkenntlichkeit leer!
Er ist ein gütiger Gott! Die Himmel werden vergehen!
Doch seine Gnade bleibt ewig, wie er.

Aria.

Gelobt sey Gott! der Gott der Schaaren
Demüthigt der Gewalt'gen Trutz.
Als Völker ganz verlassen waren,
Kam er, und half, er, unser Schutz.
Er sah herab auf das Getümmel.
Der Höchste spricht in seinem Himmel;
Der Erdkreis hört es, und ist still.
Das Herz der Mächtigen erbebet,
Wenn er gewaltig sich erhebet,
Und den Bedrängten helfen will.

Chor.

Der Herr errettet sein Volk! Ihn laßt uns ewig erhöhen,
Ihn, der die Waffen der Streiter zerbricht.
Wohl dem, deß Zuflucht er ist! die Himmel werden vergehen:
Doch seine Gnade wankt ewiglich nicht!

Aria.

Gelobet sey Gott! Ihm sollt ihr trauen,
Wenn sich das Unglück auf euch stürzt.
Ihr werdet seine Hülfe schauen;
Denn seine Hand ist nie verkürzt!
Von ungebohrner Völker Zungen
Werd' einst sein Lob, wie ietzt gesungen:
Auch unsern Enkeln thut Gott wohl.
Dankt alle seinem großen Namen.
Gott sey gepriesen! Amen! Amen!
Die Erd' ist seines Ruhmes voll.

Chor.

Der Herr thut ewiglich wohl! Ihn laßt uns ewig erhöhen!
Ihn, welcher nie sein Geschlechte verläßt.
Er half, und hilft auch hinfort! die Himmel werden vergehen;
Doch seine Gnade steht ewiglich fest!

Das Glück des Friedens und der Freyheit.

Aria.

Euch, die der Himmel den Sterblichen schicket,
Wenn er beneidete Völker beglücket,
Euch, Fried' und Freyheit, singen wir!
Erscheint, und hört die frohlockenden Chöre.
Nur euch ertönet hier alles zur Ehre!
Was ist mehr singenswerth, als ihr?
Euch, die der Himmel den Sterblichen schicket,
Wenn er beneidete Völker beglücket,
Euch, Fried' und Freyheit, singen wir!

Recit.

Der Tag, der uns mit Recht, o Friede, jauchzen läßt,
Ist dein und deiner Freunde Fest.
Denn dich beschützen sie auf Hamburgs sichern Wällen,
Die, frey und unbedroht, ihr sichers Haupt erhöhn,
Und rings um sich herum nur frohe Fluren sehn,
Wo alle Seegen sich dir willig zugesellen.
Wie ungekränkt, wie fröhlich wohnst du hier!
Wohin du siehst, jauchzt alles dir.

Aria.

Vor dir verschönert sich der Triften stille Wonne.
Mit einem heiterm Blick sieht die erfreute Sonne
In ein beglücktes Thal, wo Muth und Freude tanzt.
An Bächen, die dich fühlen,
Und hüpfend vor dir spielen,
Schweigt dir kein Baum, den du gepflanzt.
Die Saat schießt fröhlich auf, reift zum gewissen Seegen,
Und wächst in Sicherheit der Schnitter Hand entgegen,
Doch keiner andern Hand, als der, der sie gesät.
Auf jeglichen Gefilden,
Die Lenz und Sommer bilden,
Geräth durch dich, was nur geräth.
Dein Nam' ertönt umher aus liedervollen Sträuchen,
Auf Flüssen, die sich still durch reiche Wiesen schleichen,
Auf Flüssen, wo nur dir der Schiffe Donner kracht.
Dir blühen Au und Weide.
Dem Tage giebst du Freude,
Und Schlaf und Sicherheit der Nacht.

Recit.

Dir schmücket sich die lächelnde Natur,
Und keiner, der dich liebt, beschützt dich unbelohnet.
Denn du beglückest jede Flur;
Doch die am herrlichsten, wo auch die Freyheit wohnet.
Dem Volk fehlt noch kein Glück, dem nicht die Freyheit fehlt.
Verlaßne Gegenden, die die Natur versäumet,
Wo nur ein dürftigs Brodt aus armen Boden keimet,
Sehn fröhlich aus, wenn sie der Freyheit Glanz beseelt.
Das unfruchtbarste Thal erfüllet er mit Freuden,

Und macht es fruchtbarn Hügeln gleich.
Die Armuth ist dort frey, und darf nicht viel beneiden.
Kein sklavisch Land ist halb so reich,
Wo Ueberfluß und Seegen weiden.
Und wie beglückt sie nicht ein schon geseegnet Land,
Das nichts umsonst vom Himmel sich erbittet,
Der schon in seinen Schooß mit unsparsamer Hand
Der Güter Reichthum ausgeschüttet!
Dort, wo das Glück den Würdigen gehört,
Ist jede Brust den Freuden aufgeschlossen,
Ein jeder Fleiß belohnt, kein Seegen ungenossen,
Und jeder Seegen neidenswerth.

Aria.

So bald das Schicksal spricht: Hier, Freyheit, sollst
du wohnen!
Entstürzen den geschändeten Thronen,
Vor ihrem Blick Gewalt und Tyranney!
Der Unterthan zittert nicht mehr, ein Eigenthum sich
zu erwerben;
Denn seine Schätze sind sein. Er läßt sie glücklichen
Erben,
Und weis, auch die sind frey.
So bald das Schicksal spricht: Hier, Freyheit, sollst
du wohnen!
Entstürzen den geschändeten Thronen
Vor ihrem Blick Gewalt und Tyranney.

Recit.

O du, der Erde liebster Freund,
Des Himmels bester Sohn, du aller Menschen Glücke,
O Friede, wie erwünscht hat das Geschicke
Dich und die Freyheit hier vereint.

Aria.

Aria.

Hier, wo sich Freyheit und Friede verbinden,
Hier wandelt die Wohlfahrt mit uns in freyen, friedlichen Gründen,
Und unter ihrem Fuß wächst uns der Seegen zu.
Uns fehlen nicht die güldnen Zeiten;
Denn sie begleiten
Die Handlung, der Reichthum, die Ruh.
Hier, wo sich Freyheit und Friede verbinden,
Hier wandelt die Wohlfahrt mit uns in freyen, friedlichen Gründen,
Und unter ihrem Fuß wächst uns der Seegen zu.

Recit.

O wie viel Hoffnungen gebierst du, süsser Friede!
Die Erde sey hinfort dein eigenthümlichs Reich.
Die Völker sind des langen Würgens müde,
Und unser Deutschland theilt dein Glück mit uns zugleich.
Der Krieg ist, fern von uns, des Abgrunds finstern Thoren,
Wo er erzeugt ward, zugeflohn.
Sein Drohn ist ein vergebens Drohn;
Sein Pfeil ist stumpf, und seine Wuth verloren.

Aria.

Des Krieges Donner verstummt vor deinem sanften Liede.
Willkommen, Vater des Glücks, willkommen, liebster Friede!
Nun ist Europa wieder dein!
Versöhnte Völker, die ihr euch zu umarmen eilet,
Und alles, was ihr besitzt, froh mit einander theilet,
Ihr ladet den Ueberfluß ein.

Die

Die Sicherheit, deren Gesang die Waffen nicht mehr
stören,
Bewohnt das fruchtbare Feld, herrscht auf versöhnten
Meeren,
Und schlummert im heiligen Hayn.
Des Krieges Donner verstummt vor deinem sanften
Liede.
Willkommen, Vater des Glücks, willkommen, liebster
Friede!
Nun ist Europa wieder dein!

Recit.

Wo Fried und Freyheit wohnt, da bist auch du zu
finden,
O Handlung, deren Flor der Flor der Länder ist,
Die du des Seegens Quell, der Völker Mutter bist,
Die sich durch dich gesellschaftlich verbinden.
Umsonst hat die Natur, die sie zu trennen scheint,
Dieß Volk in Meeren eingeschlossen,
Ein andres Volk durch Berg und Klippen abgezäunt;
Sie werden doch durch dich vereint!
Durch Meere, die sonst einsam flossen,
Und über sich allein den Himmel wandeln sahn,
Machst du dir einen Weg zu fremden Bundsgenossen;
Und über Klippen eine Bahn.
Dann sehen Völker sich, die sich noch nie gesehen,
Und sind zuerst einander lächerlich.
Sie handeln, eh sie noch einander recht verstehen,
Und nun verstehn sie sich.
Die Schätze, die des Himmels Hand
In einem Lande nur freygebig oft verschwendet,

Nimmst du und führest sie in ein entlegnes Land,
Das seinen Reichthum ihm dafür zurücke sendet.
Wie groß hast du dein Hamburg nicht gemacht!
Durch dich bereichert es der Abend und der Morgen,
Der Süd, die ganze Mitternacht
Mit einem Ueberfluß, der reich genug es macht,
Viel andre Städte zu versorgen.

Aria.

Es sammlet dir der Fleiß der Nationen.
Es ist kein Land; wenn Menschen es bewohnen,
Beglückte Stadt, so ist sein Seegen dein.
Die Sonn' erzieht für dich auf wärmern Hügeln
Ihr bestes Obst, und ihren besten Wein.
Ein jeder Wind dient dir mit seinen Flügeln,
Und führt ein Schiff in deinen Hafen ein.
Es sammlet dir der Fleiß der Nationen.
Es ist kein Land; wenn Menschen es bewohnen,
Beglückte Stadt, so ist sein Seegen dein.

Recit.

Hier hat der Ueberfluß den Wohnplatz sich erkoren.
Die schönste Flur, wo Freud' und Anmuth lacht,
Hat ihn, o Hamburg, dir geboren;
Der Handlung Fleiß für dich ihn groß gemacht.
Ist eine Stadt geseegneter, als du?
Wie strömt er deinen offnen Thoren,
So bald der Tag erwacht, auf Schiff und Wagen zu,
Auf welchen dir von allen Enden,
Und keinem lieber, als nur dir,
Die Nachbarn ihren Reichthum senden!
Was nur Natur und Fleiß erzeigen kann, ist hier!

Aria.

Hier weiden unter belebenden Lüften,
Gesunde Heerden auf sonnigten Triften
In reicherm Klee.
Es zollen, Hamburg mit Wollust zu nähren,
Was nur Geschmack und Gesundheit begehren,
Land, Fluß, und See.

Recit.

Du süsse Ruh, beglückst der Bürger frohe Brust.
In Herzen, welche nicht sich mürrisch dir verschließen,
Erweckst du das Gefühl, und öffnest sie der Lust,
Und lehrest sie genießen.
Der Landmann ist mit dir vertraulich und bekannt.
Er wünscht sich nichts, als Sonnenschein und Regen;
Er baut sein väterliches Land
Und hofft gelassen auf den Seegen.
Er sammlet nur für seine Scheunen ein,
Genießt, was er erwirbt, ist reich, und darf es seyn,
Und seinen Reichthum sehen lassen.
Nicht nur das Land, nein, auch die Stadt ist dein.
Ein unbesorgter Fleiß erfüllet dort die Gassen.
Arbeitend singet dir der muntre Handwerksmann;
Der kleinste Bürger treibt mit Vortheil sein Gewerbe,
Arbeitet, wenn er will, und feyert, wenn er kann,
Und fürchtet nicht, daß er sich nichts erwerbe.
Die Künste wohnen hier beschützet und geehrt.
Die Musen singen hier zufriedene Gesänge,
In denen selbst der Lärm der Handlung sie nicht stört,
Dieß fröhliche, bereichernde Gedränge,
Das auch die Musen hier ernährt.

Es scheinen alle nur dem Reichthum nachzustreben:
So emsig sammlen sie fürs Vaterland ihn ein;
Und dennoch sucht man hier noch mehr, als reich zu seyn.
Man suchet auch zu leben,
Und lernt die Kunst, sich zu erfreun.

Aria.

Dir opfert hier alles, gesellige Freude,
Thal, Hügel, Garten, Wald und Weide,
Die Alster und der Alsterstrand!
Dir hüpfen die Tänze, dir scherzen die Lieder,
Dich, dich hallt jedes Echo wieder!
Hier, Göttinn, ist dein Vaterland!
Dir opfert hier alles, gesellige Freude,
Thal, Hügel, Garten, Wald und Weide,
Die Alster, und der Alsterstrand.

Recit.

Ihr Bürger, seht, der Seegen des Geschicks
Ermüdet nie, auf euch sich zu ergießen.
Doch fehlt' euch noch die Kunst, das Glück auch zu genießen,
So rühmtet ihr umsonst euch eures Glücks.
Raubt euch denn nicht, was euch des Himmels Huld beschieden,
Fühlt euer Glück und preiset ihn.
Der Undankbare darbt, ist immer unzufrieden,
Und fodert erst von Gott, was er ihm schon verliehn.
Sucht nie, nur euch allein zu leben,
Und wißt, ihr habt ein Vaterland.
Dem, dem gehört ihr zu, und, was es euch gegeben,
Das wird betrügrisch ihm entwandt,

Wenn ihr es nur für euch besitzet,
Für euch zusammen scharrt, für eure Lust zerstreut,
Kurz, wenn ihr nicht damit dem Vaterlande nützet,
Und ihm es wiedergebt, noch eh es euch gebeut.
O könntet ihr nur dieß von euren Vätern lernen,
In welchen stets für euch ein treuer Eifer wacht!
Dann würde sich kein Glück von euch entfernen,
Das Städte groß und Bürger fröhlich macht.

Chor.

Nie werde der Himmel uns wohl zu thun müde!
Es daure nun ewig Germaniens Friede,
Und, Hamburgs sichre Wohlfahrt, du!
Stets müssen hier weise Gesetze gebieten,
Stets glückliche Väter die Freyheit behüten
Im Schooß der Freuden und der Ruh!
Uns seegne der Himmel mit redlichen Wächtern,
Und sende durch sie unsern spätsten Geschlechtern
Das Glück, das wir genießen, zu!

Auf das Geburtsfest
des
Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn
HERRN
CARLS,
regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. 1751.
Im Namen des Collegii Carolini.

Cantate.

Aria.

Erwacht, und begrüßt, ihr frohlockenden Chöre,
Den wiederkehrenden Tag, der unserm Glücke gehört,
Mit Tönen, die euch die Freude gelehrt!
Jauchzt ihm, daß **Carl** euch billigend höre,
Der nicht von eurem Gesang die Stimmen des Lobs und der Ehre,
Der nur die Stimmen der Freude begehrt,
Daß selbst der Himmel euch billigend höre,
Den ihr durch Lieder der Freude verehrt.

Erwacht, und begrüßt, ihr frohlockenden Chöre,
Den wiederkehrenden Tag, der unserm Glücke gehört,
Mit Tönen, die euch die Freude gelehrt!

Recit.

Beglückter Tag, den wir vor tausenden erheben,
Den Gott zu unserm Heil vor tausenden ersah,
Du hast uns unsern **Carl** gegeben.
Wie glücklich machst du uns! Tag, du bist wieder da!
Sey jeglichem von uns, die **Carl**, der Weisheit Freund,
In diesen Tempel aufgenommen,
Wo sich, von ihm beschützt, der Künste Chor vereint,
Sey jeglichem von uns willkommen!
Viel tausend Herzen jauchzen dir.
Du sollst auch uns dir dankbar jauchzend finden,
Und deinen Einfluß soll nicht einer mehr empfinden,
Du Tag der Fröhlichkeit, als wir!

Aria.

Wer sieht das Glück, o **Carl**, das Deine Gebiete bewohnet,
Und keinem Wunsche fehlt, und alle Verdienste belohnet,
Wer siehts, und preist nicht ihr Geschick?
Wir sehn es, nicht als müßige Zeugen;
Wir selbst geniessen dieses Glück:
Und sollten es verschweigen?
Wer sieht das Glück, o **Carl**, das deine Gebiete bewohnet,
Und keinem Wunsche fehlt, und alle Verdienste belohnet,
Wer siehts, und preist nicht ihr Geschick?

Recit.

Recit.

Du Vater deines Volks, Carl, der Du so regiereſt,
Daß Deine Herrſchaft Weisheit iſt,
Der Du auch uns den Weg zum Glücke führeſt,
Der Du auch unſer Vater biſt!
Herr, Du verſtatteſt uns, Dein fürſtliches Gemüte,
Den weiſen Geiſt, das Herz voll Menſchenlieb' und Güte
In deinen Augen ſelbſt zu ſehn.
O könnteſt Du ietzt auch in unſer Aller Blicken,
Die Ehrfurchtsvoll auf Dich geheftet ſtehn,
Die Freuden, die uns heut entzücken,
Und unſre ganze Seele ſehn!
Dein Auge würde nichts, als treue Herzen, finden,
Die Deine Güte ganz, ganz ihren Werth empfinden,
Und Dich mit wahrem Dank, aus freyer Lieb', erhöhn.
Der Fremdling ſelbſt, dem ſich, gleich Söhnen Deines Landes,
Hier Deine Gnade nie verſchließt,
Vermißt hier nicht den Reiz des Vaterlandes
Und fühlt kein einzigsmal, daß er ein Fremdling iſt.
Mit allen, welche Dir, durch Dein Geburtsrecht, dienen,
Vereint er heute ſich, Dein freyer Unterthan,
Und ruft der Götter Gott für Dich und Philippinen
Um alle ſeine Seegen an.
Laß unſre Wünſche Dir gefallen!
Das Herz erfindet ſie, und Gott ſpricht ja zu allen.

Chor.

Der du den Ländern Regenten erweckst,
Und ihre geheiligten Häupter bedeckst,
Gott, aller Fürsten und Länder Gebieter!
Du hast uns den besten Regenten verliehn.
Wohlthätiger Vater, erhalte du Ihn,
Vollende den Dank der gerührten Gemüter!
Ihn müsse die Wohlfahrt Charlottens erfreun.
Beglück Ihr Geschlechte; Sie alle sind dein;
Und gieb Ihm die Fülle der würdigsten Güter,

Auf den Geburtstag
Ihro Königl. Hoheit
Anna Amalia,
des kaiserlichen freyen weltlichen Stifts Quedlinburg Abbatissinn.
1759.

Chor.

Dieß ist der Tag, den der Herr gemacht hat.
Laßet uns freuen und fröhlich seyn.

Recitat.

Dieß ist der Tag, der uns **Amalien** gegeben.
Erwünschter Tag, wir jauchzen dir!
Empfangen dich mit Dank, und singen und erheben
Den Gott, der uns durch dich **Amalien** gegeben.
Denn unter ihrem Schatten wohnen wir,
Von ihm geschützt in ungestörter Stille.
Hier würgt kein Schwerdt! der Krieg, sein Schrecken und Geschrey,
Sein Elend und sein Tod, die fliehn vor uns vorbey.
Uns aber krönt des Seegens Fülle.

Aria.

Bringt her dem Herrn, ihr unsre Chöre,
Anbetung, Preis und Dank und Ehre,
Macht alles seines Ruhmes voll!
Vor seines Eifers Schelten
Erzittern die Erden, vergehen die Welten;
Uns aber verbirgt er in seinen Gezelten,
Uns thut er wohl.
Bringt her dem Herrn, ihr unsre Chöre,
Anbetung, Dank und Preis und Ehre,
Macht alles seines Ruhmes voll!

Recitat.

Wir sehn, wir sehn, o Vater, deine Hand,
Die über uns sich nur zum Seegnen breitet.
Und dieser Tag ist uns ein neues Unterpfand,
Daß sie uns neues Heil bereitet.
O lehre selbst uns dankbar seyn!
Lehr uns den Werth des Glücks, das du uns gönnst,
empfinden,
In jedem dich, des Guten Urquell, finden,
In jedem deiner Gnad' uns freun!
Laß unser Auge nie von andern Thränen fließen,
Als nur von Thränen der Erkenntlichkeit!
Und laß dein Herz sich dann nie unserm Flehn verschließen,
So oft es zu dir schreyt!
Auch in den Dank, den wir dir heute bringen,
Mischt sich Gebet; verwirf es nicht!
Wie kannst du es? Es ist voll frommer Zuversicht,
Und muß bis in die Wolken dringen,
Denn es ist ein Gebet der Dankbarkeit und Pflicht.

Aria.

Aria.

Der du von deinen Höhen
Der Götter Schicksal lenkst,
Durch den die Thronen stehen,
Der du den Völkern Seegen schenkst!
Wir beten für **Amalia**!
Erhebe sie unter den Göttern der Erden.
Laß ihrer Jahre viel, viel ihrer Thaten werden,
Durch die sie dich erhebt, groß, ihres Volkes Glück!
Gebeut den Waffen der Streitenden Friede,
Und weise den Krieg in seine Hölle zurück!
Uns aber werde nie wohlzuthun müde!
Und seegne stets **Amalia**!
Der du von deinen Höhen
Der Götter Schicksal lenkst,
Durch den die Thronen stehen,
Der du den Völkern Seegen schenkst!
Wir beten für **Amalia**.

Choral.

Nun danket alle Gott ꝛc.
Der ew'ge reiche Gott ꝛc.
Lob, Ehr und Preis sey Gott ꝛc.

Die Gewalt der Liebe.

Cantate

bey der Eheverbindung eines Freundes

1749.

Aria.

Das Fest geht an! Es tönen schon
Die Lieder und das Spiel,
Und mächtig herrscht ein jeder Ton
In jede Brust Gefühl!

Es tönt der muthige Gesang
Hoch durch den ganzen Saal,
Wie der, von dem Olymp erklang
Beym Göttervollen Maal.

Denn was hier tönet, tönt von dir
Cytherens Königinn.
Dich, starke Liebe, singen wir,
Der Herzen Siegerinn!

Recitat.

Wer ist der Einsame, der Freunden, die ihm gleichen,
Sich aus den Armen stielt, und ihre Scherze flieht,
Und unter jenen finstern Sträuchen
Tiefsinnig irrt, wo auch die Sonne kaum ihn sieht?

Sein

Sein ernsthaft Auge klagt; und stillentfallne Zähren
Verkündigen sein tiefempfundnes Leid,
Und Seufzern kann er nicht, ihm zu entfliehen, wehren,
Ob er dem Herzen gleich gebeut.
Sein ungehorsam Herz gehorcht nur dir, o Liebe.
Dein Trieb verschlingt in ihm die andern schwächern Triebe,
Nur du bist sein Gesetz, sein ganz Gefühl ist dein.
Er preiset dich und deine Leiden,
Entsaget ohne Reu den Scherzen und den Freuden,
Und will gern traurig seyn.
Wenn aber die, für die sein Herz empfindet,
Und ausser der er nichts begehrt,
Wenn die Geliebte nun den stillen Wunsch erhört,
Ihn ihrer Liebe würdig findet,
Und ihre Zweifel überwindet,
Wenn ihm ihr Blick nur Liebe spricht;
Wie glücklich ist er nicht!

Aria.

Die Liebe verkündigt euch, zärtliche Herzen,
Ein sanft Gefühl noch nie empfundner Schmerzen,
Und mit Entzücken lohnt sie euch.
Wenn Augen voll Liebe sich zärtlich begegnen,
Und beyde sich, daß sie sich fanden, seegnen,
Was ist denn euern Freuden gleich?
Nur eine der Zärtlichkeit günstige Stunde,
Ein Kuß, ein Wort von dem geliebten Munde
Ist euch mehr, als ein Königreich.
Die Liebe verkündigt euch, zärtliche Herzen,
Ein sanft Gefühl noch nie empfundner Schmerzen,
Und mit Entzücken lohnt sie euch.

Recit.

Recit.

Und wenn zuletzt der große Tag erscheint,
Und Seelen, die sich zugehören,
O Liebe, durch dein Band vereint;
Was kann dann ihre Freude stören?
Was fehlt dem Leben wohl, dem nicht dein Glücke fehlt?
Nun schleichen ferner nicht die ungenützten Stunden
Verdrießlich um sie her, vom Eckel nur empfunden,
Der ihre trägen Schritte zählt.
Sie suchen sich nicht mehr: Sie haben sich gefunden.
Sie sind auf-ewig nun verbunden,
Und ungenützt und unempfunden
Verschwindet ihnen nicht ein einz'ger Augenblick.
Denn jeder, der entflieht, ist Glück.

Aria.

Dich hat der Himmel dem Leben
Zur besten Gefährtinn gegeben,
Beglück, o Liebe, jede Brust!
Vergilt den deinigen die hingeseufzten Tage,
Und jede stille Klage
Mit tausendfacher Lust!

Fabeln

und

Erzählungen.

Gedichte.

Bias.

1747.

Nicht jedes Herz ist zum Gebete tüchtig.
Gott will ein Herz, das ihn getreu verehrt,
Und das nicht erst die Noth gezwungne Seufzer lehrt.
Sonst ist kein Mensch dem Herrn so wichtig,
Daß er, so bald er ruft, gleich hört.
Der falsche Frevler sollte schweigen,
Der sonst nicht nach dem Höchsten fragt,
Und nur, wenn ihn die Noth von allen Seiten plagt,
Sich Mühe giebt, sein Knie geschickt zu beugen,
Und schnell zu ihm: Herr, hilf mir! sagt.
Ich weiß nicht, ob mir dieß viel Christen zugestehen,
Die mit so stolzer Zuversicht
Vom Laster zum Gebete gehen,
Und, wenn sie wollen, kühn zum Gott der Götter flehen,
Er mag sie hören, oder nicht.
Doch wollten sie Exempel hören,
So könnte sie der fromme Bias lehren.
Er war ein Menschenfreund, und reich, doch nicht für sich,
Wie unsre christlichen, doch unbarmherz'gen Reichen.
Er ließ sich noch durch andrer Noth erweichen,
Die oft, besiegt, vor seiner Hülf' entwich.

Kurz, er war unter seinen Heiden
Als ein großmüth'ger Mann bekannt.
Doch, ob er den Beruf zum Beten auch verstand,
Mag die Geschicht' entscheiden.

Er schifft einmal mit andern übers Meer,
Die eben nicht die frömmsten waren.
Sie waren schon sehr weit gefahren,
Als schnell ein Sturm entstand. Der schwarzen Wogen Heer
Empörte sich, und schien das Schiff fast zu bedecken.
Es zitterte das Volk, und lief, vom wilden Schrecken
Geängstigt und gejagt, unruhig hin und her.

Die Frevler, die zuvor der Zukunft sicher lachten,
Und, als der Sturm noch schwieg, an die Gefahr nicht dachten,
Erblaßen ietzt und schreyn: Es ist um uns gethan!
Und flehn die Götter weinend an,
Daß sie durch ihr Gebot die Fluten zähmen sollen,
Und fragen umgestüm, ob sie nicht helfen wollen.
Fast lächerlich klagt stets der Kaufmann um sein Gut,
Und wirft ein Theil davon mit Heulen in die Flut,
Und seufz't nicht einmal um sein Leben.
Insonderheit scheint sich ein Freygeist zu bestreben,
Die Götter gleichsam taub zu schreyn;
Er, der sonst nur an sie, sie zu vergessen, dachte,
Und stets, bey einem Becher Wein,
Durch langes Schwelgen kühn, was göttlich hieß verlachte.

Kurz, alle schrien in der Gefahr,
Und der am eifrigsten, der der Verrucht'ste war.

Der Weise ließ sich nicht in seiner Ruhe stören,
Und ehrte mit Gelassenheit
Die Macht, durch die allein die Winde sich empören.
Schweigt, fieng er endlich an, ist nun erst Betens Zeit?
Laßt ja die Götter nur nicht hören,
Daß ihr auf diesem Schiffe seyd.

Der Vater und Aristippus *).

1747.

Was ist der Väter größte Pflicht?
Ists etwan die, sich Güter zu erwerben,
Daß unsre Söhne gräflich erben,
Und einst, zwar unbeklagt, doch wohlbegüttert sterben?
O nein, das ist sie nicht!

Durch einen klugen Unterricht
Den schwachen Trieb zur Tugend anzufachen,
Früh über ihren Geist zu wachen,
Und ihn nur mit dem Schatz der Weisheit reich zu machen,
Das ist der Väter Pflicht.

Indessen scheinen dieß viel Väter nicht zu wissen.
Daß sie ihr Haus versorgen müssen,
Erinnern sie sich zwar noch aus der Bibel wohl;
Doch, daß man für den Geist der Seinen sorgen soll,
Ist eine Pflicht, an die sie selten denken.
Denn, was sie dann und wann, der Mode gleich zu seyn,
Dem Unterricht der Kinder weihn,
Das glauben sie nur wegzuschenken.

Das

*) Da in den Bremischen Beyträgen, in welchen diese Erzählung zuerst abgedrucket worden, keine Namen der Verfasser stehen: so ist der Herr Prof. Huber entschuldiget, daß er solche in dem I Th. seiner Poesies Allemandes dem Herrn Schlegel zugeschrieben hat.

Das glaubt' auch jener weise Mann,
Der reich war, und dabey klug, wie ein Reicher dachte;
Und alle Künste stolz verlachte,
Die einzige nur nicht, wie man gewinnen kann.
Er kam zum Aristipp, dem Weisen Griechenlandes,
Der mit der Schärfe des Verstandes
Des Witzes Artigkeit verband,
Und den, so viel er auch, so gründlich er's auch wußte,
Der stolze Hof dennoch bewundern mußte,
Ja, was noch mehr, auch liebenswürdig fand.
Ihm wollt' er seinen Sohn zu unterrichten geben;
Denn Aristipp war freylich ein Pedant.
Allein, was schadet das? Ihn rühmt das ganze Land,
Die Ehre möcht' er auch an seinem Sohn erleben.

Er geht also zu ihm, nicht so gedankenvoll
Wie sonst, wenn er Contrakte schließen soll.

Ich hör' euch, fängt er an, ja allenthalben preisen;
Ihr solltet meinen Sohn ein bischen unterweisen,
Herr Aristipp, wie viel nehmt ihr dafür?
Freund, spricht er, ein Talent. Was Herr? Was fordert ihr?
Ist der Verstand so theu'r? Das sollt' ich doch nicht meynen.
Der beste Sklave kömmt nur ein Talent zu stehn.
Gut, gut, sprach Aristipp geht hin, und kauft euch einen,
So habet ihr der Sklaven zween.

Der Richter und sein Sohn.

An den seel. Herrn Brockes.

1747.

Freund der Gerechtigkeit, der du durch Menschenliebe
Die Menschen dir zu Freunden machst,
Und, unbelohnt, aus unerkauftem Triebe,
Stets wohlthust, wo du kannst, und stets das Recht bewachst!
Ich habe nicht Beruf, in unsrer güldnen Zeit,
Wo nichts so unnütz ist, als Lehren,
Die wenigen, die noch die Tugend nicht verehren,
Und Diener der Gerechtigkeit,
Die dann und wann vielleicht die Rechte noch entweih'n,
Zu unterweisen, zu bekehren.
Sonst wollt' ich sie nur durch dein Beyspiel lehren,
Ein Menschenfreund und stets gerecht zu seyn.
Doch in dem Amt, die Laster zu bekriegen,
Verspricht mein Witz sich wenig Glück.
Jetzt will ich nur auf einen Augenblick
Durch eine Fabel dich vergnügen.
Doch, wenn ich auf der Bahn, die mir noch fremd ist, fehle,
Wenn ich, indem mein Vers dich zu ergetzen meynt,
Zu trocken bin, und dich nur quäle:
So bitte deinen würdgen Freund,

So bitte Hagedorn, der seiner großen Pflichten,
Durch Fabeln uns zu unterrichten,
Schon lange zu vergessen scheint.
Es wird dir nicht an Gründen fehlen;
Er wird von neuem dir und uns zugleich erzählen.

Ein Richter hatte lange Zeit
Sein Ehrenamt geführt, und manchen schweren Streit,
Oft langsam, oft geschwind, geschlichtet;
Und kurz, was soll ich viel durch Umschweif' ihn erhöhn?
Er war erfahren gnug, die Rechte zu verstehn,
Und hatte sich schon reich gerichtet.
Sein Sohn, den er zu gleicher Würd' erhoben,
War jung, gewissenhaft, und nicht so klug, als er.
Ihm fiel noch gar zu oft die Untersuchung schwer,
Und dann ward stets von ihm das Urtheil aufgeschoben.
Erinnerte man gleich mit wicht'gen güldnen Gründen
Ihn an das Recht und seine Pflicht;
So wußt' er oftmals doch sich nicht heraus zu finden,
Wer Recht hatt', oder nicht.
Nur von sich selbst ließ er sich oftmals hintergehen.
Er glaubte manchmal bald den Handel zu verstehen,
Und dann entschied' er ihn, wenn ihn auch keiner trieb.
Er wußte gar noch nicht zu leben,
Noch jedem Stande das, was ihm gebührt, zu geben;
Denn jeder Stand war ihm gleich lieb.

Den Vater dauerte der Sohn,
Und täglich sucht er ihm die Klugheit zu erheben.
Wer dächte nicht, sein Beyspiel hätt' ihm schon

Anleitung gnug dazu gegeben?
Und dennoch schien der Unerfahrne nicht
Den väterlichen Rath zu fassen.
Um ihn nicht länger dumm zu lassen,
Entschließt der Vater sich, den nöth'gen Unterricht
Begreiflicher und kräft'ger abzufassen.

Sohn, spricht er einst zu ihm: So jung ihr auch noch seyd,
So kennt ihr doch die Wichtigkeit
Des Amts, das ich so lange nun bekleide.
Sohn, ihr seyd, was ich bin; seyd meines Alters Freude,
Seyd eurer Würde werth, und schickt euch in die Zeit!
Ihr zweifelt doch wohl nicht, daß ich in dreyßig Jahren,
Da ich mein schweres Amt nicht ohne Ruhm geführt,
Ein bischen mehr, als ihr, erfahren,
Und weis, was sich gebührt?
Das Recht vertraut uns seine Wage,
Die unsre Hand im Gleichgewicht erhält.
Seyd fleißig im Beruf, und suchet auf der Welt
Nicht etwan viele gute Tage!
Arbeitsam muß man seyn. Wie wär' ich sonst so reich?
Vor allen Dingen rath ich euch,
Stets als ein kluger Mann, an euer Haus zu denken,
Und die Gerechtigkeit umsonst nicht weg zu schenken.

Der Sohn erstaunt; dergleichen Unterricht
Vermuthet er von einem Vater nicht:
Was sagen sie? So rathen Sie mir wohl,
Daß ich das Recht verkaufen soll?
Sie werden mich versuchen wollen?

Ich sehe wohl, daß ihr sehr unerfahren seyd;
Denn so was herrliches, als die Gerechtigkeit,
Wird man doch nicht umsonst vergeben sollen.

Der Doktor und der Maler.

1747.

Die Malerey, des Pinsels Zauberkunst,
Die wir, und neben uns die Fürsten so erheben,
Durch die noch iezt die Titiane leben,
Samt allen, welchen ihre Gunst
Ein Theil der Ewigkeit, die sie erlangt, gegeben,
Ist wohl nur eine schlechte Kunst.
Denn die Gelehrten achten sie
So wenig, als die Poesie.

Doch wer wird stets so philosophisch seyn?
Der Wunsch sich abgemalt zu sehen,
Fiel auch einst einem Doktor ein,
Der doch sonst Stolz genug, die Malerey zu schmähen,
Und, weil er nichts, als Lehrgebäude, las,
Auch Gründlichkeit genug besaß,
Von ihrer Kunst nichts zu verstehen.

Es fällt ihm ein: Der große Mann
Legt die Systemata und seinen Ernst bey Seite,
Studirt sich heitre Mienen an,
Und sorgt, daß jede viel bedeute.

Der Künstler macht ein Meisterstück,
Das Lob der Kenner zu erstreben,
Vergißt nicht, jedem Zug ein neues Licht zu geben,
Und läßt allein die mürrischen zurück.

Indessen währt die Zeit dem Doktor ziemlich lange.
Was? denkt er, ein Gemäld' erfordert so viel Zeit?
Ich schriebe ja indeß ein Buch voll Gründlichkeit.
Sollt' er es auch verstehn? Gewiß, mir wird schon bange.
Wiewohl, der Schad' ist noch nicht mein.
Ich hab' ihm ja noch nichts bezahlet.
Herr Maler, wenn er mich nicht, wie ich wünsche, malet,
So kriegt er nichts, und das Gemäld' ist sein.

Der Maler läßt ihn erst sich eine Zeitlang quälen,
Ob er ihm gleich fast täglich Boten schickt.
Von einem Doktor läßt kein Künstler sich befehlen,
Der Doktor muß verziehn, so schlecht es sich auch schicket.

Sein ungeduldiges Verlangen
Wird endlich, obgleich spät, erfüllt.
Kein junges Mädchen sieht so eitel ihre Wangen
Aus ihrem Spiegel ihr verliebt entgegen prangen,
Als dieser Philosoph sein Bild.
Er weis an ihm sich gar nicht satt zu sehen.
Schon würdig't er die Maler seiner Gunst,
Und scheut sich nicht mehr, zu gestehen,
Es sey die Malerey der Künste schönste Kunst.

Er läßt den Maler zu sich bitten,
Setzt sich mit ihm vertraulich zum Kamin,
Und weis ihn ietzt so sehr mit Lob zu überschütten,
Als er ihm sonst verächtlich schien.

Zuerst bezahlt er ihn mit acht bis neun Dukaten,
Dann sagt er mehr, als zwanzigmal:
Nun, Ihr Gemäld' ist wirklich schön gerathen.
Er preist den feinen Strich, der Farben kluge Wahl,
Und wiederholt das Lob, womit er ihn beehret,
Sehr oft, weil er davon nur wenig sagen kann.
Der Künstler hört sehr kalt die Schmeicheleyen an,
Weil er viel beßre schon gehöret.
Er fiel ihm oft bescheiden ein,
Und wollte seines Lob's gern überhoben seyn.

Ist Ihnen, fängt er an, der Künstler auch bekannt,
Der ietzt in unser Vaterland,
An Friedrich Augusts Hof der Griechen Künste bringet,
Der, wie Praxiteles, kühn die Natur bezwinget,
Und durch des Meißels Zauberkraft
Aus einem Steine Menschen schafft?

Sehr gründlich fängt der Doktor an zu lachen,
Ich kenn' ihn nicht, spricht er, doch glaub' ich dem Bericht!
An Künsten, welche nur die Menschen eitel machen,
Fehlt es ja unserm Hofe nicht.

Der Maler wird erzürnt, will schon ihn widerlegen,
Doch der Gelehrten Einfalt wegen
Faßt er sich bald, tritt langsam an die Wand,
Langt sein Gemälde her, und wirft mit schneller Hand
Sein Meisterstück gelassen in das Feuer.
Herr Doktor, fängt er an, wer so von Künsten spricht,
Wie Sie, den mal' ich nicht;
Denn meine Farben sind mir dazu viel zu theuer.
Hier ist ihr Geld. Sie haben wohl gedacht,
Mich überflüßig zu bezahlen.
Doch, es ist nicht der Geiz, der uns zu Künstlern macht:
So bald Sie klüger sind, will ich umsonst Sie malen.

Er gieng' und ließ den Doktor stehn,
Und im Kamine sich zu Asche werden sehn.

Wo finden Künste würd'ge Richter?
Auch der Gelehrte selbst sieht oft verkehrt sie an.
Der Maler ist bey ihm ein guter Handwerksmann,
Und auf den Maler folgt der Dichter.
Sie sind von gleicher Würdigkeit,
Denn beyde treiben eitle Künste.
Des einen Farbentand, des andern Hirngespinnste
Verderbt, gleich unerlaubt, die Zeit.

Alceste, der du so sehr die armen Dichter schmähest,
Wie kränkt es mich, daß du nicht ihren Werth verstehest!
Dein Tadel macht noch mehr die dummen Köpfe dumm.
Alceste, ich gäbe viel darum,
Könnt' ich nur dich, du großer Mann, gewinnen.

Allein, ich weis kein Mittel auszusinnen.
Du thust der Poesie zu viel.
Sie schickte sich sehr schön, wenn sie dir nur gefiel,
Dein Lob der Erde zu erzählen.
Nicht wahr? die Poesie ist eine schöne Kunst,
Und sie verdient auch der Gelehrten Gunst;
Man muß allein für sie den rechten Vorwurf wählen.

Jedoch, ich kenne meine Pflicht.
Wer so, wie du, von Künsten denkt und spricht,
Alceſt, den lob' ich nicht.

Der

Der gereiste Freygeist.

1747.

Ein Freygeist fand auf seinen Reisen
Die Laster, die er sah, so schön,
Daß er sich Mühe gab, sie alle zu begehn,
Und überall den Leuten anzupreisen.
Er war zwar in der That zu vielen noch zu dumm,
Und, übt' er gleich sich selbst, den Schöpfer zu verhönen,
So konnt' er dennoch sich nicht recht dazu gewöhnen,
Er zittert' insgeheim, und wußte nicht, warum?
Allein, sein Witz ließ es ihm nicht an Lastern fehlen,
Sie wenigstens ruhmredig zu erzählen.
Es war ein Unglück, eine Pein,
Bey diesem Gecken nur zu seyn.

Von Mädchen, die er nur gesehen,
Und alsobald unkeusch und schlau gemacht,
Der Aeltern Wachsamkeit geschickt zu hintergehen;
Von nur durch ihn zerriß'nen Ehen;
Von Müttern, die ihm selbst die Töchter zugebracht,
Und, wenn er sie verführt, darüber nur gelacht;

Von

Von Schuldnern, die er oft selbst vor Gericht betrogen;
Von Priestern, denen er die Hälse vollgelogen;
Von Geistlichen, die er im Beichtstuhl aufgezogen:
Von allem, was man nur mit Schrecken denken kann,
Hub er stets die Erzählung an.
Und suchte bey dem Laster Ehre,
Als wenn das Laster Tugend wäre.
Was kaum von Hunderten geschehn,
Schrieb er allein sich zu, durch Laster groß zu scheinen.
Jedoch man konnte leicht die ganze Lüge sehn,
Und er betrog durch sein Gewäsch nicht einen.

Einmal erzählt' er auch auf einer Gasterey,
Wo Märchen sonst am leichtesten gerathen,
Mit frechem Stolz und mit Geschrey,
Von seinen Heldenthaten.
Er schrie umsonst. Man glaubt' ihm nicht.
Insonderheit sah ihn mit fürchterlichen Mienen,
Ein Bürger, der ihm sonst sehr still und fromm geschienen,
Steif und bedächtig an, und oft sprach sein Gesicht:
Herr Prahler, wir sind nicht so dumm, und glauben ihnen.
Der Schwätzer merkt es bald, und fieng sehr ernsthaft an:
Mein Herr, Sie dürfen nicht an der Erzählung zweifeln,
Die Ihnen zwar unglaublich scheinen kann,
Jedoch! = = Hier schwur er ihm bey Gott und allen Teufeln,
Er dürfe nicht an der Erzählung zweifeln.

O nein,

O nein, mein Herr, versetzt der alte Mann,
Ich sehe nicht, weswegen Sie so schwören?
Ich sage ja kein Wort, und zweifle nicht daran,
Und lasse die Geschicht' und Sie in ihren Ehren.
Indessen bitt' ich Sie, erzählen Sie nicht mehr.
Weswegen zwingen Sie zum Beyfall uns so sehr?
Sie sind, glaubt man ihr Märchen nicht,
Ein Prahler, schwören Sie, so viel Sie immer wollen.
Doch wenn wir Ihnen glauben sollen,
So sind Sie gar ein Böswicht.

Der Bürger schwieg. Den Freygeist traf der Lohn,
Der seines gleichen trifft, ein allgemeiner Hohn,
Ja, man verabscheut' ihn, als einen Uebelthäter,
Der es für rühmlich hielt, ein Räuber und Verräther,
Und was vielleicht noch ärger ist, zu seyn,
Wär' er dazu nicht noch zu klein.

Ein Prahler, welcher nur, uns zu gefallen, lüget,
Macht sich nur lächerlich, wenn er uns nicht betrüget.
Allein ihr, deren Witz allein die Bosheit ist,
Und die ihr eure schwarzen Zungen
Durch jahrelangen Fleiß zu Gotteslästerungen
Sehr mühsam angewöhnt, vermeßne Prahler, wißt,
Daß ihr gehaßt, nicht nur belachet werden müßt.

Man haßt euch, man erschrickt vor euren Bubenstücken,
Nicht, weil man glaubt, daß euch so viele glücken;
Nein, es erschrickt in uns die Menschlichkeit,
Daß euch das Laster so vergnüget,
Daß ihr mit Angst und mit Beschwerlichkeit
Was ihr nur könnt, auf euch zusammen lüget,
Damit man glaubt, daß ihr der Menschen Abschaum seyd.

Kayser Julianus,

der Abtrünnige.

1747.

Wie süß sind nicht der Schmeicheleyen Stimmen!
Sie schleichen sich in uns; wir widerstreben nie,
Wir hören ihnen zu, ja wir erwarten sie,
Und eine Schmeicheley kömmt selten uns zu früh.
Doch wüßten wir den Werth derselben zu bestimmen:
Wir würden wider sie ergrimmen.

Ein Schmeichler ist, ihr Großen, glaubt es mir!
Ein falsches zahmgewöhntes Thier,
Das jedem liebkost, der es nähret,
Und dann am freundlichsten, so oft es was begehret,
Das, wenn es scherzt, am fürchterlichsten ist,
Schnell nach der Hand, die es ernähret,
Sie freundlich zu verwunden, fähret,
Doch gleich die Wunde wieder küßt.

Ihr armen Großen, dauert mich!
Ihr seyd groß; doch dabey nicht so beglückt, als ich.
Euch gab des Schicksals Zorn in euren Schmeichlern Feinde;
Mir schenkt es, statt der Schmeichler, Freunde.

Ihr Lob und Tadel nützet mir.
Ich will mein Lob auch ihnen nur erlauben;
Denn ihnen darf ich glauben.
Doch wem, ihr Großen, glaubet ihr?
O wolltet ihrs euch einmal unterstehen,
Und in das Herz von euren Freunden sehen!
Ich weis, euch nähm' ein edler Unmuth ein;
Ihr würdet ihre Feinde seyn.

Indessen dünkt mich nicht, daß euch Exempel fehlen
Von Fürsten, deren Herz sich nie dadurch entehrt,
Daß es die Schmeichler gern gehört.
Ich dürft' euch nur vom Sigismund erzählen,
Der Könige die Kunst zu herrschen lehren kann.
Doch euch kann schon vielleicht der Kayser **Julian**,
Der Christenfeind, der Abgefallne, lehren,
Die Schmeicheleyen nicht zu hören.

Er, welcher kühn dem Gott der Götter widerstand,
Und sich bewaffnete, den Ew'gen zu bekriegen,
Ob ihn gleich der, durch den die Völker siegen,
Der Galiläer überwand,
Er dachte doch an seinen Stand.
Den Zepter trug er nicht vergebens in der Hand,
Er wollte Kayser seyn, recht strafen, recht belohnen,
Den Armen nicht verschmähn, den Großen nicht verschonen.
Er war gerecht, zum mind'sten nach dem Schein.
Muß man nicht auch vielleicht den Schein der Tugend ehren?
Wenn alle Könige gerechte Herrscher wären,

Und

Und wären sie es auch zum Schein:
Es würden, wie mich dünkt, mehr Länder glücklich seyn.

Als dieser Kayser einst ein billig's Urtheil sprach,
Pries ihn der Hof, und ward nicht satt, ihn zu erheben.
Die Größern fiengen an, die Kleinern folgten nach,
Den Größern das Gewicht zu geben.
Der Kayser hört' es an, und sprach:
Mich würde dieses Lob entzücken;
Wüßt' ich, es könnten die, die ietzt mich so erhöhn,
Ein einzigmal sich unterstehn,
Mit gleichem Muth mir mein Vergehn
Und das entweihte Recht freundschaftlich vorzurücken.

Nimmt euch, ihr Fürsten, noch das Lob der Schmeichler ein?
Würd' einer derer, die euch preisen,
Ein einzigmal so muthig seyn,
Euch eure Fehler zu verweisen?

Der Freygeist, der Philosoph und der Dichter.

1747.

Es ist so leicht nicht, als es scheint,
Dem Leser stets was Neues zu erzählen,
Und der die Regel gab, war wohl kein Dichterfreund.
Wie schwer ist nicht schon dieß, die Helden sich zu wählen?
Es wird uns freylich zwar nicht leicht an Narren fehlen,
Jedoch von einigen läßt sich so schwer erzählen,
Als der, der es nur liest und lacht, gewiß nicht meynt.
Ich bin den langen Zweifeln feind,
Und will für diesesmal, um mich nicht viel zu quälen,
Den Freygeist und den Dichter wählen.

Ja, ja, fällt Lälius, ein Philosoph, mir ein,
Du hast sehr gut gewählt! Der Freygeist und der Dichter,
Das sind zween würd'ge Bösewichter.
Denn, ist der Freygeist gleich nicht allemal ein Dichter,
So wird der Dichter doch gewiß ein Freygeist seyn.

Ich lasse mich nicht gern mit Philosophen ein,
Und sinn' ietzt nur, wie ich bald die Geschicht erzähle.
Doch, daß es ihr nicht ganz an klugen Leuten fehle,
Wird mir Herr Lälius verzeihn,
Wenn ich zum dritten Mann den Philosophen wähle.

Die drey also vereint einmal das Glück,
Und zwar, der Fabel nach, beym Weine.
Dem Dichter glückt ohn' ihn kein Meisterstück,
Der Freygeist dächt' ohn ihn so dumm, wie die Gemeine,
Und der Philosophus studirte sich zum Steine,
Zög' ihn nicht dann und wann des Weins Geruch zurück.

Der Freygeist, wie man denken kann,
Fieng alsobald zu disputiren an.
Er hatte hie und da ein Schimpfwort aufgefangen,
Mit diesem that er groß, und sprach den Pfaffen Hohn.
Er schwur wohl hundertmal: Durch die Religion
Ist niemals noch ein Kluger hintergangen!
Für das gemeine Volk ist sie ein guter Zaum,
Ich will ihm auch den Zaum nicht nehmen.
Doch wir, wir sollten uns der Kindereyen schämen,
Denn man weis es schon längst, sie ist doch nur ein Traum.
Was wollen sich noch viel die Theologen regen?
Sie sollten, dünkt mich, selbst doch sehn,
Daß sie die Sache nicht verstehn.
Wolf selbst kann mich nicht widerlegen.

Ich waffne mich mit der Philosophie,
Und mit der Wesen ersten Gründen.
Der Philosoph löst meine Zweifel nie,
Und suchet sich umsonst heraus zu winden.
Die Möglichkeit von einer ew'gen Welt — —

Bis hieher hatte noch der Philosoph geschwiegen;
Jetzt aber soll nicht mehr die Wahrheit unterliegen.
Er läßt das Weinglas stehn, und rüstet sich zu Siegen,
Nicht anders, wie ein kühner Held,
Dem, da er im Gezelt noch trinket,
Schnell die Gefahr, das Schwerdt zu ziehen, winket.

Der Weise führte seinen Streit,
Mit viel methodischer, weitläuft'ger Gründlichkeit,
Entwickelte sorgfältig die Ideen,
Und, ob darauf kein Mensch gleich Achtung gab,
So handelt' er dennoch sein Thema bündig ab,
Und sprach nichts, als Theodiceen.
Ihn übertäubte stets des Andern Siegsgeschrey.
Der Freygeist rief nur einmal: Narrenspossen!
So fiel sogleich der ganze Tisch ihm bey,
Und jeder Schwur erwarb ihm neue Bundsgenossen.

Der Dichter hörte zu, er ließ den Freygeist schreyn,
Und trank, als wär er ganz allein,
Beruhig seinen Wein.

Dem Philosophen wird schon bey dem Streite bange.
Er hofft ietzt nicht mehr auf den Sieg.
Er sieht den Dichter an, der noch beständig schwieg,
Und spricht: Was schweigen Sie denn heute schon so lange?
Vertheid'gen Sie doch die Religion.
Ich höre zu, spricht der, so oft sich Klüg're zanken,
Und ich entscheide stets den Streit nur in Gedanken.
Doch diesen Streit entschied man mehrmal schon.

Ha! fängt der Freygeist an, da können Sie es hören.
Sie können jetzund zween, vielleicht noch mehr, bekehren.
Ja, ja! vertheid'gen Sie doch die Religion!
Sie werden sich die Mühe wohl nicht nehmen.
Sie sind zu klug dazu. Ich merk' es lange schon.
Verstellen Sie sich nicht! Man darf sich ja nicht schämen,
Mit wenig Leuten klug zu seyn.

Mein Herr, fiel hier der Dichter ein,
Wär' es nicht gut, Sie ließen mich nur schweigen?
Man schweigt ja wohl aus Höflichkeit,
Nicht, weil man denkt, wie Sie, noch auch, weil man Sie scheut.
Ich wage freylich nicht mit Ihnen einen Streit.

Denn Sie sind nicht zu überzeugen.
Ein Freygeist Ihrer Art ist meistens so gelehrt,
Daß er das Gegentheil nicht hört.

Der Freygeist schwieg, und schlug die Augen nieder,
Und wagt' es nicht die andern taub zu schreyn.
Des Philosophen Stirn erheiterte sich wieder,
Und der Poet trank ruhig seinen Wein.

Euripides.

An
Herrn J. A. Cramer.
1747.

Dem Himmel nicht mehr fremd, und deiner Kraft gewiß,
Mit einem kühnen Flug, der Pindarn mit sich riß,
Schwingst du dich, Freund, in unbekannte Höhen.
Du singst; dir hört entzückt der seltne Kenner zu:
Den Pöbel weckst du auch zuweilen aus der Ruh:
Er schläft noch halb, und glaubt dich zu verstehen.
Du singst noch; schon verliert er dich aus dem Gesicht,
Schläft ruhig wieder ein, und hört dich weiter nicht,
Und hat nicht Lust dir nachzusehen.

Hör' auf, o Freund; es wird dein lehrender Gesang,
Der niemals in mein Herz, ohn' es zu bessern, drang,
In keiner Brust ein Vorurtheil zernichten.
Die Menge, welche dir und deinem Aug' entflieht,
Wenn es aus seiner Höh auf sie herunter sieht,
Hat Stümper gnug, dein hohes Lied zu richten.

In

In unsrer güldnen Zeit ist jeder Leser klug,
Und du bist noch zu klein, auch wohl nicht klein genug,
Die stolze Welt zu unterrichten.

Doch du singst fort, und suchst das Lob der Meisten nicht,
Zufrieden, wenn von dir ein einz'ger Kenner spricht,
Und Secretär und Antichamber schweigen.
Doch, Freund, der schweigt nicht stets, der dich nicht fühlen kann.
Wer kaum dich liest, maaßt sich das Amt des Richters an,
Und hat ein Recht, die Fehler anzuzeigen.
Soll man kein einzigsmal der Menge widerstehn,
Ihr, wie Euripides, beherzt entgegen gehn,
Und ihren Hochmuth niederbeugen?

Du kennst den Dichter wohl, zu dem Athen sich drang,
Wenn er die mütterlichen Schmerzen
Der edlen Hekuba besang,
Und aus des wilden Volkes Herzen
Die Unempfindlichkeit verdrang,
Und ganz Athen mit ihr zu weinen zwang.
Du weist, daß Sokrates, der erst den Dichter lehrte,
Ihn oft besucht, entzückt den Schüler hörte,
Und, wenn der Schüler dann den Lehrer unterwies,
Dem Volke seine Weisheit pries,
Und nicht befürchtete, daß ihn dieß Lob entehrte.

Uns Deutschen fehlt auch kein Athen.
Doch, wenn Euripides ietzt sänge,
Meynst du, daß ihm auch seine Kunst gelänge,
Und er das Volk zu Thränen zwänge?
Freund, würde man ihn auch verstehn?
Der Philosophen Zahl ist bey uns nicht geringe:
Würd' Einer wohl vor seinen Schauplatz gehn?
Doch wer bekümmert sich um ungewisse Dinge?

Es ist zwar wahr; nicht jede Zeit
Hat ihren Sokrates; indessen hat der Dichter
Zu allen Zeiten seine Richter.
Sind's keine Sokrates: so sind es andre Richter.
Ihr Ausspruch geht zuweilen weit,
Und selbst Euripides war nicht davon befreyt.

Sein Lied war reich an weisen, starken Sprüchen,
Vor denen schnell aus jeder Brust
Des Pöbels Absicht, Hoffnung, Lust,
Und niedre Meynungen entwichen.
Ich weis nicht, wie es kam, daß einer von den Sprüchen
Einmal dem ecklen Volk misfiel.
Vermuthlich war er schön. Genug, die Menge wollte,
Daß der Poet aus seinem Trauerspiel
Den unglückselgen Vers auf ewig bannen sollte.
Sie stampften ungestüm, und schrien;
Denn ihnen fehlten nicht die heut'gen guten Sitten:
Sie stampften; der Poet erschien.

Die Menge schwieg, mit Ehrfurcht sah sie ihn;
Denn er kam nicht, um Fehler abzubitten.
Auf seiner Stirne saß die edle Zuversicht.
Mit der ein großer Mann von seinem Werthe spricht.

Was fordert ihr von mir? sprach er: Ihr kennt mich nicht.
Meynt ihr, daß ich, die Zeit euch zu vertreiben, dichte?
Ich schreibe, daß ich euch, ihr Bürger, unterrichte,
Nicht, weil ich von euch lernen will.

Er sprachs, und schlug dadurch des Volkes Hochmuth nieder.
Man scharrte nicht; die Schreyer schwiegen still,
Und forderten von ihm dergleichen nimmer wieder.

Antigenidas.

An Herrn J. A. Schlegel.

1747.

Du kennest, Freund, die heut'ge Zeit,
Des großen Haufens Schläfrigkeit,
Von der dein Lied ihn nicht befreyt;
Des Kaufmanns Unverdrossenheit,
Mit der er alle seine Zeit
Dem Rechnen und Gewinnen weiht,
Und jeden halben Tag bereut,
Den er nicht dem Gewinnste weiht;
Des Philosophen Trockenheit,
Die billig vor dem Witz sich scheut,
Und uns nicht den Geschmack verzeiht;
Und des Gelehrten Gründlichkeit,
Und mühsame Belesenheit,
Die sich mit dem Geschmack entzweyt,
Kurz, das Verdienst der heut'gen Zeit.
Du weist, daß sich so leicht kein Staatsmann so entehret,
Daß er auf dich und deine Musen höret;
Daß man sich nicht, um dich zu sehen, drängt,
Und der Verstand von unsern Richtern,
Aus tiefer Einsicht, mit den Dichtern
Die Lustigmacher noch vermengt.

Freund,

Freund, wird dich nie der Unverstand ermüden?
Auf ewig vom Geschmack geschieden,
Doch mit sich selber mehr zufrieden,
Als du mit einer Arbeit bist,
Die schon von dem Geschmack bewundert worden ist,
Glaubt er, der sündige, der deine Verse liest.
Wirst du nie deine Kunst, die Kunst der Musen haßen,
Und aus gerechtem Zorn, daß man dein Lied nicht fühlt,
Unangesehn und ungespielt
Die Laute künftig liegen lassen?

Wie oft beneid' ich heimlich dich;
Dir wird es leicht, stets schön zu singen.
Doch, wenn ich singen will, o Freund, so muß ich mich
Zu einem jeden Verse zwingen;
Denn wer wird gern vergebens singen?

Du aber singst, obgleich von wenigen gehört,
Und mehr, als ich, in deinem Fleiß gestört,
Doch stets dir gleich und hörenswerth.
Die Musen nimmst du auf, die dir entgegen eilen.
Bey dir vergessen sie des großen Haufens Haß.
Dein freyer Spott straft ihn zuweilen,
Und reizt vielleicht noch mehr des großen Haufen Haß;
Allein du denkst, wie Antigenidas.

Wenn er die Götterflöte spielte,
Hört' oft, entzückt, Epaminondas ihn,
Und ließ sich keinen Ton entflieh'n,
Weil er des Meisters Kunst in jedem Tone fühlte,

Die Bürger drängten sich hinzu.
Doch, ob sie auch, wenn sie den Künstler priesen,
Dem Künstler sehr viel Ehr' erwiesen,
Das weis ich nicht; denn meynest du
Daß sie ihn aus Geschmack so priesen?
Ich zweifle noch; jedoch wir wollen seh'n.

Er hatt' in seiner Kunst jemanden unterwiesen.
Den Namen weis ich nicht; allein er spielte schön.

Vom Antigenidas nicht fruchtlos unterrichtet,
Sah der zukünft'ge Meister wohl,
Wie groß zu seyn, sich der verpflichtet,
Der fordern darf, daß ihm die Menge schweigen soll.
Von seinem großen Zweck nur stärker angetrieben,
Litt er niemals, stets strenge gegen sich,
Daß noch gemeine Tön' in seiner Flöte blieben,
Bis er in seiner Kunst nur seinem Lehrer wich.

Jetzt wollt' er vor dem Volk einmal sich hören lassen;
Und neubegierig stürzt das Volk sich aus den Gassen.
Es hatt' ihn ja noch nicht gehört,
Und also war er wohl so vieler Mühe werth.
Denn durch das Vorurtheil von dem, der ihn gelehrt,
Hätt' es sich, wie mich dünkt, wohl nicht verführen lassen,
Deswegen hätt' es wohl nicht einen Schritt gethan.

Der junge Meister fängt sein Lied bescheiden an,
Noch furchtsam, ob dieß mal auch seine Kunst ihm glücket.

Doch, bald gewiß, daß sie ihn nicht verlassen kann
Fängt er schon etwas kühner an.
Der, dem er erst gefiel, wird ietzt von ihm entzücket.

Ist nicht der Beyfall nur ein ungefähres Glück?
Er blies nicht einen Ton; er war ein Meisterstück.
Der Kenner pries ihn auch: doch pries ihn nicht die Menge.

Sie schüttelten den Kopf, und stießen im Gedränge
Einander kritisch an; ihr Murmeln folgte nach.
Dem spielt' er viel zu stark, und jenem viel zu schwach;
Der konnte sein Gesicht nicht leiden;
Und vielen stand er auch nicht recht,
Dem zu verzagt, und dem zu unbescheiden.
Doch alle sagten: Er spielt schlecht.

Fast ließ der Künstler sich durch das Getümmel stören;
Er hatte noch zu sich zu wenig Zuversicht.
Sein Lehrer merkt es bald, und spricht,
Und spricht laut, daß es alle hören:

Die Bürger tadeln viel an dir.
Doch, Freund, mit wem sind sie nicht unzufrieden?
Laß dich das nicht in deinem Fleiß ermüden,
Und spiele du den Musen nur, und mir.

Der Menge Lob ist nie Verdiensten treu gewesen.
Man kann der Menge dieß verzeihn;
Denn der Verdienste Werth ist für sie viel zu fein.

Doch

Doch der Gelehrte dünkt viel klüger sich zu seyn,
Und sieht doch ihren Werth nicht ein;
Freund, kann man ihm dieß auch verzeihn?

Wie mancher, welcher nur so viel Latein gelesen,
Daß er den Tullius geschickt verstümmeln kann,
Ist schon so kühn, und greift dich an,
Und wird ein Kritikus, was er noch nie gewesen,
Und hat vielleicht dich nicht gelesen.
Er, den zu dem Horaz kein Geist der Musen führt,
Und der da den Geschmack verliert,
Wo ihn der klüg're Dichter findet,
Wenn ihn des Flaccus Glut zu gleicher Glut entzündet,
Glaubt, daß dein Lied zu viel Bewundrer findet,
Und seine Schüler ihm verführt.
Schon schreibt er wider dich, von seiner Pflicht gerührt.
Sein Eifer ist gerecht, und gründet
Nur auf die gute Sache sich.

O sag' einmal dem kühnen Richter:
Mein Freund, weist du es auch? Es singt kein wahrer Dichter
Für deine Schüler, und für dich.

*) Andreas Baccius, an den Herrn Doctor Olde.

1747.

Du bist ein Arzt, mein Freund, die Würd ist gar nicht klein,
Und ich begreife leicht, daß viel dazu gehöre,
Ein recht geschickter Arzt zu seyn.
Schränkt dieser Titel denn nicht deinen Ehrgeiz ein?
Ist es dir noch zu wenig Ehre,
Nur ein geschickter Arzt zu seyn?
Willst du nach Tag und Nacht bey klugen Büchern wachen,

Und

*) Die Begebenheit, die uns in der Vorrede zu dem I Theile der Rabenerischen Schriften von den Bauern und ihrem Gerichtsverwalter eines Dorfs im Voigtlande über den Artikel **Eidschwur** aus dem **Wörterbuche** erzählt wird, ist ein sehr deutlicher Beweis, wie unrecht gewisse Leser satyrische Schriften verstehen können. Dem Irrthume solcher Schwachen zuvor zu kommen, erinnere ich also, daß in dieser Erzählung weder über die Aerzte, noch über den Tod, sondern ganz allein über die Thoren gespottet wird. Die Absicht des Dichters ist keine andere, als diesen Leuten, auf eine unvermuthete Art die Sittenlehre vorzulegen: daß sie etwas sorgfältiger seyn sollten, ein Leben zu verdienen, das ihnen die Vorsehung aus weisen Ursachen zugesteht, und welches die Aerzte, wenn es in Gefahr ist, eben so wohl, als das Leben der Klügsten, nach ihrem besten Vermögen, retten müssen.

Und Anspruch auf Geschmack, auf Witz und Freundschaft machen?

Freund, das ist dir nicht zu verzeihn.
Laß diese Kleinigkeit den witz'gen Köpfen über!
Damit vertreibest du kein Fieber,
Das bringt dir keinen Groschen ein.
Was kannst du wohl davon beym Krankenbett' erzählen?
Du würdest nur damit den Patienten quälen,
Und kurz gedenk an mich, ich will dir's prophezeyn,
Dein Witz und dein Geschmack wird dir noch schädlich seyn.

Nur eins für dießmal anzuführen,
Denkst du nur Kluge zu curiren?
Freund, wo bekämst du denn die Patienten her?
Du hättest nichts zu thun, und Muße zum Studiren;
Allein, dabey würd' auch dein Ansehn viel verlieren.
Der schlecht'ste Charlatan verdiente zehnmal mehr.
Willst du den Narren nichts verschreiben:
So ist das wider deine Pflicht.
Doch wenn sie hergestellt, durch dich am Leben bleiben,
Sprich, dauert dich die Welt denn nicht?
Kurz, es ist hier nicht leicht zu wählen,
Und du bist in Gefahr, wofern ich rathen kann,
Zu thun, was jener Arzt mit minderm Recht gethan;
Wenn du es hören willst, so will ich dir's erzählen.

Andreas Baccius, vielleicht kennst du den Mann,
War ein geschickter Arzt und hatte wenig Kunden.
Denn er war zu gewissen Stunden
Ein wenig wunderlich. Kein Mensch ist stets sich gleich.
Zu dem war er vielleicht zum Mitleid schon zu reich.

Einmal, als gleich bey ihm die bösen Stunden waren,
Rief man ihn auch zu einer Frau bey Jahren.
Er kam, und als ein Arzt, der seine Kunst verstand,
Pflanzt' er der Alten gegen über
Sich auf den Lehnstul hin, griff mit gewärmter Hand
Nach ihrem Puls, und, wie er fand,
So lag die gute Frau im Fieber.
Er schüttelt seinen Kopf. Nun meine liebe Frau,
Sprach er, wie alt seyd ihr? doch sagt es mir genau!
Ihr seyd ja, wie ich seh, schon grau.
Herr Doctor, sprach die kranke Frau,
Ich bin, wie sie mich sehn, Gottlob! mit Ehren grau;
Erst drey und achtzig Jahr, und keine Woche drüber.

Was? schreyt der Arzt, und wirft der Kranken Hand zurück;
Was? Ihr seyd schon so alt, und wollt doch noch nicht sterben?
Sterbt, meine gute Frau, sterbt diesen Augenblick.
Erfüllt die Hoffnung eurer Erben.
Ihr habt genug gelebt, das glaubt mir auf mein Wort.
Er spricht's, springt auf, und eilet fort.

Der Doctor, wie mich dünkt, urtheilte sehr verwegen,
So gut als es ein blosser Arzt verstand.
Ihr ward also von ihm nur bloß des Alters wegen
Das Todesurtheil zuerkannt?
Freund, wär' ein Arzt befugt, das Urtheil abzufassen,
Ob der und der des Lebens würdig sey;
So würdest du dich nicht sein Alter reizen lassen,
Ein Todesurtheil abzufassen.

Du sprächst auch Greise noch vom Tode frey.
Habt ihr Verdienste? würd'st du fragen,
Und wohl zu manchem Herrn, der noch sehr jung ist, sagen:
Herr Hofrath, Herr Baron, Herr Doctor, und so fort,
Ihr seyd so wenig nütz', und wollt doch noch nicht sterben?
Sterbt, sterbt! Erfüllt die Hoffnung eurer Erben!
Ihr lebt schon lange gnug; das glaubt mir auf mein Wort.

Mein Freund, wenn alle sterben müßten,
Die nicht der Welt zu dienen wüßten:
So möcht' ich doch die Ueberbliebnen seh'n!
Die halbe Welt würd' untergeh'n.

Der kluge Mann und der junge Herr.

An den Herrn Rabener.

1747.

Du, dessen Witz so unerschöpflich ist,
Die Thoren stets mit neuer Pein zu quälen,
Und, der du doch zugleich so liebenswürdig bist,
Daß oft sie selbst dich zum Vertrauten wählen,
Und ihre Thorheit dir erzählen!
Freund, fahre nur stets fort, weil uns doch das Geschick
Mit Narren züchtiget, dich ihnen werth zu machen,
In einem schrecklichen, betrübten Augenblick
Sie desto freyer zu verlachen.
Sie flieh'n von Klugen scheu zurück,
So bald sie sich, als strenge Lehrer, zeigen,
Und wer sie bessern will, muß erst behutsam schweigen.

Dießmal, mein Rabner, will ich dich
Mit einem Mann bekannter machen,
Der dir im Witz und auch im Eifer glich,
Die Narren auszulachen.

Er war des Witzes Freund, denn er war selber klug,
Doch durch die Westen, die er trug

Und

Und durch die Anmuth seiner Sitten
War er so gar bey Stutzern wohl gelitten,
Und hieß, damit wir ja nichts wichtig's übergeh'n,
Mit einem Worte Philoxen.

Ihn zwang sein Stand, bey Stutzern oft zu seyn,
Doch ob sie gleich beständig dachten,
Er sey ihr Freund, und oft mit ihm vertraulich lachten;
So zwang er sie dennoch, ihn immer hoch zu achten,
So sahn sie doch, trotz ihrer Dummheit, ein,
Sie wären gegen ihn, so groß sie wären, klein.

Ein Herrchen dieser Art sah ihn einmal spazieren
Mit einem Mann aus einer kleinen Stadt.
Ich denk', es war, wie man es mir erzählet hat,
Ein Schreiber, oder Advocat,
Was brauch' ich viel darüber Streit zu führen?
Ein Mann, der nicht bey Hof' empor zu kommen, dachte,
Doch in dem Amt, darinn er stand,
Schon Mittel gnug, verdient zu werden, fand.
Er trug ein Kleid, wie man bey ihm es machte,
Ein gutes Kleid, ob gleich das vor'ge Jahr
Der Schnitt dazu nicht erst aus Frankreich kommen war.

Der Stutzer sah allein mit einem krit'schen Blicke
Das schlechte Kleid des Fremden an,
Und seufz'te, welch ein Kleid! Und kehrte spöttisch dann
Sein stolzes Aug' auf sich zurücke,
Und lächelte der Weste Fransen an,
Und sprach zu sich, sehr wohl mit sich zufrieden:

Wie bin ich doch von jenem unterschieden!
Er stand oft still, und sah dem Fremden nach,
Und sah, daß Philoxen sehr freundlich mit ihm sprach,
Und wußte gar nicht zu ergründen,
Wie es nur möglich sey, sich so zu überwinden,
Und etwas Artiges an diesem Mann zu finden.

Kaum gieng der Fremde weg, als er zum Philoxen
Vertraut sich näherte, nach keinem Ball ihn fragte,
Der Schönen ganz vergaß, und lächelnd zu ihm sagte:
Ich habe Sie ietzt wohl gesehn!
Das war gewiß ein witz'ger Freund von Ihnen,
Und ein Poet? Ich sah's an seinen Mienen.

Sie haben recht, versetzt der kluge Mann,
Der ietzt ihn nicht belehren wollte,
Daß er so früh kein Urtheil wagen sollte.
Ha! rief der Stutzer aus, das sah ich ihm wohl an!
Doch können Sie nicht ihrem Freunde sagen,
Es schicke sich nicht mehr dergleichen Kleid zu tragen?
Das war ja ein verwünschtes Kleid!
Hat er's vielleicht geschenkt bekommen?
Denn diese Mod' ist schon vor langer Zeit,
Vor einem Jahre schon, zum mind'sten, abgekommen.

Beleidigt Sie sein Rock? Es ist mir wirklich leid,
Sagt Philoxen, ich will für meinen Freund nicht bitten.
Sein Kleid ist freylich nicht französisch zugeschnitten,
Doch sag' ich ihnen unverstellt,
Daß er so, wie er ist, mir zehnmal mehr gefällt,

Als

Als Narren, welche sich in Seid' und Gold verstecken,
Und leere Köpfe stolz mit Federhüten decken.
Jedoch, mein Herr, der gute Freund,
Von welchem Sie mir erst gesaget,
Ist kein Poet, wie sie gemeynt,
Ob gleich ein Mann, der nichts nach unsern Moden fraget.
Er ist aus einer kleinen Stadt,
Und hat daselbst sein Amt, und was er nöthig hat.

Mein Rabner, wenn doch mehr dergleichen Männer wären!

Wenn wollen wir uns einmal unterstehn,
Wo wir nur einen Gecken seh'n,
Für seinen Feind uns zu erklären?
Sie treten stolz daher, und blähn und brüsten sich,
Und sind doch nur ein Kleid, und immer lächerlich.
Sie wissen nichts, und wollen alles wissen,
Und glauben nicht, daß sie noch lernen müssen.
Jedoch vor wem darf sich bey uns die Thorheit scheun?
Bey uns ist alle Müh verlohren.
Ein deutscher Narr ist schon vielleicht dazu gebohren,
Stets dumm, und doch sehr frech zu seyn.

Das Vorurtheil.

1748.

Die Welt ist voll von Vorurtheilen;
Das ist ein alter Satz, und niemand zweifelt dran.
Die Kunst ist nur, sie auch davon zu heilen;
Allein ich bitt' euch, geht das an?
Man kennt zwar Aerzte gnug, die ihre Kunst uns preisen.
Ist aber nicht der Arzt sehr oft ein Charlatan?
Und, wenn er seine Kunst auch kann,
An wem soll er sie uns beweisen?
An uns? Wir sind nicht krank! Da hat er schlecht gewählt!
Kurz, fehlt uns der Beweis, die Welt zu überzeugen,
Der jenem Bauer nicht gefehlt,
Von welchem Phädrus uns erzählt:
So rath' ich jedem, still zu schweigen,
Und sollt' er mehr, als Leibniß, seyn.
Wie heißt denn der Beweis? Er heißt der Augenschein.

In Rom, wo sich das Volk an Possen sehr
ergötzte,
Zwar oft auch den Terenz durch Händeklatschen pries,
Doch Gaukler immer höher schätzte,
Und wenn sich einer ihm, auch nur von ferne, wies,
Gleich zu ihm flog, und den Terenz verließ,
In Rom, das wir hierinn fast Deutschland ähnlich
finden,
Wollt' ein vornehmer Herr die Bürger sich verbinden,
Und lud das Volk zu einem Schauspiel ein.
Doch, wie er ihm versprach, sollt' alles ungemein,
Und solch ein Schauspiel nie gegeben worden seyn.

Das kostet Geld; man kann es leicht gedenken.
Doch ihm verschlägt das nichts. Es werden für sein
Geld
Die Meister in berühmten Schwänken
Von allen Enden herbestellt.
Er muntert jeden auf, was neues zu erdenken,
Und will den, der das neuste weis,
Noch außer dem bestimmten Preis
Auch außerordentlich beschenken.

Es taget kaum; so steht das Volk und wartet
schon,
Und jeder nimmt sich vor am lautesten zu lachen.
Dem Tage mangelt auch, ihn recht berühmt zu
machen,
Kein Gaukler von Profeßion.
Sollt' ich sie alle her erzählen:
So würde mir der Athem fehlen.

Gnug alles, was man sah, war ausserordentlich,
Und jede Kunst, und jeder Lustigmacher
Fand hier Bewunderer und Lacher.
Nur wer der beste war, darüber stritt man sich;
Und ehe man sich noch verglich:
So trat zuletzt auf einer Bühne
Ein alter Gaukler auf, mit einer witz'gen Miene,
Und einem witzigen Geschrey.
Er schwört und flucht, daß er noch eine Kurzweil wisse,
Dergleichen keiner je gesehen habe müsse.
Gleich stürzet alles sich herbey.

Mit ungeduldigem Gedränge
Und aufgerecktem Hals sieht die neugier'ge Menge
Den Gaukler an. Der aber steht allein.
Noch ist von Anstalt nichts zu sehen,
Auch sonst kein Mensch, als er. Wie soll das weiter gehen?
Doch das muß seine Sorge seyn.
Er läßt das Volk noch eine Zeitlang stehen,
Drauf bückt er sich, hüllt sich in seinen Mantel ein,
Und grunzt natürlich, wie ein Schwein.

War das denn alles? Nun? War das noch nicht genug?
Natürlich wie ein Schwein zu schreyen?
Das sind wahrhaftig Zaubereyen,
Zum wenigsten ist's ein Betrug.

Das letztre glaubt das Volk. Sie alle schreyn und schwören:
Das war ein Schwein! Wir können ja wohl hören!
Gleich zeig es her. Wo hast du es versteckt?
Doch seiner Kunst gewiß, und durch kein Drohn erschreckt,
Wirft er den Mantel ab. In einem Augenblicke
Verwandelt sich auch sein Geschicke.
Was für ein Wunderwerk? Man findet hier kein Schwein?
Ihr Götter, kann das möglich seyn?

Die Meng' erstaunt. Mit ehrfurchtsvollem Blicke
Gafft sie den Zaubrer an, vor welchem ihr fast graut.
Drauf klatscht sie in die Hand, erhebt ihn überlaut,
Und endiget ihr Lob mit einem lauten Lachen.
Ein Bauer nur steht da mit höhnischem Gesicht,
Und als es stiller wird, so tritt er hin, und spricht:
Das wären nur gemeine Sachen.
Deswegen brauche man nicht in die Stadt zu gehn.
Er wollt' es zehnmal besser machen,
Und morgen sollten sie es sehn.

Man höhnt ihn aus; doch wird sein Vorschlag angenommen.
Der große Tag erscheint; die beyden Grunzer kommen,
Von edlem Ehrgeiz aufgebracht,
Und ganz von Siegbegier und Hoffnung eingenommen.

So

So gehen Helden in die Schlacht.
Das Volk kömmt auch, den Streit, als Richter zu entscheiden.
Wer wird es seyn? Wer siegt von beyden?
Der Gaukler! Das ist ausgemacht!
Auf ihn, auf ihn will jeder wetten.
Ja wenn auch für den Bauer sich
Nur Wetter eingefunden hätten;
Doch der war allen schon im Voraus lächerlich.
Kurz, man vergaß, daß man erst richten sollte,
Und wußte schon, wen man verdammen wollte.

Der Gaukler grunzt zuerst, der seine Kunst verstand,
Und macht' ers gestern gut, es ietzt noch besser machte,
Noch einen größern Beyfall fand.
Man klatscht', und stampft', und schrie, und lachte,
Und schon war ihm der Preis von allen zuerkannt.

Drauf trat der Bauer auf. Er sah schlau aus, und stand,
Als trüg' er unterm Rock ein Ferkelchen versteckt.
Er that es wirklich auch. Doch es ward nicht entdecket.
Denn weil man erst beym Gaukler nichts gesehn,
War man so gut, und ließ sich hintergehn.

Er bückt sich und reißt sein Ferkel bey den Ohren.
Das fängt erbärmlich an zu schreyn,

Und

Und grunzt, es kann nicht besser seyn,
Das Grunzen war ihm angebohren.
Was? ruft das Volk, ist das ein Schwein!
Das bilde größern Narren ein!
Und will ihn von der Bühne jagen.
Allein, er geht noch nicht, und hat erst was zu sagen.
Er zieht sein Thier hervor, zeigt es, und läßt es schreyn,
Und spricht: Wie urtheilt ihr? Ist das kein junges Schwein?
Drauf sahen es die Herren ein.

Das Kind, der Küster, und die Mutter.

1748.

An einem Fluß spielt' einst ein muntrer Bauerknabe.
Vorsichtig war er eben nicht.
Die Vorsicht, wie man weis, ist nicht der Kinder Gabe,
Da sie auch Männern oft gebricht.
Fritz war gewohnt, zu springen und zu rennen,
Er rannt' und sprang, und eh er sichs versah,
Kam er dem Wasser gar zu nah.
Hätt' er denn nicht vom Wasser bleiben können?
Ja wohl; doch that ers nicht, und fiel sogar hinein,
Und fieng erbärmlich an zu schreyn.
Ohn' einen Zweig, den er in seiner Angst umfaßte,
Würd' er sogleich ertrunken seyn.
Und doch hatt' er auch ietzt Ursache gnug zu schreyn.
Sein ganzes Leben hieng an einem Weidenaste.

Gleich kam von ungefähr der Küster an den Ort.
Sieh da! rief er, das hast du haben wollen!
Der Henker mag euch hüten sollen!
Bey euch hilft doch kein gut, kein böses Wort!
Da seht ihr, was ihr uns für Noth macht, was für Sorgen!

Man

Man predigt mit Verdruß euch ganze Tage lang,
Man prügelt sich auf euch fast krank,
Und denkt, hilft's heute nicht, wer weis? vielleicht hilft's morgen!
Und endlich ist doch dieß der Dank.
Ihr wißt von nichts, als nur von Rennen und von Raufen.
Hab' ich dich nicht gewarnt, du böses, böses Kind,
Nicht stets den ganzen Tag so wild herum zu laufen?
Doch damals redt' ich in den Wind;
Da siehst du, was die Früchte sind.
Ich ärgre mich = = Gieb Acht, du, Bube, wirst ersaufen!

Er schilt noch, und geht fort. Des Knaben laut Geschrey
Dringt nicht ins Herz des tauben Alten.
Jetzt kömmt die Mutter auch herbey.
Die wird ihm auch noch eine Predigt halten.

Was thut sie? Sie erschrickt, eilt zitternd an den Strand,
Reicht ihrem Sohn die mütterliche Hand,
Und zieht ihn glücklich an das Land.

Mich dünkt, die Mutter war gescheidt.
Was konnte sie doch ietzt von allen Lehren hoffen?
Und hätte sie ihn noch so hart bedräut,
Ja auch den Küster selbst im Schelten übertroffen,
Hätt es geholfen? Nichts! Der Knabe wär' ersoffen,
Und was der Küster ihm so lehrreich prophezeyht,
Das wäre dann unfehlbar eingetroffen.

Nun? ruft hierbey ein stolzer Moralist,
Da seh man nur, was es mit euch Poeten ist!
Ihr seyd doch recht gemacht, die Leute zu bethören.
Man liest, und liest, und denkt oft Wunder, was man
liest,
Und wenn wir denn das Ende hören,
So ist es doch nichts auf der Welt,
Nichts, als ein Kind, das in das Wasser fällt,
Und sich an einem Baume hält.
Geschieht denn das nicht alle Tage?

Ja, ja, Herr Moralist, das räum' ich alles ein.
Es soll auch alles, was ich sage,
Nicht voll von Wunderdingen seyn.
Weswegen macht' ich mir die Plage?
Ich schwatze manchmal was, und gebe drauf nicht Acht.
Doch, was ich ietzt erzählt', erzählt' ich mit Bedacht.
Mein Küster = = = Ja, wenn Sie nur wüßten,
Wer eigentlich mein Küster ist. —
Versprechen Sie mir wohl, nicht gleich sich zu entrüsten?
Mein Küster = = ist ein Moralist.

Der kluge Hund.

1748.

Ein Rath, der oft nach Hofe gehen mußte,
Weil man zur Zeit, da dieß geschah,
Nur selten eine Sänfte sah,
Von Kutschen aber fast nichts wußte,
Ein Rath also, der oft nach Hofe gehen mußte,
Nahm stets sein treues Hündchen mit.
Es hieß Fidel. Fidel verließ ihn keinen Schritt,
Und scheute sich an seines Gönners Seiten,
Vor keinem fremden Hund, und keinen fremden Leuten.
Er lief mit ihm, als müßt' es seyn,
So gar aufs Schloß, und überall hinein.

Bey jedem Hofhund wohlgelitten,
Mischt' er sich stets in ihre Kurzweil ein,
Und glaubte selbst ein Hofhund mit zu seyn.
Es fehlten ihm auch nicht des Hofes gute Sitten.
Nur macht' er sich zu bald vertraulich und gemein,
Und lief stets fort, wo sich zween Hunde stritten,
Doch wo er welche schäckern sah,
Da war er augenblicklich da,
Und ließ sich nicht erst lange bitten.

Jedoch der Großen Gunst, des Höflings Herrlichkeit
Währt stets nur eine kurze Zeit.
Fidel erfuhr's. Als er nichts minder dachte,
Und mit gewohnter Munterkeit
Die Aufwartung bey Hofe machte,
Erwachet auf einmal der andern Hunde Neid.
Wir, schreyen sie, aus einem Munde,
Wir sind doch herzogliche Hunde,
Und der nur ein gemeiner Hund.
Kurz, als Fidel, der noch nicht ihren Haß entdeckte,
Sich noch, so gut er es verstund,
Und wie er sonst gethan, vertraut mit ihnen neckte,
Dem auf den Rücken sprang, und freundlich ihn erschreckte,
Den andern aus dem Schlafe weckte,
Den sanft in Nacken biß, den wieder anders neckte:
So fallen auf einmal die andern auf ihn her.
Fidel meynt, es sey Scherz, setzt sich zur Gegenwehr,
Und reizet sie dadurch nur mehr.
Denn als ein kluger Hund hätt' er das leiden müssen.
Doch so ward er nur desto mehr gebissen,
Und endlich zwangen sie ihn gar, davon zu fliehn.
Denn alle Hunde bissen ihn.

Bald muß sein Herr nach Hofe wieder geh'n.
Fidel läuft mit; doch nur bis an die Brücke.
Hier bleibt er ganz bedächtig steh'n,
Und, als er seinen Herrn mitleidig nachgeseh'n,
Läuft er den Augenblick zurücke.
So oft sein Herr nachher nach Hofe gieng,
So lief das klug gewordne Ding
Nie weiter mit, als nur bis an die Brücke.

Mein Hündchen, du beschämest mich,
Sprach drauf sein Herr, kaum einmal hat man dich
Bey Hofe nicht zu wohl empfangen,
So läßt du dich nicht wieder fangen.
Wie oftmals ist es mir viel schlimmer noch ergangen!
Man weis es wohl, der Hof ist wunderlich,
Und wen er heut' erhebt, den tritt er morgen nieder.
Ich sollte thun, wie du, mein Hündchen, aber ich,
Ich guter Narr komm' immer wieder.

Vom Stolz der Künstler.

1747.

Als ich zuerst anfieng, mit einigem Nachsinnen zu studiren, und dasjenige, was ich in meinen Büchern gelesen hatte, mit dem zu vergleichen, was ich im gemeinen Leben wahrnehmen konnte: so fielen mir, mehr von ungefehr, als durch die Veranstaltung einiger Lehrer, verschiedene Bücher in die Hand, welche von den freyen Künsten handelten. Sie begriffen unter diesem Namen, außer der Dichtkunst und Beredsamkeit, auch die Malerey, die Bildhauerkunst, und die Musik. Sie waren in dem Lobe derselben so weitläuftig, und ihre Lobsprüche schienen mir so wohl gegründet zu seyn, daß ich diese Künste mit einer mehr als gemeinen Bewunderung ansah, und die alten Zeiten beneidete, welche dieselben einer Hochachtung gewürdigt hatten, die ich bey unsern Zeiten nicht antraf. Denn hier eben ward es mir mehr, als sonst jemals, unmöglich, meine Bücher und die Aussprüche der Welt mit einander zu vergleichen. Ich erfuhr zwar sehr bald, was wir für reiche Kaufleute hatten, welcher unter den Aerzten seiner vornehmen Kranken wegen, am berühmtesten war, welche Rechtsgelehrten einen Proceß am besten gewinnen, oder verlieren konnten, wer das beste Latein schrieb, oder am meisten Griechisch wuste. Allein ob wir

in

in unsern Ringmauern einen großen Dichter, oder einen geschickten Maler hätten, das erfuhr ich erst sehr spät. Ich hatte das Glück, einige von diesen in Gesellschaften zu sehen. Ich merkte aber nicht, daß sie auf einige Weise von den andern gegenwärtigen Personen unterschieden wurden, und ich sah, daß einige Leute mit diesen Männern sehr vornehm umgiengen, die ich doch nur für mittelmäßige Köpfe gehalten hatte. Doch ich hatte damals schon so viel nachtheiliges von den schönen Künsten überhaupt gehört, daß ich mich darüber nicht hätte wundern sollen. Ungeachtet ich bisher in der Einbildung gewesen war, daß zu einem großen Künstler noch etwas mehr erfodert würde, als zu einem belesenen Manne: so fand ich doch, daß viele angesehene Leute einen Künstler und einen Handwerksmann für einerley hielten. Künste, von welchen meine Bücher mich überredet hatten, daß sie den Menschen geselliger und menschlicher machten, als er gemeiniglich ist, wurden in unsern artigen Tagen für einen Zeitverderb angesehen, ungeachtet sie das rauhe Alterthum bewundert hatte. Es kostete mir Mühe, die Ursache dieser großen Verachtung, worein die Künste gerathen zu seyn schienen, zu entdecken. Denn die Ursachen, welche ihre gelehrten Feinde anführten, waren so unverständlich, und unter einander oftmals so widersprechend, daß sie mich zu keiner Gewißheit führen konnten. Unter so vielen Vorwürfen war nur ein einziger, den ich aus dem Munde ihrer meisten Gegner hörte. Das ist die alte Beschuldigung von dem Stolz derjenigen, die sich durch ihre Geschicklichkeit hervor thun. Sie machten ihnen dieselbe so oft, daß ich endlich glaubte, der Haß der Künste gründete sich auch bey denen auf diesen Vorwurf, welche

nicht Herz genug hatten, denselben zu sagen. Ich hielt es von dieser Zeit an nur für einen Vorwand, wenn uns einige bereden wollten, daß diese Künste das Gemüth eitel machten, oder, wenn andre sich das Ansehn gaben, daß ihnen die Zeit viel zu kostbar wäre, als daß sie diesen Künsten eine einzige Stunde widmen könnten. Denn ich fand, daß diese Männer in andern Fällen eben nicht so gewissenhaft waren. Sie lasen vielleicht eben zu der Zeit jene schmutzigen Gedichte, die schändlichen Ueberbleibsel von dem verderbten Witze des heidnischen Alterthums, nebst ihren christlichen Auslegern, wenn ihre Tugend es für gefährlich hielt, eine Haßische Oper zu besuchen. Sie konnten sich ganze Tage lang an alten verloschnen Münzen erbauen, welche sie desto höher schätzten, je weniger sie daran erkennen konnten, ob es gleich, wie sie sagten, ein Misbrauch der Zeit seyn würde, wenn sie ein Gedicht aus dem Haller, oder ein Trauerspiel aus dem Racine lesen wollten.

Die Bescheidenheit ist eine so große Tugend, und der Hochmuth ist ein so lächerliches Laster, daß die Feinde der Künstler ihnen bey nahe nichts vorwerfen könnten, welches so geschickt wäre, ihr Ansehn zu verringern. Der Mensch fühlt seine Schwäche selbst immer so sehr, daß er alle übrigen Menschen in dem Verdacht hat, als ob sie sich aus seiner Unvollkommenheit ein Verdienst machen wollen. Diese Beschuldigung machte mich also sehr aufmerksam. Indessen bildete ich mir doch damals ein, daß ich diejenigen eben nicht für außerordentlich bescheiden halten dürfte, die so eilfertig waren, andern den Hochmuth Schuld zu geben. Ich merkte, daß diejenigen unter ihnen, die noch

am billigsten waren, sich ein gewisses Maaß erfunden hatten, nach welchem sie das Verdienst eines großen Mannes zu bestimmen pflegten. Sie waren schlau genug, dieses Maaß so einzurichten, daß keinem zu viel Ehre widerführe, und so bald einer in den Verdacht bey ihnen gerieth, daß er vielleicht auf etwas mehr Ruhm Anspruch machte, als ihm ihr Maaß zuerkannte, so bald erklärten sie ihn für hochmüthig.

Dieses waren damals ungefähr meine Gedanken. Ich habe nachher einige von den Männern, welche das Gerücht für so hochmüthig ausgab, kennen lernen, und ihre genauere Kenntniß hat meine Gedanken nicht allein gerechtfertiget, sondern ihnen auch eine gewisse Kühnheit gegeben, welche, wofern ich diese Vergleichung wagen darf, dem Muth eines guten Gewissens gleich ist. Ich bemerkte an ihnen eine große Seele, welche mit Fähigkeiten gebohren war, die den Begriff der schlechtern Seelen weit übersteigen, und noch einen gewissen höhern Geist, der sie zu allen den vortreflichen Werken anfeuerte, wodurch sie sich den Namen der Künstler erwarben. Dieser Geist, welcher noch etwas anders war, als ein durchdringender Verstand, oder eine lebhafte Einbildungskraft, ist eben dasjenige, was die Franzosen Genie nennen, und für welches wir noch keinen deutschen Namen wissen, weil unsre Philosophen noch keine Zeit gehabt haben, darauf Acht zu geben. Er gab den Künstlern, von denen ich rede, nicht nur einen festen Geschmack, der an seinem eignen Beyfall genug hatte, weil er wußte, daß der Beyfall der Vernünftigen ihn bekräftigte, sondern auch einen gewissen edlen Eigensinn, welcher sich nicht entschließen

konnte,

konnte, etwas unvollkommen zu lassen, damit es den Meisten gefallen könnte. Er war in allem, was er unternahm, sein eigner Anführer und sein eigner Richter, und er billigte seine Arbeiten, wenn sie die Unvernünftigen verachteten, mit einer Großmuth, welche auch Herzhaftigkeit genug besaß, sie selbst zu verachten, wenn sie das Unglück hatten, das Lob der Unvernünftigen zu verdienen. Dieser Geist schien mir so groß zu seyn, daß ich ihn bewunderte, und mit einem Hochmuth, den ich noch iezt nicht misbillige, verachtete ich diejenigen, welche zu klein waren, einen solchen Geist zu bewundern. Das sind die Leute, sagte ich zu mir, die der Zuschauer mit den Maulwürfen vergleicht. Sie können zwar das Licht sehen. Aber die Empfindung desselben ist ihnen schmerzlich. Sie klemmen sogleich ihre Augen zu, und stürzen sich unverzüglich in eine willkührliche Finsterniß.

Auf diese Gedanken sind die Anmerkungen gegründet, die ich meinen Lesern mittheilen will.

Es ist, wie ich glaube, bekannt, daß die vornehmste Ursache, warum die schönen Künste von den meisten verachtet werden, ihre Vortrefflichkeit ist. Wie würde es um unsre Zufriedenheit stehen, wenn es nicht eine Kunst gäbe, dasjenige zu verachten, was wir bewundern sollten? Allein zu dieser Ursache kömmt bey denen, welche man durch den Namen der Künstler bezeichnet, noch eine Kleinigkeit hinzu, worinn der Stolz der Menschen eine neue Ursache zu ihrer Verachtung findet. Der Bildhauer, der Maler, der Musikus, und wen man sonst unter die Künstler rechnet, hat das Unglück, daß zu seiner Kunst

noch

noch eine Geschicklichkeit mehr erfordert wird, als zu den andern. Es ist nicht genug, daß er einen feinen Geschmack, eine gesunde und geschwinde Einbildungskraft, oder einen richtigen Verstand hat. Es ist noch nicht einmal genug, daß er den großen Geist besitzt, von dem ich eben geredet habe. Er wird mit allen diesen Eigenschaften nur ein halber Künstler seyn, wenn er nicht auch eine geschickte Hand hat, welche die hohen Erfindungen seiner Seele auszuführen im Stande ist. Sollte man es denken, daß der Witz der Menschen so fein wäre, wenn es darauf ankömmt, ihre Unbilligkeit zu rechtfertigen? Diese Leute müssen ihr Brodt mit der Hand verdienen, sagt man, worauf wollen sie sich etwas einbilden? Und man hat Recht, wenn man so urtheilet. Warum sind diese Künstler nicht Kaufleute, oder Gelehrte geworden, wenn sie Verstand haben? Geld besitzen, ist eine Tugend; Geld erwerben, ist Verstand; aber Geld; oder, wenn man noch vornehmer reden will, sein Brod mit seiner Hand verdienen, das ist schimpflich.

In diesem einzigen Umstande, glaube ich, liegt die Ursache, warum man die Künstler noch offenbarer verachtet, als die Dichter; denn die Dichter schreiben doch noch, und müssen also wenigstens einigermaßen studirt haben. Aber wer mit seiner Hand arbeiten muß, was sollte der verstehen können? Das ist auch wohl die Ursache, warum man sich noch öftrer über den Stolz der Künstler, als über den Stolz der Dichter, beschweret.

Es ist lächerlich, daß die größten Feinde der Künste diejenigen sind, welche sich rühmen, daß sie eine

Grund-

Grundwissenschaft haben, in welcher die ersten Regeln liegen, nach welchen alle diese Künste beurtheilet werden müssen.

Wenn ich mich mit diesen Herren in einen Streit einlassen wollte: so müßte ich mit ihnen methodisch verfahren. Ich wollte sie fragen, was sie mit ihrer Beschuldigung eigentlich sagen wollten, und warum sie die Künstler für stolz hielten? Sie würden mir alsdenn eine Erklärung vom Stolz geben, und, nachdem sie mehr oder weniger tiefsinnig wären, auch mehr oder weniger undeutlich, ungefähr so viel sagen, daß die Künstler sich ein größer Verdienst zuschrieben, als sie besäßen. Ich würde weiter fragen, worinn denn ihr wahres Verdienst bestünde. Aber alsdenn würde ich mich nicht mehr mit einer Erklärung von dem Verdienst befriedigen lassen, sie möchte auch noch durch so viele alte und neue Lehrgebäude gerechtfertigt werden können. Mit der Demuth eines Menschen, der sich unterweisen lassen will, wollte ich von ihnen wissen, nicht nur, was ein geschickter Maler, ein großer Bildhauer werth sey; sondern auch, wie viel dazu erfordert werde, ehe man diesen Namen verdienen kann. Allein, ich weis vorher, daß ihre Antwort mir nicht genug seyn würde. Alle diese Künste, würden sie sprechen, gehören unter die Classe derjenigen, deren Hauptzweck das Vergnügen ist. Man muß ihnen also den Ruhm lassen, daß sie zum Vergnügen, oder zum Zeitvertreibe der Menschen arbeiten. Da aber das Vergnügen selbst nur ein Nebenzweck bey einem vernünftigen Manne seyn muß: so werden sich die Künstler auch bescheiden, daß sie denjenigen gar nicht gleich zu achten sind,

die

die zum wahren Nutzen des menschlichen Geschlechts arbeiten. Man weis wohl, wer bey diesen Leuten den Ruhm hat, daß er zum Nutzen der Menschen arbeitet. Meine gelehrten Gegner würden auch nicht unterlassen, mir zu verstehen zu geben, daß sie hierbey insonderheit an sich selbst dächten. Auf die Weise würden sie denn ihren Sieg über mich so weit treiben, daß ich ihnen in der That aus Höflichkeit nicht widersprechen dürfte.

Was die Eigenschaften anlangt, die zu einem grossen Künstler erfordert werden: so würden sie mir aus ihrer Grundwissenschaft von dem, was schön, oder vollkommen ist, eine tiefsinnige Abhandlung machen, und damit beschließen, daß man die besondern Regeln, wornach eine jede von diesen Künsten zu beurtheilen wäre, von den Künstlern in jeder Art lernen müsse. Alsdenn aber würde ich ihnen antworten, daß man also auch einen Künstler nur von einem Meister in seiner Kunst beurtheilen lassen müsse, ob er sich zu viel Lob beylege. Sonst, dünkt mich, würde sich der Ausspruch des Apelles, wodurch er einen Schuster demüthigte, der sich auch einbildete, daß seine Grundwissenschaft sich auf alles erstreckte, eben so gut auf unsre Philosophen schicken.

Man kann es zwar diesen Männern beynahe nicht verdenken, daß sie sich so wenig um die Künstler bekümmern. Sie haben wohl etwas wichtigers zu thun. Die alten Bildhauer haben nur darum gelebt, damit, nach so viel hundert Jahren, ein gelehrter Mann von den Trümmern ihrer Meisterstücke ein Buch schreiben, und der Philosoph es bey müßigen Augenblicken lesen könne. Unsre

heutigen

heutigen Bildhauer mögen ihre vortrefflichen Werke so lange verachten lassen, bis die Zeit sie verderbt und entstellt hat. Was unsre Maler betrifft: so sind sie offenbar nur darum da, daß sie die Gelehrten abmalen sollen, damit sie ihr Bild vor ihren Werken aufstellen können. Allein wo sind denn die Gelehrten, aus deren Büchern man die Vortrefflichkeit eines Malers kennen lernen kann? Es ist den Gelehrten nicht übel zu nehmen, daß sie davon nichts wissen. Denn was sie wissen, das steht in den Büchern, die sie lesen, oder vielmehr in den Excerpten, die sie daraus machen, und vornehmlich in den Büchern, die sie selbst geschrieben haben.

Sollten ja noch einige Schriften von dieser Art da seyn: so lesen sie dieselben entweder nicht, oder sie halten es wenigstens nicht für nöthig, sie so zu lesen, daß sie daraus einen Geschmack an diesen Künsten bekämen. Vielleicht sind sie auch überhaupt nicht dazu gebohren, daß sie an diesen Künsten einen rechten Geschmack finden sollen.

Indem sie sich also auf ihren Studirstuben zum Nutzen des menschlichen Geschlechts einschließen, und zur Wohlfahrt der Völker beweisen, daß das Ganze größer ist, als seine Theile: so können sie es freylich nicht wissen, was die Leute, die nur für das Vergnügen der Menschen sorgen, in ihrer Werkstatt unterdessen anfangen. Sie haben sich niemals darum bekümmert, wie viel die Natur an einem Künstler gethan haben muß, ehe sie ihn der Welt schenken kann, wie viel Zeit er gebrauchet hat, ehe er in seiner Kunst zu einer Fertigkeit gekommen ist, wie

viel

viel Mühe er noch anwenden muß, sich mit seinen Werken den Arbeiten der Meister zu nähern, oder was für eine großmüthige Seele dazu erfordert wird, immer nach dem Vortrefflichen zu streben, ohne Hoffnung belohnt, oder geehrt zu werden. Wie gesagt, sie haben wohl etwas wichtigers zu thun, als daß sie hierzu Zeit hätten, und sie behalten nur noch kaum so viel Zeit übrig, daß sie eine Kunst verachten können, die sie nicht verstehen.

Es ist wahr, man kann alle die großen Leute entbehren, die nur unser Vergnügen befördern. Man kann in der That gesund seyn, und ein feines rundes Gesicht haben, wenn gleich kein Maler da ist, der es abmalet. Man dürfte weder Hunger noch Durst leiden, und man könnte sich vielleicht den Wein sehr gut schmecken lassen, wenn gleich die Musik niemals erfunden wäre. Ungeachtet die Türken, sagt Bayle, in der entsetzlichsten Unwissenheit der Künste leben, so sind sie doch eben so stark, und verzehren eben so gut ihre zehn tausend Renten, wenn sie sie haben, als die Christen. Ist dieses aber eine genugsame Ursache, die Künste, die nur zum Vergnügen dienen, weniger hoch zu schätzen? Cicero, mit dessen Latein die Gelehrten die Künstler verachten, war nicht der Meynung. Den Athenienſern, sagt er in seinem Brutus, war mehr daran gelegen, daß sie feste Häuser hatten, als daß sie das vortreffliche Bild der Minerva aufweisen konnten. Dem ungeachtet möchte ich lieber Phidias seyn, als der beste Zimmermann. Es ist also hier nicht die Frage, wie viel einer nützt, sondern wie groß er ist. Denn

es sind wenig vortreffliche Maler und Bildhauer. Aber Arbeitsleute und Handlanger sind im Ueberflusse da.

In der That, meine Herren, wenn wir nichts hochschätzen wollen, als was einen unentbehrlichen Nutzen hat: so wollen wir alle Ihre Bibliotheken auf die Gasse werfen, und bey denen Büchern anfangen, die Sie selbst geschrieben haben.

Ich will Ihnen unterdessen wohl sagen, meine Herren, was ich für die wahre Ursache halte, warum Sie mit den Künstlern so unzufrieden sind. Diese Leute sind so wunderlich, daß sie sich nur von Kennern beurtheilen lassen wollen. Sie fürchten sich nicht vor dem Tadel des gelehrtesten Mannes, wenn er gleich keinen Fehler hat, als daß er ihre Kunst nicht versteht; und sie sind so eigensinnig, daß sie auch bey dem größten Lobspruche kaltsinnig bleiben, wenn es sich von ungefähr zutragen sollte, daß der Gönner, der sie lobet, kein Kenner wäre. Sie sind zufriedner, wenn ein junges Mädchen bey ihren Meisterstücken lächelt, als wenn ein großer angesehener Mann ihnen sagt, daß sie artig sind. Die Maler haben insonderheit so wenig Geschmack, daß sie lieber zwanzig Frauenzimmer, als einen Philosophen oder Critikus malen. Die Künstler sind nicht immer Hofräthe, oder Doktores, oder Professores. Und doch bilden sie sich immer ein, daß man sie nicht zu dem Pöbel unter dem menschlichen Geschlechte rechnen dürfe. Das ist freylich Hochmuth.

Ich will diese Gedanken mit einigen Versen beschließen, welche dieselben veranlasset haben.

Man

* * * * *
* * * *

Man weis es längst, was man vom Stolz der Künstler spricht.
So bald sie es nicht mit Geduld ertragen,
Daß Stümper wider sie ein unreif Urtheil wagen:
So wird man sie sogleich als stolz verklagen;
Denn mehr Beweise braucht man nicht.
Wer selber sieht, daß er nicht ihren Werth entscheiden,
Daß er von ihrer Kunst kein Urtheil fällen kann,
Denkt doch, er kann wohl Stolz und Demuth unterscheiden,
Nimmt patriotisch sich der armen Demuth an,
Verläumdet mit, und läßt den Künstler leiden.
Ich will nicht so verwegen seyn,
Den langen Streit zu schlichten.
Sie räumen ja nur sich allein
Das schwere Recht der Klugen ein,
Der andern Handlungen zu richten.
Kurz, ich erzähle das nur nach,
Was einst ein Freund von mir vom Stolz der Künstler sprach.
Ich brauche nicht den Freund zu nennen.
Es würden sein Verdienst doch nur die Klugen kennen,
Die, ohne meinen Unterricht,
Den edlen Stolz vom eitlen Hochmuth trennen.

Der Hochmuth ist des Freundes Fehler nicht.
Sein Urtheil von sich selbst, ist allemal bescheiden.
Nur dann erwacht sein Stolz, der nichts vergeben kann,

Nur dann klagt er der Zeiten Undank an,
Wenn die Verdienst' in andern leiden.

Einst, als er auch die Klagen unsrer Zeit
Von unsrer Künstler Eitelkeit,
Und ihrem Stolze hörte,
Und einer ungestüm darüber sich beschwerte,
Der wohl zur Zahl der Künstler nicht gehörte:
Sprach er: Ich räum' es Ihnen ein,
Kein großer Künstler darf deswegen
Hochmüthiger, als andre, seyn,
Die sich auf seine Kunst nicht legen.
Doch dieses räumen Sie vermuthlich mir auch ein;
Kein großer Künstler darf deswegen
Demüthiger als andre seyn.

Anhang.

O H O

Bey dem
Absterben eines Freundes.

1759.

Also sammelt Gott seine Geliebten. Nicht einen von ihnen
Läßt er zurück in den Thälern der Müh'. Er sammelt sie alle.
Wenn denn die neuen Bewohner des Himmels ihr Engel zum Thron führt,
Dann empfangen die Seeligen alle sie fröhlich. Den Himmel
Füllen lautere Jubel. Sie lehren die hohen Gesänge
Ihre Brüder, die bald auf den goldenen Harfen des Himmels
Gott mit ihnen lobsingen. Dann suchen und finden einander
Die hier Freunde waren, auch die, die das irdische Leben

Hier nicht gesellte, wiewohl ihre Herzen sich kannten und liebten.
Auch die hier sich nicht kannten. Ihr Engel bringt sie zusammen,
Freut sich ihrer Umarmung, und horcht auf ihre Gespräche;
Wenn ihre Herzen sich öffnen, wenn sie die Wege der Vorsicht
Sich erklären, und nun für ihr vollendetes Schicksal
Ihren Gott und Vater voll Dank gemeinschaftlich preisen.

An einen Freund,

nach einer langen Abwesenheit.

1755.

O, möcht' er morgen schon erscheinen,
Der Tag, den noch umsonst mein wartend Herz
begehrt!
Wie sollt' ihm diese Nacht mein Aug' entgegen weinen!
Wie glücklich sollt' er uns vereinen!
Wie brüderlich, und wie beneidenswerth?
Mein Herz, das ganz der Lieb' und Freundschaft zugehört,
Würd' allzu fröhlich seyn, sein ganz Gefühl zu sagen.
Kaum stark genug, es zu ertragen,
Würd' ich beym ersten Wiedersehn,
Vielleicht ganz sprachlos vor dir stehn.
Wie glücklich wäre selbst dieß Schweigen!
Braucht' ich dir mein Gefühl durch Worte wohl zu zeigen!
Und würde nicht dein Herz das meinige verstehn?
Sanft überwältiget von ähnlichem Entzücken,
Wärst du auch wohl zu schwach, es mir ganz auszudrücken,
Ich würde nur dein Herz in deinem Auge sehn.
Ich würd' es ganz auf deiner Stirn' erblicken,
Und seine Sprache ganz verstehn.

An einen Freund.

1753.

Wie glücklich bin ich iezt! — Der Fröhlichkeit verschlossen,
War sonst mein Herz der Schwermuth Aufenthalt.
Die Tage meiner Jugend flossen
In Seufzern hin, und ich ward, schon als Jüngling, alt.
Die Freundschaft fühlt' ich noch. Doch ihre sanften Triebe
Bemeisterten nicht meines Grams Gewalt.
Ich fühlte sie; allein mein Auge blieb stets trübe:
Ich seufzt', und blieb stets alt.
Doch iezt, beglückt durch meiner Daphne Liebe,
Jezt ist mein Herz nicht mehr der Schwermuth Aufenthalt.
Mein Auge, das Sie sieht, ist nun nicht einmal trübe.
Ich seufze nicht, und bin nicht alt.

An

die Braut

eines Freundes.

1752.

Nach manchen trüben schwarzen Tagen,
Die Dich gen Himmel weinen sahn,
Seh ich, o Freundinn, Dir ietzt heitre Tage nahn.
Ich seh' die Freude schon die Schwermuth von dir jagen.
Sie kehrt in deine Brust zurück;
Und deine Stirn' und deinen Blick,
Die lange schon ein stiller Gram entweihte,
Der deine Munterkeit uns zu entführen dräute,
Und den Selinde selbst durch keine Kunst zerstreute,
Nimmt ietzt die Munterkeit, das Lächeln, und Der Witz,
Nebst allen Scherzen, in Besitz.
Und die, die sonst mit dir zu klagen sich vereinte,
Selinde, die mit dir so manchen Tag verweinte,

Er-

Erheitert sich mit Dir, und freut sich über Dich.
Auch ich will ietzt an Dich mit heitrer Freude denken;
Und Du gedenk' auch so an mich!
Daß ich nicht bey Dir bin, selbst das soll mich nicht kränken.
Wenn Du nur glücklich bist, wer freut sich mehr, als ich!

An Ebendieselbe.

1752.

Ihn suchte dein liebendes Herz. Nun hat dieß Herz ihn gefunden!
Der Himmel selbst führt ihn Dir zu.
O, so vergesse dein Herz auf ewig der schrecklichen Stunden!
Wer wird nun mehr geliebt, als Du?
Dich suchte sein liebendes Herz. Nun hat dieß Herz Dich gefunden!
Der Himmel selbst führt ihm Dich zu.
O, so vergesse sein Herz auf ewig der schrecklichen Stunden!
Denn wer liebt zärtlicher, als Du?

An Ebendieselbe.

1752.

Ja, deines Freundes Geist erreicht auf kühnem Flügel
Das epische hochtönende Gedicht,
Und übersteigt die höchsten Hügel,
Und achtet, wie es scheint, der Schäfer Thäler nicht.
Allein er darf von seinen Höhen
Im Thal nur eine M. * * sehen:
(Er sieht sehr scharf,) sogleich verweilt er sich.
Er fliegt nicht mehr. Er schleicht zu ihr an sanften Bächen;
Der Erde nah, lernt er Violen brechen,
Und keine Donner mehr, nur Lieb und Freundschaft sprechen.
Nicht episch mehr, ist er so zärtlich fast, als ich,
Der ich so lange doch in diesen Thälern wohne,
Sie nie verlassen hab', und niemals es bereut,
Nur zärtlich bin, und mich für meine Zärtlichkeit
Durch meiner M. * * Gunst, durch Daphnens Kuß belohne.

An ein junges Ehepaar.

1752.

Die ihr in freundschaftsvollen Stunden
Jetzt euer ganzes Herz ergießt,
Frohlocket, daß ihr euch gefunden,
Und eure Zärtlichkeit genießt,
Und alles fühlt, was je ein fühlbar Herz empfunden,
Das eurem Herzen ähnlich ist!
Ich weis, daß mich in diesen Augenblicken
Die Zärtlichkeit mit euch vereint,
Und daß ihr, mitten im Entzücken,
An mich gedenkt und sprecht: auch er ist unser Freund.
Ihr werdet euch sehr viel von meiner Daphne sagen;
Und wenn denn euer Herz beginnt,
Mit ahndendem Gefühl, noch hurtiger zu schlagen,
Wißt ihr, was euch alsdenn die schnellern Schläge sagen?
Daß ich und Daphne bey euch sind.

O ja, gewiß wir sind bey euch.
Denn unsre Herzen sind den eurigen zu gleich.
Wie fröhlich werden wir von eurer Liebe sprechen,
Und ob wir unsre Küsse gleich
(Wer unterbricht sie gern?) nur ungern unter-
brechen,
Sie dennoch, um von euch zu sprechen,
Gern eine zeitlang unterbrechen.

An den Herrn Rabener.

1754.

Was gleicht an Heiterkeit ietzt allen meinen Tagen?
Nicht einer ist, der unter bangen Klagen
Mir ungefühlt und ohne Lust entflieht;
Mein ganzes Leben ist ein süß harmonisch Lied.
Mein Mund zum Dank gewöhnt, verlernt nun seine Klagen!

Was gleicht an Freude meinen Tagen?
Wie rauschen sie so sanft in Daphnens Arm mir hin!
Wie glücklich bin ich, Freund, wie fühl' ich's daß ich's bin!

Epigrammatische Gedichte
nach dem
Martial und Owen.

1 7 4 5.

Mart. Libr. I. XXXIX.

Der vorlesende Bav.

Die Ode, die Bav vorliest, ist zwar mein;
Jedoch, weil er so schlecht sie vorliest, wird sie sein.

Libr. I. LXIV.

Auf denselben.

Freund, lies mir deine Verse vor,
Spricht Bav. Ich danke. Solch ein Thor
Bin ich mit Schaden schon gewesen.
Du willst nicht hören; Bav, zur Marter für mein Ohr
Denkst du vielmehr, mir selber vorzulesen.

Libr. II. III.

Die Lossprechung.

Du bist nichts schuldig, Freund, du bist nichts schuldig.
Nein!
Wer nichts bezahlen kann, was kann der schuldig seyn?

Libr. II. LXXXVIII.

Guter Rath.

Du hast nie etwas vorgelesen,
Alceste, und willst ein Dichter seyn.
Willst du es seyn, so sey's; allein
Fahr fort, nie etwas vorzulesen.

Libr. III. IX.

Auf den Ranulph.

Verläumdet mich Ranulph? Gut! Es sey ihm erlaubt.
Doch der verläumdet nicht, deß Lügen niemand glaubt.

Libr. V. XLVIII.

Der Gast.

Ich speise nie zu Hause,
Schwört prahlerhaft Biber.
Man bitt' ihn nicht zum Schmause!
Nun gut: so fastet er.

Libr. V. LXXIV.

An den Chörilus.

Daß ich dir, Chörilus, die Sammlung meiner Lieder,
So oft und dringend du um sie mich bat'st, nicht schenke,
Das wundert dich. Allein ich denke:
Du schenkst mir deine wieder.

Owen. Libr. III. LXXVI.

Haß gegen die Neuern und Alten.

Es ist ein thörichter Neid, was neu ist, alles hassen,
Und neid'sche Thorheit, allein das Neue schön seyn lassen.

Libr. III. CLXX.

Wahrsagung.

Du liesest nie, die vor dir sind gewesen;
Wie schwerlich werden dich, die nach dir kommen, lesen!

Libr. I. Ad Henricum Principem. LIII.

Auf einen geizigen Schmeichler.

Dich muß man, wenn du lobst, nicht wenn du giebst, erheben.
Kein Mensch hat mehr gelobt, und weniger gegeben.

Eod.

Eod. Libr. LXXXIV.

Auf einen Freygeist.

Der Menschen Andacht schreibst du ihrer Einfalt zu.
Ist's wahr; so ist kein Mensch andächtiger, als du.

Libr. ad Carolum Eboracensem. XXX.

Der Geschmack des Glücks.

Das Glück hat Thoren lieb. Max spricht: beweis es mir!
Glaubst du mir's nicht, Ungläubiger, glaub's dir!

Libr. ad Arbellam Stuart. LXXXI.

Strephons Sorgen.

Die Schulden, welche Strephon hat,
Erfüllen ihn mit Sorgen und mit Quaalen.
Wie er bezahlen will? Ja, aber in der That,
Noch mehr, wie er will nicht bezahlen.

Libr. III. LXXIX.

Auf den Star.

Star sieht die Fehler stets an andern, nie an sich.
Für andre weis', ist er allein ein Narr für sich.

Ad tres Moecenates Libr. I. LXIV.

Auf den Narciß.

Nichts kann verliebter als Narcissus seyn.
Er liebt nur sich, er selbst allein.

Libr. III. CLXXIX.

Auf das mechanische Beten.

Du leistest, halb voll Schlafs, Gott des Gebetes Pflicht,
Auf's Lager hingestreckt, in träger fauler Ruh.
Als beteteſt du nicht, so beteſt du.
Weißt du, wie Gott dich hört? So, als hört' er dich nicht.

Briefe.

Briefe.

I. Brief.

An den Herrn * *.

Warum, mein Freund, verschont das Schicksal Dich
Nicht mit der andern Menschen Plagen?
Verdruß und Unruh sollten sich
An keinen wahren Dichter wagen,
Am allerwenigsten an Dich.
Weswegen bringst Du nicht in lauter heitern Tagen,
Und in Horazischer ununterbrochner Ruh,
Mit Freunden, die des Glücks so würdig sind, als Du,
Dein Leben bey den Musen zu?

Wie sehr haben wir Sie alle bedauert, nachdem wir unsers * * Brief gelesen haben? Das habe ich nicht gedacht, mein liebster Freund, daß eine Krankheit die Ursache Ihres Stillschweigens wäre. Anstatt Sie mir im Bette, und in Küssen eingehüllt, vorzustellen, stellte ich Sie mir immer vor, wie Sie in einer auserlesenen Gesellschaft, auf ihrem Landhause lustig wären, oder allein unter Ihren hohen Linden, mit dem Tibullus in der Hand, herum schlichen, oder in Ihrer kühlen Grotte schlummerten, oder in dem kleinen Gehölz an Ihrem Garten, in

Begleitung der Musen, die Grazien und ein Lied haschten, und vor lauter Vergnügen nicht Zeit hätten, an Ihre abwesenden Freunde zu schreiben. Wie sehr habe ich mich geirrt! Anstatt dessen sind Sie in Ihrem Zimmer eingeschlossen, und haben das Podagra. Armer Herr * * womit haben Sie das verdient? Sind nicht Leute genug in der Welt, für welche diese Züchtigung eine Wohlthat seyn müßte, weil sie sie auf eine Zeitlang von Ausschweifungen und Thorheiten zurück halten würde, durch welche Sie, liebster Freund, noch niemals eine solche Züchtigung verdient haben?

Mich sollte nur das Schicksal fragen;
So solltest Du mit dieser Pein
Gewiß verschont geblieben seyn.
Ich wollte sie zu den Scribenten jagen,
Die, unberufen, sich die Welt zu lehren wagen,
Und jede Thorheit sich verzeihn,
Gedruckt zu seyn.
Mich sollte nur das Schicksal fragen;
Sie sollte bald das Podagra
Vom Schreibpult weg ins Bette jagen.
Und wollten ihre Finger ja
Auch dann die Welt mit Schriften plagen:
So sollte bald das Chiragra
Der schreibbegier'gen Faust das Schreiben untersagen.

Ich will mich eben in keine Untersuchung einlassen, ob diese Strafe für ihre Thorheit zu groß oder zu klein seyn würde. Aber ich weis gewiß, daß es viel besser gewesen wäre, wenn einige von diesen Leuten an Ihrer Stelle das Bette gehütet hätten, und Sie, mein liebster Freund, gesund geblieben wären. Ich stelle mir immer vor, wie traurig iezt alle die Gesellschaften seyn mögen, in welche Sie sonst den Scherz und die Freude mit sich zu bringen pflegten, und wie unpoetisch es iezt auf Ihrem Zimmer aussehen mag;

Wie vor dem Podagra die Musen selbst erschrecken,
Und iezt zum erstenmal vor ihrem Freunde fliehn,
Und, weil sie ungern von Dir fliehn,
In allen Winkeln sich verstecken,
Ja, an der Thüre noch verziehn,
Und, wenn ihr Feind einmal entschlummert, wieder kühn,
Aus den verhaßten Winkeln fliehn,
Und hinterm Vorhang sich vertraulich Dir entdecken,
Und, wenn er aufwacht, wieder fliehn.

Nein, mein liebster Freund, machen Sie mir und allen, die Sie hier lieben, bald die Freude, und schreiben uns, daß Sie wieder gesund sind. Wie sehne ich mich nach ihrem Briefe! Da ich immer jeden Posttag sehr misvergnügt zubringe, an welchem ich Briefe von Ihnen erwarte, und vergebens auf die Post schicke: so können Sie denken, wie traurig mir iezt alle Tage seyn werden, ehe ich von Ihnen erfahre, daß Sie wieder vollkommen

kommen gesund sind. Der Frühling, die Gesellschaft meiner Freunde, und meine Gesundheit selbst werden mir eher keine Freude geben, als bis ich Sie wieder eben so gesund, und in eben so fröhlicher Gesellschaft auf ihrem Landgute weis. Wird Sie das nicht antreiben, mich, so bald es ihnen nur möglich ist, mit einem Briefe zu erfreuen? Ich bitte Sie in meinem und meiner Freunde Namen darum, und ich will Sie so lange mit meinen posttäglichen Briefen, in Prosa oder in Versen verfolgen, bis sie meine Bitte erfüllt haben. Ich wünsche, daß Sie bald im Stande seyn mögen, dieses zu thun, und bin von ganzem Herzen

Ihr

* * den 28. März
1746.

ergebenster Freund
und Diener.

II. Brief.

II. Brief.

An Chloen.

1746.

Was ich Ihnen ietzt sagen werde, Chloe, das hätten Sie wohl nicht von mir zu hören geglaubt. Es ist gar nicht mehr die Rede von Ihrer Schönheit. Daran ist nicht zu denken. Es ist die Frage, ob ich Sie nicht beleidiget habe, wenn ich Ihnen so oft vorgesagt, daß Sie liebenswürdig sind, und daß Ihnen Ihre Gestalt die Verbindlichkeit auflege, Ihr Herz nicht ganz vor der Liebe zu verschließen.

Wenn Ihnen dieser Anfang meines Briefes etwas unartig und unerwartet zu seyn scheint: so lesen Sie um Ihrer Ruhe willen nicht weiter; Sie müßten denn den Muth haben, auch unangenehme Wahrheiten gelassen anzuhören.

Ich glaube wohl, daß Sie gar nicht wissen, wie Sie mit mir daran sind. Sie werden aber alles verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich ein Philosoph gewor-

den bin *). Sie wissen schon, daß mir dieser Name die Verbindlichkeit auflegt, alles zu vermeiden, was unphilosophische Köpfe, und insonderheit Frauenzimmer, artig und galant nennen.

Ich habe bey dem ietzigen schlimmen Wetter, da ich auf dem Lande bin, vor langer Weile, den Stoiker des vorigen Jahrhunderts hervorgesucht, über dessen Moral wir so oft mit einander gelacht haben. Wir haben dieses schwer zu verantworten, meine gute Chloe! Es mag so lächerlich seyn, wie es will, wenn er uns vor der Schönheit so ängstlich warnet, als ob er einen Menschen zurück halten wollte, der sich ins Wasser stürzen will, und wenn er uns um alles in der Welt bittet, nicht zu lieben. Er hat ungeachtet unsers Leichtsinns Recht. Ich habe seine Gründe überlegt, und von dem Augenblicke an, mich entschlossen, schöne Chloe, Sie nicht mehr zu lieben. Denn lieber will ich gar nicht lieben, als mich nach den Regeln dieses Moralisten einschränken, welche meine Empfindung doch wirklich um die Hälfte ihres Vergnügens bringen. Ich beleidige Sie durch dieses Geständniß in der That nicht; ich habe Sie vielmehr bisher beleidigt.

*) Daß unser Verfasser von der Philosophie, die eine Wohlthäterinn des menschlichen Geschlechts ist, die gehörigen Begriffe hatte, das beweisen seine Schriften. Allein über die in trocknen und ausgeschriebenen Systemen entstandne Nachäffung und Entstellung derselben zu lachen; dieses Ausbruchs eines edeln Unwillens können sich diejenigen am wenigsten enthalten, welche gegen diese Erfindung der Götter, wie Cicero die ächte Weltweisheit nennt, die aufrichtigste Ehrerbietung haben.

digt. Vergeben Sie mir dieses! Ich will es Ihnen wieder vergeben, daß Sie nicht gleichgültig gegen mich gewesen sind.

So viel Gewalt hat die Philosophie über ein Herz. Bisher bin ich freylich nicht so weise gewesen, daß ich in Ihnen nur Ihre Seele bewundert hätte, und für alle Reizungen Ihrer Schönheit unempfindlich geblieben wäre. Zwar ist die Macht Ihrer Tugend über mein Herz größer gewesen, als sich unsre Moralisten einbilden mögen. Sie hat Ihnen bey mir Hochachtung erworben, und meine Neigung ungleich stärker und viel beständiger gemacht. Unterdessen verstattet mir doch mein Gewissen nicht, mich zu rühmen, daß ich für Ihre übrigen Annehmlichkeiten Gleichgültigkeit genug gehabt hätte. Und das ist es eben, was ich iezt beklage; das ist es, was unsern Umgang unphilosophisch macht.

Ich habe bisher Dinge an Ihnen bewundert, die Sie Ihrem Fleiße nicht zuschreiben können, und die Ihnen folglich keinen eigentlichen Werth beylegen. Haben Sie etwas dazu beygetragen, daß Sie schön sind, oder haben Sie es, durch Fleiß und Nachsinnen zuwege gebracht, daß Ihre Augen so feurig und Ihre Wangen so blühend sind? Wenn Sie dieses nicht im Ernst behaupten: so erwarten Sie ja nicht, daß ein Philosoph Sie hochschätze. Sie wissen wohl, die meisten von diesen Leuten würden gar nichts seyn, wenn sie nicht fleißig wären, und Sie können es ihnen also nicht übel nehmen, daß sie durch nichts gerühret werden, welches seinen Besitzer nicht so blaß, krank und menschenfeindlich gemacht hat, als sie selbst sind.

Sie

Sie werden hierüber ohne Zweifel lachen; und zu einer jeden andern Zeit wäre ich selbst der erste gewesen, der darüber gelacht hätte. Glauben denn diese dunkeln Köpfe, würde ich gesagt haben, daß eine schöne Gegend durch ihr eignes Verdienst so reizend geworden, und daß die Rose es durch Schlüsse heraus gebracht habe, daß sie sich diese Gestalt geben, und sich in diese Farben kleiden müsse, wenn sie unter den Blumen herrschen, und die Augen der Menschen an sich ziehen wollte? Oder wollen sie uns bereden, daß eine schöne Gegend keinen Vorzug vor einer traurigen Wüste habe, und daß es einem Weisen schimpflich sey, sich die Pracht der Rosen gefallen zu lassen? So würde ich gesagt haben, wenn mir der erst erwehnte Moralist, nicht gesündere Grundsätze beygebracht hätte. Es ist ja gar keine Kunst, an einem solchen gelehrten Manne seinen Witz zu versuchen, der freylich durch sein tiefsinniges Nachdenken mehr heraus bringen muß, als hundert andre fassen können. Spotten kann man wohl über ihn, da er glaubt, daß es unter seiner Würde sey, darauf zu antworten. Aber setzen Sie ihm einmal, wenn Sie können, ernsthafte Gründe entgegen, Gründe, die desto mehr beweisen, je weniger sie ein jeder faßt! Dann wollen wir sehen, ob er nicht wieder Gründe vorbringt, deren Beweis so gelehrt ist, daß Sie ihm denselben gern schenken werden.

Ich habe einige derselben aus unserm Moralisten gesammelt, und ich gebe sie Ihnen hier in einer poetischen Einkleidung, damit sie bey Ihrem unphilosophischen Verstande desto leichter Gehör finden. Sonst hätte ich freylich ihre Würde, durch das Spielwerk der Dichtkunst nicht entehren dürfen. Allein ich hoffe gleichwohl mein

Beweis

Beweis ist so bündig, daß er nicht überzeugender seyn kann. Und ich habe, meines Erachtens, mehr Ursache gehabt, ihn mit dem gewöhnlichen Siegsgeschrey zu beschließen, als die Elster des Herrn Gellerts, welche dem Fuchs aus triftigen Gründen darthun wollte, daß er fünf Beine hätte, oder als unsre große demonstrirende Welt, von welcher die Elster und ich es gelernet haben.

Ich darf es freylich der Welt nicht verschweigen, daß diese Gedanken nicht mein sind; gesetzt auch, daß ich keine andre Ursache dazu hätte, als die Furcht, durch meine neuen Meynungen lächerlich zu werden. Unterdessen werde ich auch den Weltweisen nicht nennen, aus dem ich sie geschöpft habe. Es möchte sonst scheinen, als suchte ich ihnen erst durch den Namen dieses Mannes, der schon zu unsrer Väter Zeiten berühmt gewesen, das rechte Gewicht zu geben.

Wenn ich weis, daß Sie meiner Meynung sind: so werde ich nicht unterlassen, Sie zu besuchen; denn eher darf ich es freylich nicht wagen. Ein einziger Blick von Ihren beredten Augen würde mein System über den Haufen werfen. Aber wie lehrreich wird sodann dieser Besuch nicht seyn! Ich werde Sie gewiß durch keine unangenehmen Fragen, ob Ihr Herz auch wanken wird, böse machen. Ich werde Ihnen auch nicht, durch die geringste Schmeicheley eine Röthe abjagen, oder artige Antworten von Ihnen erwarten. Statt dessen werde ich Ihnen die Thorheit der Liebe von allen Seiten, wo sie am lächerlichsten ist, vorstellen. Ich werde Ihnen sagen, daß eine Zeit kömmt, wo Ihre Schönheit verblühet, und Ihre Wangen verwelken. Aber nicht

etwan deswegen, damit Sie sich Ihren Lenz zu Nutze machen, ehe er verschwindet, sondern nur darum, damit Sie bey Zeiten etwas anders lernen, als zu gefallen. Wenn ich Sie über dem Herrn von Hagedorn, oder einem andern von denen Poeten antreffe, welche leider nichts weniger thun, als demonstriren: so werde ich Sie bitten, an dessen Statt die Moral meines großen Führers auswendig zu lernen.

Noch eins, Chloe! lesen Sie keinen einzigen französischen Schriftsteller mehr, wenn es Ihnen um Ernst und Wahrheit zu thun ist. Man sagt, auch diese Nation habe Philosophen; aber was sagt man nicht? Es ist immer sicherer und kürzer, diese Herren vor der Hand weg alle zu verwerfen, als unter so viel seichten Gelehrten, eine mühsame Wahl anzustellen. Im Grunde ist doch alles französisch, das heißt eitel: es müßte denn ein guter Uebersetzer etwas Gründliches hinein gedacht haben *).

Tanzen und Spielen sollen sie auch nicht mehr, wenn Sie mir folgen wollen. Und ich werde Ihnen noch manchen guten Rath geben, wenn Sie sich willig finden lassen, ihn anzunehmen.

Leben

*) So wie es vor einigen Zeiten (denn iezt würden dergleichen Beschuldigungen zu viel Unwissenheit verrathen) einige französische Schriftsteller gegeben hat, welche die natürliche Unfruchtbarkeit des deutschen Witzes zu zuversichtlich und mit einer Art von Triumphe behaupteten: so hat es auch nicht an deutschen Scribenten gefehlt, die gemeynt haben, sie könnten ihrem Vaterlande den Ruhm der Gründlichkeit nicht besser versichern, als wenn sie dieselbe den Franzosen glatt ab

sprächen

Leben Sie wohl! So gern ich auch, nach meiner Gewohnheit, diesen Brief mit einigen zärtlichen Versicherungen beschlösse, die mir noch immer wider meinen Willen entwischen wollen: so wenig verstattet mir dieses mein ietziger Charakter. Halten Sie mich also für nichts weiter, als für

Ihren

aufrichtigen Freund.

Die Unempfindlichkeit.

Ein strenger Philosoph, Crispin,
Lehrt mich aus hundert Gründen,
Die Liebe, wie den Tod, zu fliehn,
Und nichts mehr zu empfinden.
Ich fühle des Beweises Kraft,
Und weiche schon den Gründen,
Und lehr' ietzt selbst die Wissenschaft,
Nichts weiter zu empfinden.

Zwar, sprächen. Wider diese Ungerechtigkeit redet unser Verfasser, welches ich denen sage, die aus Unbekanntschaft mit der Sprache der Ironie, diese Rechtfertigung eines Volks für eine Beschuldigung desselben halten könnten. Wahrheit und Tugend werden sich immer mehr ausbreiten, je näher wir den verklärten Zeiten kommen, wo sich jede gesittete Nation solcher Vorurtheile schämet, und es für einen unentbehrlichen Beweis ihres eignen Werths ansieht, wenn sie auch andern Völkern Talente, Einsichten und Verdienste zutraut.

Zwar, wenn mein Herz die Chloe liebt,
Ertheilt es mir die Lehre,
Wer solchem Reize sich ergiebt,
Der macht der Weisheit Ehre.
Doch ist mein Herz mir auch getreu?
Darf ich's zum Führer wählen?
Crispin, ist es nicht einerley,
Ihm folgen, oder fehlen?

Mein aufgeheiterter Verstand
Entwickelt schon die Triebe,
Und findet, was er sonst nicht fand,
Daß ich nicht Chloen liebe.
Was fesseln nun schon Jahre lang
Mich für Vollkommenheiten?
Ein lockigt Haar, ein freyer Gang,
Und lauter Kleinigkeiten.

Ein schwarzes Auge, dessen Nacht
Nicht Licht und Anmuth fehlen;
Ein Mund, der stets mit Beyfall lacht,
Den Lieb' und Scherz beseelen;
Ganz ohne Kunst, durch Unschuld nur
Erobernde Geberden —
Doch dürfen Gaben der Natur
Zum Ruhm gerechnet werden?

Zwar auch ihr Geist ist liebenswerth,
Er siegt in ihren Zügen.
Ist ihr Verstand gleich nicht gelehrt:
So kann ihr Witz vergnügen.
Was sagt' ich? Witz? Wer wird, Crispin,
An Weibern den erheben?
Den hat sie selbst sich nicht verliehn,
Der ist ihr nur gegeben.

Wo Witz und Schönheit sich gesellt,
Da drohn sie stets der Tugend.
Die Lieb' ist nur das Gift der Welt,
Der Untergang der Jugend.
Und Chloe, die so ehrsuchtsvoll
Der Dichter Lieder preisen,
Ist schön, daß ich sie hassen soll:
Und das war zu beweisen.

III. Brief.

Liebster Freund,

Endlich kann ich wieder als ein völliger Poet an Sie schreiben. Denn ich bin wieder gesund und vergnügt, die meiste Zeit auf dem Lande, immer bey meinen Freunden, und, wenn ich allein bin, fleißig. Denn ich hoffe, meine Neigung zum Vergnügen wird mich bewahren, daß ich nicht in die Thorheit verfalle, fleißig zu seyn, wenn ich bey meinen Freunden seyn kann. Wir wollen uns indessen nicht länger von Ihnen beschämen lassen, sondern insgesamt Ihrem rühmlichen Beyspiele folgen, und von Zeit zu Zeit etwas ausarbeiten. Wir wollen uns selbst nicht länger den Vorwurf machen, daß wir Ihnen in Ihrer Einsamkeit nichts zu lesen schicken, nachdem Sie uns aus Ihrer Einsamkeit mit so vielen schönen Meisterstücken versorgen, welche die vornehmste Ergetzung aller unsrer Zusammenkünfte ausmachen. Nein, wir sind alle fleißig. Sie wissen aber schon, daß wir unsern lieben Cleon nicht mit meynen. Die große Revolution, auf die wir warten, die Verwandlung des liebenswürdigen Müßiggängers in einen Arbeitsamen, ist noch nicht mit ihm vorgegangen. Er vertröstet uns aber immer darauf, daß sie bald ihren Anfang nehmen wird, und begnügt sich indessen mit seinem guten Vorsatze.

Er hätt' uns gern ein Fabelchen erzählt.
Wir wissen es, daß ihm der Witz nicht fehlt,
Und daß es ihm gewiß nicht glücket,
Daß er ihn unterdrücket,
Ja, daß kein Bartolus und Baldus ihn ersticket.
Doch eh er sich sein Thema wählt,
Verschwindet schon die Gluth, die ihn vorher entzücket.
Du weist auch, daß oft dem, dem Muth und Lust nicht fehlt,
Das Unglück Hinderniße schicket,
Mit denen es den armen Dichter quält,
Als Schmäuse, Spiel, und was den Fleiß sonst unterdrücket.

Einige von diesen Hindernissen halten auch unsern Damis zuweilen ab. Aber das hieße ihm zu viel thun, wenn man ihn deswegen unter die Unfleißigen setzen wollte.

Denn wenn er gleich nichts fertig macht:
So hat er doch darauf gedacht,
Und wartet auf die heut'ge Nacht.

Es wäre auch Schade, wenn er nicht bis auf die Nacht warten wollte. Was würden wir den Tag und die Nacht ohne ihn anfangen?

Sie sehen wohl, liebster Freund, daß wir noch eben die Lebensart fortsetzen, die wir führten, als Sie noch bey uns waren. Und da ich nun wieder gesund bin: so können Sie leicht denken, daß es mir an Vergnügen nicht fehlen kann. O was ist die Gesundheit für eine herrliche Gabe des Himmels! Schonen Sie ja die Ihrige. Das ist doch, wie mir Damon schreibt, die höchste Glückseligkeit, die wir auf der Welt zu wünschen haben. Denn mit dem Witze, sagt er, ist es nichts, so wenig, als mit dem Verstande. Ich sollte dieses billig schon vorher gewußt haben. Aber ich versichre Sie, daß ich den Werth meiner Gesundheit noch niemals so hoch geschätzet habe, als nachdem er mir dieses geschrieben hat. Und das nicht nur deswegen, weil ich ietzt aus der Erfahrung weis, wie unentbehrlich die Gesundheit unserm Vergnügen ist; sondern auf vornehmlich, weil ich weder Sie noch unsern lieben Damon wieder gesehen hätte, wenn ich nicht wieder gesund geworden wäre. Diese süsse Hoffnung macht, daß ich mein Leben ietzt mehr empfinde, und mit größerer Sorgfalt zu erhalten suche. Freuen Sie sich mit mir, ich habe gestern zum erstenmal meine Stube verlassen, und den ganzen Nachmittag mit unsern Freunden in einem Garten zugebracht. Könnte ich Ihnen nur beschreiben, wie viel Vergnügen ich diesem herrlichen Nachmittage schuldig bin!

Mir fehlte nichts zum höchsten Glücke,
Als Damon nur, und Du.
Allein, wann sagt' uns das Geschicke
Wohl eine reine Freude zu?

Sie sey auch noch so rein; so wird doch etwas
fehlen,
Und sollten wir sie selber wählen.
Doch hätt' ich dießmal frey gewählt:
So hättet Ihr mir nicht gefehlt.
Auch so ließ ich mir Euch kaum fehlen.
In meinem Geist spatzirtet Ihr,
Ihr werthen Beyde, doch mit mir.
So, wie ich an der Elb' oft Dich spatzieren sehe,
Und selber dann im Geist mit Dir
Vertraulich auf und nieder gehe;
Und wie Du oft in süssen Träumen meynst,
Daß Du mit denen, die Dir gleichen,
Mit uns, noch unter heil'gen Eichen
Zu Scherzen dich vereinst.

Es ist wahr, mein liebster Freund, diese Träume lassen in unsrer Seele Verdruß und Betrübniß genug zurück, wenn sie verschwinden; und dieses ist so wahr, daß es auch die Philosophen wissen. Aber wir, die wir eben keine Philosophen sind, können sie uns so zu Nutze machen, daß wir Ursache haben, sie uns öftrer zu wünschen. Wenigstens habe ich es gestern mit unsern Freunden erfahren, daß nach der Glückseligkeit, bey Ihnen zu seyn, keine größere ist, als so viel von Ihnen zu schwatzen, und so lange an Sie zu denken, bis man wirklich bey Ihnen zu seyn glaubt. Erwache ich denn gleich aus diesen glücklichen Träumen zuweilen: so steht es doch die meiste Zeit bey mir, mich wieder in diesen angenehmen Zustand zu

versetzen. Ich denke oft so lebhaft an Sie, ich stelle mir Ihr Gesicht, Ihren Scherz, Ihren Witz, und alles, was mir Ihre Gesellschaft so schätzbar macht, so lange vor, bis es mir endlich gelingt, mich selbst zu hintergehn, und mich auf einige Zeit wieder zu überreden, daß Sie bey mir sind. Wissen Sie aber wohl, welches die allerbeste Art ist, sich diese Träume zu Nutze zu machen? Man muß sie wahr zu machen suchen. Ich denke iezt mit dem größten Ernst darauf, dieses in Ansehung der Meinigen auszuführen. Das schlimmste ist, daß ich nicht lange bey Ihnen bleiben kann, und auf eine Gelegenheit sinnen muß, mit der ich bald wieder zurückkomme. Meine freundschaftlichen Reisen möchten mich sonst in den Ruf eines Müßiggängers bringen. Das ist nun freylich sehr traurig. Aber das soll mich doch nicht abhalten.

Ich schmecke, Freund, die ganze Bitterkeit,
Die auf das Glück von solcher kurzen Zeit
Den Augenblick zu folgen dräut.
Ich müßte mich, Dich zu verlassen, zwingen,
Und in der Freundschaft Süßigkeit
Mischt immer sich der Trennung Bitterkeit.
Allein verdienet nicht auch eine kurze Zeit,
Die Du und ich vereint verbringen,
Vielmehr, als daß man sich vor einer Reise scheut,
Und wäre sie auch noch so weit?

Ich beneide Ihren Boten, so oft er von mir Abschied nimmt; und Sie können sich darauf verlassen, daß ich

gewiß

gewiß nicht noch einen Monath zubringen werde, ohne Sie zu besuchen.

Ich muß Dich, Freund, ich muß Dich sehn;
Ich will nicht stets im Traum mit Dir spatziren gehn.

Daß meine Trauerode so glücklich gewesen ist, Ihnen einige Thränen abzulocken, das ist die größte Belohnung, die ich ihr wünschen können, nachdem sie bey meinen hiesigen Freunden eben so glücklich gewesen ist.

Was könnt' ich mehr zu meinem Lohn begehren,
Als Dein und unsrer Freunde Zähren?
An Ihren Thränen konnt' ich's sehn,
Daß meine Thränen nicht Clarissens unwerth wären;
Jetzt kann ich's auch aus Deinen Thränen sehn.
Mag doch in keiner Brust ein Seufzer nun entstehn!
Clarissa wird nicht mehr begehren,
Als Daphnens, ihres Freund's, und Dein' und unsre Zähren.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Clarissens Andenken macht mich zu wehmüthig, als daß ich Ihnen noch mehr schreiben könnte.

*** den 30. Julius, 1747.

IV. Brief.

Liebster Freund,

Ihr letzter Brief hat mich so weichmüthig gemacht, daß nunmehr alle die falsche Ruhe, die ich mir zu schmecken einbildete, sich in Traurigkeit, Schwermuth und Aufruhr verwandelt hat. Lassen Sie sich aber dadurch nicht niederschlagen. Sie haben weiter nichts gethan, als daß Sie mich einige Tage eher in meinen mir bestimmten Stand zurück geführt haben, den der Himmel für mich so voll Widerwärtigkeiten gemacht hat, als nur ein Stand seyn kann, und aus dem ich mich, nicht ohne Ungehorsam gegen mein Schicksal, zu früh habe herausreißen wollen. Urtheilen Sie selbst, ob ich oder Sie am meisten beklagt zu werden verdienen. Ich bin gesund; das ist eine große Glückseeligkeit. Allein, ich will nicht hoffen, daß ich in diesem Stücke etwas vor Ihnen voraus haben werde. Aber mein Gemüth ist so wund, und von so vielen Empfindungen zerrissen, daß ich nicht nur im Stande bin, alle ihre Klagen und deren Billigkeit zu fühlen; sondern daß ich mein Unglück dem Ihrigen wenigstens gleich schätze, an Kräften aber, es zu ertragen, weit von Ihnen übertroffen werde.

Mein beständiger und einziger Trost ist bisher der gewesen, daß unter uns wenigstens Ein Glückseliger, Ein Beneidenswürdiger wäre, daß Sie, Liebster Freund,

glücklich

glücklich wären. Er hat es, sagte ich zu mir, durch seine Großmuth in allen bisherigen Widerwärtigkeiten verdient, daß er glücklich ist. Vielleicht ist keiner unter uns allen so großmüthig gewesen, als er, und darum ist auch er unter uns der einzige, oder, wenn der Himmel noch mehr zärtliche Herzen beglücken will, doch der erste Glückliche. Wollen Sie mich um diesen Trost bringen, mein liebster Freund? Ich kannte schon vor Ihrem Briefe die Sorgen zum Theil wohl, die Sie zerstreuen. Aber ich hoffte doch, der einzige Besitz eines solchen Herzens, als das Herz Ihrer Braut ist, die Hoffnung, nun bald eine schon gefundene, geliebte, und wiederliebende Freundinn mit sich vereinigt zu sehen, ohne Furcht, durch so nichtsbedeutende und läppische Ursachen getrennt zu werden, durch welche ich um meine Freunde gleichsam betrogen bin, dieses, hoffte ich, würde Sie schon allein zu einer Zufriedenheit erheben, die weit über den Horizont aller Sorgen hinausgestellt wäre. Auch selbst die entsetzliche Abwesenheit von einer Braut, die nirgends anders seyn sollte, als bey Ihnen, muß durch die Gewißheit, von Ihr geliebt zu werden, ihren ganzen Stachel verlieren. Wozu solkte eine Seele nicht fähig seyn, die von einer Clarissa geliebt wird? Die Liebe der edelsten Herzen hätte ja vor dem, was die Welt Liebe nennt, nur einen geringen Vorzug, wenn sie den Geist nicht unendlich großmüthiger machen könnte, als ihn alle Schicksale niedergeschlagen machen können! So dachte ich, liebster Freund, von Ihnen, und wie freute ich mich über Ihre Glückseeligkeit! Mitten in dieser Freude erhalte ich Ihren Brief. Was soll ich nun sagen? Mein liebster Freund, Sie verdienen nicht nur mein, sondern aller zärtlichen Herzen höchstes Mitleid. Kaum hat ein Mensch jemals so viel zu leiden gehabt;

ich

ich rede nur von den Leiden der Zärtlichkeit. Rührender hat noch niemand geklagt, als Sie. Aber auch empfindlicher ist noch niemand bedauert worden, als ich Sie bedaure.

Soll ich nun auf mich kommen? Wollen Sie, daß ich mein Schicksal mit dem Ihrigen vergleiche? Meine Klage würde Sie vielleicht so niedergeschlagen machen, als mich die Ihrige gemacht hat. Und das will ich nicht. Sie wissen, was meine Schwermuth veranlaßt hat, und unterhält. Ich will nicht sagen, daß Ihr Schicksal erträglicher wäre, als das Meinige. Aber Sie haben nur mehr Ursachen, und ungleich mehr Kräfte, es mit Gelassenheit auszustehn. Sie haben wenigstens zuweilen einen Freund, dessen Gesellschaft Sie aufmuntert, dessen Zureden Sie beruhiget. Und Sie haben eine Geliebte, die Ihnen einmal alles tausendfach belohnen wird. Was für eine Aussicht in die Zukunft! Ich darf Ihnen nicht sagen, daß ich alles dessen beraubt bin. Nicht nur ohne eine zärtliche Geliebte, sondern auch ohne einen Freund, bin ich allein mir und meinen schwermüthigen Gedanken überlassen, und was habe ich, in Ansehung des Zukünftigen, zu hoffen? Doch ich will nicht klagen, ich will Sie nicht noch betrübter machen, als Sie schon sind. Ich will nur, daß Sie sich Ihrer Schwermuth nicht überlassen, und bedenken sollen, wie bald sich dieselbe in Freude aufheitern wird. Glücklicher Freund, Sie können Ihr Schicksal übersehen. Sie haben Ihre glückliche Insel schon vor Augen, auf der Sie mit Ihrer Geliebten nach so kurzer Zeit den Neid aller Ihrer Freunde verdienen werden, wenn Freunde Sie beneiden können; wo Sie nur dem Himmel und einer Clarissa leben, und die

übrige ganze Welt vergessen sollen, nur Ihre Freunde nicht. Es ist wahr, Sie haben noch über einen unruhigen Strom zu schwimmen, ehe Sie zu Ihrer seeligen Insel kommen können. Aber der Strom ist nicht breit, und es fehlt Ihnen weder an Stärke, noch an den Ermunterungen Ihrer himmlischen Freundinn, Ihr Haupt aufrecht zu erhalten. Wie glücklich sind Sie, und wie viel glücklicher werden Sie nicht erst noch werden!

Schreiben Sie mir ja bald, daß Sie sich beruhigt haben. Das ist der größte Trost, den ich ietzt wünsche, und der mich auch gewiß so gelassen und zufrieden machen wird, als ich jemals, ehe ich wieder zu meinen Freunden komme, werden kann. Ich bin ganz

Ihr

* * den 6. März
1748.

Zärtlicher.

V. Brief.

V. Brief.

Mein allerliebster Freund,

Noch ist kein Tag hingegangen, wo ich nicht hundertmal an Sie und an alle unsre Freunde gedacht, und mich hundertmal beklagt hätte. Wenn alle meine Klagen Briefe geworden wären; wie viel würden Sie nicht zu beantworten haben? Aber ich habe Sie so lieb, daß ich Sie mit meinen Klagen so wenig beunruhigen will, als nur möglich seyn wird. Ich klage mein Leid mir, und den Büschen, in die ich mich alle Abende verliere, so bald es sechs geschlagen hat. Noch habe ich hier zwar keinen so poetischen Garten gefunden, als unsre kleine wilde Insel war, wo der Geist der Musen unter der alten Linde, unter den Weiden am Wasser, und überall so gern herbergte; wo Sie, mein liebster Freund, mich zuweilen stör'ten, wenn ich allein seyn wollte, weil Sie wußten, daß ich nicht deswegen allein war, um nicht bey Ihnen zu seyn; wo die Narren nur selten hinkamen, wo wir die ganze Gegend durch Gespräche der Freundschaft und der Liebe heiligten. Alles dieses ist für mich aus. Die einsamen Gegenden, die ich hier durchstreiche, weil ich noch kein bequemes einsiedlerisches Gartenhaus habe finden können, scheinen solcher Klagen, als ich zu führen Lust habe,

noch gar nicht gewohnt zu seyn. Allein ich will sie noch dazu gewöhnen, und wenn ein Poet oder Freund nach mir diese Gegenden mit seinen Klagen besucht: so soll ihm das Echo schon viel zärtlicher antworten, als es mir antwortet. Vor dem einen Thore habe ich es schon versucht. Ich finde dort einen sehr schönen poetischen Garten, mit Inseln, ziemlich natürlichen Einsiedeleyen, kleinen Gehölzen, Nachtigallen, und Lauben. Allein ich bin immer in Gefahr, von einer Gesellschaft gestört zu werden, die nicht poetisch ist. Ich habe es also auch vor einem andern Thore versucht, und hier ein sehr schönes, wohl eingerichtetes Caffeehaus gefunden, das ziemlich fleißig besucht wird, aber dabey einen Garten hat, in welchem man zuweilen so glücklich ist, allein zu seyn. Hart hinter demselben liegt ein kleines Holz voll Nachtigallen, das aber manchmal durch das Jauchzen betrunkner Soldaten auf eine schändliche Weise entweiht wird. Doch neben diesem Gehölze läuft, auf der andern Seite des Wassers, ein angenehmer Spaziergang hinter lauter Bauergärten und Häusern weg, den wegen des nahen Wäldchens niemand besucht, und den ich eben deswegen besuche. Heute hoffe ich dort an einem abgelegenen Orte eine Bauerhütte und vielleicht eine Laube anzutreffen, wo ich meine einsiedlerische Residenz aufschlagen kann. Ich habe die Einsamkeit nimals mehr geliebt, als ietzt, und dieß ist das erstemal in meinem Leben, daß ich einen Spaziergang, oder einen Garten suche, um daselbst ungehindert schwermüthig zu seyn. Ach, mein liebster Freund, das habe ich niemals gedacht, daß ich Sie und unsre andern Freunde so sehr lieb hätte, ungeachtet ich immer gewußt habe, daß Sie insgesammt dasjenige sind,

was ich auf der Welt am meisten liebe. Grüßen Sie sie alle, wenn ich nicht an sie schreibe; und erinnern Sie auch unter unsrer ehrwürdigen Linde auf der Insel die Nachtigall und den ganzen fröhlichen Himmel zuweilen an Ihren alten Freund. Wie sehr bin ich

* * am 12 May
1748.

der Ihrige.

VI. Brief.

VI. Brief.

Meine liebste Freundinn,

Was für einen Eindruck Ihr freundschaftlicher Brief auf mich gemacht hat, das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Mein Herz ist aber desto fähiger, die Verbindlichkeit, die ich Ihnen nur allein dieses Briefs wegen schuldig bin, nach Ihrer ganzen Größe zu schätzen. Lobsprüche und Danksagungen sind zu weit unter Ihnen. Wir wollen es den Clienten überlassen, sie zu sagen, und den Gönnern, sie zu hören. Die Empfindungen der Freundschaft sind weder Lobsprüche noch Danksagungen; denn sie sind viel mehr. Wenn ich nicht Feinheit des Geistes genug besitze, an Sie zu schreiben, wie an eine Freundinn: so will ich wenigstens so an Sie schreiben, wie man an einen Freund schreibt. Unser * * ist nun bey Ihnen. Vielleicht ist er geschickter, Ihnen zu sagen, wie zärtlich ich Sie liebe und verehre, als ich es selbst bin. Heute ist er bey Ihnen angelangt, und heute will ich wenigstens an Sie schreiben, da ich nicht bey Ihnen seyn kann.

Jetzt, Freundinn, da ich nur dem Gram nicht fühllos bleibe,
Und das Gefühl der Lust durch meinen Schmerz betäube,
Von welchem mich kein Freund befreyt,
Und die verhaßte träge Zeit
Durch Nachtgedanken mir vertreibe,
Jetzt, Freundinn, da ich Dir nur schreibe,
Jetzt ist er, fern von Damon und von mir,
Umsonst zurück gewünscht, bey Dir.

Wie fröhlich mögen Sie seyn! Sie sind es werth. Denken Sie nur zuweilen mit einem Mitleiden, welches Ihre Freude nicht unterdrückt, daran, daß wir hier nicht so fröhlich sind. Sie wissen das Schicksal schon, das mir bevorsteht. Ich soll Sie sehen, Madame, und zwar eher, als ich gehofft habe. Aber nur deswegen, damit ich Sie hernach in desto längerer Zeit nicht wieder sehe, damit alle die Jahre, die ich von nun an bey Ihnen, dem Herrn von * *, und Herrn * *, ohne Furcht einiger Trennung, zuzubringen dachte, für mich todt sind, damit ich nicht den geringsten Trost habe, wenn ich von meinen hiesigen Freunden auf ewig Abschied nehme. Ist das nicht traurig? Soll ich nun noch Freunde suchen, nachdem ich solche Freunde verlohren habe, dergleichen ich nirgends wieder finden kann? Das Glück, solche Freunde zu besitzen, wie Sie und meine hiesigen Freunde sind, ist zu groß, als daß es mir mehr, als zweymal, in meinem Leben wiederfahren könnte. Wenn ich die verliere: so

verliere

verliere ich alles, was man verlieren kann. Hier hört der Scherz, der Witz, die Freude, und selbst der Leichtsinn des Jünglings auf. Das ist zu viel; das würde auch ihr Pope nicht ausgehalten haben. Unterdessen wird die Welt es für mein größtes Glück halten. Sie wird mich für undankbar erklären, wenn ich einem Antrage, den so viele sich vergebens wünschen, und welchen man mir durch die herrlichsten Aussichten von Glück und Ehre recht wünschenswürdig zu machen sucht, nicht folgen will. Daß ich meine hiesigen Freunde verlassen muß, ohne zu Ihnen und meinen übrigen Freunden zurück zu kehren, das ist ein Unglück, das nur mir, und meinen Freunden begreiflich ist. Ist doch die ganze Welt voll Freunde. So urtheilt man, Madame, und so soll auch ich urtheilen. Weil ich denn soll, so will ich auch; so lange ich es aushalten kann. Ich habe mich vielleicht geirret, wenn ich mein Glück in der Freundschaft gesucht habe, wiewohl ich noch nicht weis, wo ich es sonst hätte suchen sollen.

Das Schicksal fragt mich nicht, und thut, was ihm gefällt;
Es ist vergebens, daß ich klage.
Mein Unglück kömmt, auch wenn ich's nicht ertrage,
Und meine zu gerechte Klage
Regiert und bessert nicht die Welt.

Sie sehen, wie viel Freundschaft und Nachsicht ich mir von Ihnen verspreche, da ich alle diese Klagen, die ich sonst nur mir allein sage, vor Ihnen ausschütte. Dieß

ist eine Erleichterung für mich, die ich sonst überall vergebens suchen würde. Ich sehne mich so nach Ihnen und dem Herrn von * *, daß ich zuweilen einfältig genug bin, die Beschleunigung meiner Abreise zu wünschen; ungeachtet ich dadurch nur einige glückliche Tage gewinne, die ich vielleicht, durch eine Reihe ganzer trauriger Jahre, theuer bezahlen muß. Doch nicht zu theuer, wie ich mir in den Träumen, die ich mir von diesen glücklichen Tagen mache, einbilde. Endlich weis ich doch, daß ich in Ihnen eine Freundinn besitze, deren Freundschaft, auch wenn ich von Ihnen getrennt bin, mein Glück ist, und mich durch einen einzigen Brief über meinen Verdruß so sehr erheben kann, daß ich ihn auf eine Zeitlang aus den Augen verliere. Was für ein trauriger Trost! Doch ich will noch hoffen. Vielleicht bin ich meiner Neigung zur Freundschaft und meiner Ruhe so getreu gewesen, daß ich durch meinen Brief nach * * * mein Glück von mir gestoßen habe. Mein Schicksal hat es bisher so gut mit mir gemeynt, daß ich es vor der Zeit nicht anklagen will. Vergeben Sie es mir, daß ich Ihnen mit meinen Klagen so lange beschwerlich gefallen bin. Ich will Ihren Brief noch hundertmal lesen, und, wenn ich dabey wehmüthig werde, selbst in dieser Wehmuth meinen Trost finden. Die Clarisse, die Sie kennen, hat sterben müssen, ohne Sie zu sehen, und ohne Ihre Freundinn geworden zu seyn. Und doch waren Ihrer beyder Seelen geschaffen; einander schwesterlich zu lieben. Die Welt hat sie nicht vermißt; aber Sie haben um sie geweint. Was kann ich, nach so wunderbaren Schicksalen, die ich vor Augen sehe, mir versprechen? Meine Hoffnungen und meine Wünsche sollen sich immer enger einschränken.

Aber

Aber nicht so enge, daß mir nicht eine große Hoffnung übrig bleiben sollte, die gewisse Hoffnung, daß sie immer meine Freundinn seyn werden, und daß meine Freunde ewig meine Freunde bleiben. Hierinnen werde ich mich nicht betrügen, wenn ich mich auch in allen meinen Hoffnungen betrügen sollte. Wenn Sie und meine Freunde mich für redlich und zärtlich halten: so will ich meinem Herzen glauben, daß ich es bin. Wenigstens bin ich

Theuerste Freundinn,

Ihr

* * am 4. April
1749.

getreuer Freund.

VII. Brief.

Nein, liebster Freund, noch kann ich es gar nicht gewohnt werden, nicht bey Ihnen zu seyn, und mein ganzes Glück, das ich hier finde, kann mich darüber nicht trösten. Mit Freuden wollte ich es andern überlassen, und zu Ihnen hinfliehen, und mich nimmer wieder von Ihnen trennen, wenn es in meiner Gewalt stünde. Sagen Sie mir nicht, daß der Himmel uns wohl wieder zu einander bringen kann. Das weis ich wohl. Aber was habe ich für ein Recht zu hoffen, daß er es auch thun wird? Lassen Sie mir immer meine Schwermuth, und suchen Sie mich nicht durch Hoffnungen zu hintergehen. Nur einen Trost habe ich, und mehr begehre ich auch nicht, wenn es nicht anders seyn soll. Wenn der Himmel beschlossen hat, uns auf ewig von einander getrennt seyn zu lassen: so wollen wir uns doch lieben, und als Freunde, auch fern von einander sterben, und uns beweinen. Das ist traurig genug, und doch das Einzige, was uns niemand nehmen kann. Denn um den Trost, unsre Seele in vertrauliche Briefe auszugießen, können uns freylich tausend Hindernisse, und zum Theil Kleinigkeiten bringen. Mich dünkt aber doch, wir sollten uns dieses Glück, dessen Süßigkeit kein Mensch so sehr empfunden haben muß, als ich, nicht so leicht aus den Händen reis-

sen lassen. Ich schreibe dieses nicht darum, daß Sie bisher nicht genug geschrieben haben; sondern damit Sie es inskünftige auch so oft thun, ja, noch öfterer, wenn es seyn kann. Und ich ermahne mich selbst dadurch, weniger auf die Wiesen und in die Wälder zu laufen, wo ich mich doch durch meine Klagen nicht trösten kann, weil diese Gegenden mich an andre erinnern, die besser waren, weil Sie oder meine andern Freunde mich dahin begleiteten.

Also ist, wie Sie schreiben, auch unsre geliebte Insel von den Freuden verlassen, welche dort sonst zu herbergen pflegten? So zärtlich müssen Sie mich nicht lieben, daß Sie nicht mit Ihrem liebsten Mädchen und Ihren Freunden dort ganz vergnügt seyn sollten, ungeachtet ich nicht bey Ihnen bin. Sie müssen dort die kleine Familie der Freuden und Ergetzlichkeiten nicht ganz aussterben lassen. Wer weis, was für zärtliche Herzen noch unter der alten Linde, auf der wüsten glückseeligen Insel, Freundschaft und Vertraulichkeit fortpflanzen, und die Nachtigall wieder dorthin einladen sollen? Doch diese glückseelige Insel soll vielleicht mit uns, oder nach uns ganz verwildern oder untergehen. Sie werden auch ietzt wohl nicht Zeit haben, sie so fleißig zu besuchen, wie sonst.

Aber wenn ich, bey aller meiner Weichherzigkeit, nicht noch etwas gesetzter wäre, wie Sie, mein liebster Freund; wie sollte ich es hier noch so aushalten können, als ich es aushalte? Ich habe hier nicht einmal einen einzigen Menschen, dem ich Sie oder einen von unsern

Freunden nennen mag, vielweniger einen, gegen den ich mich über die Entfernung von Ihnen beklagen könnte. Sie haben doch noch Freunde, welche die Abwesenheit der andern mit Ihnen beklagen, oder Sie darüber trösten. Und Sie haben eine Geliebte! Und zwar eine Geliebte, die Sie nicht nur durch Ihre Liebe zum glücklichsten Menschen auf der Welt macht, sondern auch die Abwesenheit Ihrer Freunde mit Ihnen empfindet, mit Ihnen darüber klagt, und Sie eben dadurch aufrichtet. Wie glücklich sind Sie! Ich hergegen lebe an einem Orte, wo ich mich darüber ärgere, daß einige von meinen Freunden hier dem Namen nach bekannt sind. Wenn ich nach ihnen gefragt werde: so spreche ich: Sie wären insgesammt die besten und vertrautesten Freunde, die ich jemals gehabt hätte; und ich würde künftig keinen Freund mehr suchen, der nicht, wie Sie, wäre. Alsdann lächeln die vorwitzigen Leute, und fragen mich nicht mehr. Ich sehe aber so ernsthaft und finster dabey aus, daß sie gewiß denken, wir sind alle melancholisch = = = =.

So weit war ich gestern mit meinem Briefe gekommen. Heute, liebster Freund, wollte ich ihn fortsetzen.

Ich wollte Dir noch weiter schreiben,
Wie oft die Narren mich und meinen Witz betäuben,
Und mich verhindern froh zu seyn.
Wofern ich nicht kann albern seyn;
Wie fruchtlos sie mein Spott sucht von sich weg zu treiben,

Und

Und mich von ihnen zu befreyn;
Weil sie nicht meinen Haß noch meine Runzeln scheun,
Und dennoch meine Freunde bleiben,
Und lachen, bis sie mich vertreiben.
Das alles wollt' ich an Dich schreiben.
Es sollte nun mein Brief nicht mehr voll Klagen seyn;
Er sollte nur voll Galle seyn.
Allein, das laß ich iezt wohl bleiben,
Von Haß und Galle Dir zu schreiben.
Könnt' ich nur viel vor Freuden schreiben;
So sollte, Freund, mein Brief allein
Voll Zärtlichkeit, voll Freude seyn.
O Freund, laß sich dein Herz mit meinem wieder freun!
O Freund, iezt bin ich wieder mein!
Jetzt bin ich, der ich war, ich bin nicht mehr allein.
Den Himmel jammert meine Klage,
Und er vergönnt mir noch von neuem ein paar Tage,
Mich, wie vor Zeiten, zu erfreun,
Ein Freund, und klug, und neidenswerth zu seyn.

Wenn Sie diese große Verwandlung meiner Schreibart in Erstaunen setzt, liebster Freund: so denken Sie einmal, in was für ein Erstaunen ich gesetzt worden bin, als ich heute Mittag von unserm Cleant einen Brief bekam, worinnen er mir schrieb, daß er mich mit seiner Schwester, und ihrem Manne besuchen wollte. Er hat sich entschlossen, auf seiner Reise nach England einen

kleinen

kleinen Umweg von zwanzig Meilen zu nehmen, und mich zu besuchen. Seine Schwester begleitet ihn bis zu mir, und bleibt einige Tage hier. Diesen unerwarteten Brief erhielt ich heute Mittag um eilf Uhr, und kaum hatte es zwey geschlagen, als ihr Adolph schon gesprungen kam, und mir die Ankunft seiner Herrschaft meldete. Sie können leicht denken, wie mir das Herz noch ietzt vor Freuden pocht, da ich den Augenblick von ihnen zurück komme, nachdem ich von zwey Uhr bis um Mitternacht bey ihnen gewesen bin. Die kleine Lucinde und alle sind ganz ausserordentlich vergnügt, so vergnügt, als ich sie noch niemals gesehen habe. Und alle grüßen Sie und unsre Freunde aufs freundschaftlichste. Lucinde hat es in ihren Briefen vielfältig bedauert, und bedauert es noch ietzt, daß Sie nicht zu ihr nach B. gekommen sind. Aber ietzt freuet sie sich, wie ein Kind, daß sie hier ist. Das sind Freunde! Wo sind noch mehr solche Leute außer dem Bezirk unsers kleinen Häufleins? Sie können leicht denken, daß ich ietzt an keinen von unsern Freunden schreiben mag. Aber wie viel habe ich schon von ihnen geschwatzt! Umarmen Sie sie alle in meinem Namen, und sagen ihnen, wie glücklich ich bin,

Ihr

* * den 25. Jun. 1749.

treuer.

VIII. Brief.

VIII. Brief.

Mein liebster Freund,

Sie und R. beschweren sich darüber, daß ich von dem Besuche Lucindens und ihrer Gesellschaft zu sehr schweige. Aber warum wollen Sie mich an eine Glückseeligkeit erinnern, die nicht mehr ist, und die ich in gewissen Stunden der Schwermuth vergessen zu können, wünsche, ungeachtet ich in andern Stunden ihr Andenken um nichts in der Welt hingeben würde, wenn es auch mit noch einmal so viel Schwermuth verknüpft wäre?

Was sollte ich mit Lucinden und ihrem Bruder geredet haben? Zuweilen gar kein Wort; insonderheit in den ersten Stunden nach ihrer Ankunft, und in den letzten vor ihrer Abreise. Ach, wir haben einander zuweilen nur angesehen! Ich habe sehr oft, ohne ein Wort zu sagen, mich auf die Lehne des Armstuhls, worauf Lucinde saß, mit dem Arme gestützt, ihre Hand zuweilen genommen, und kein Auge von ihr verwandt. Zuweilen unterbrach sie das Stillschweigen zuerst, rief ihren Mann oder ihren Bruder, und sagte, sie sollten mich ansehen. Alsdann stiegen mir die Thränen in die Augen; sie lächelte und weinte zugleich; und ihr Bruder mußte sich wegkehren. Ein andermal spottete ich mit Thränen in den Augen über

ihre Weichherzigkeit. Sie warf mir die meinige vor, und ich antwortete, daß ich nichts weniger, als weichherzig wäre, daß ich ihr eine glückliche Reise wünschte, daß ich ihr nicht nachweinen wollte, und was weis ich, was ich noch mehr sagte. Aber kaum hatte ich es halb gesagt: so war ich zur Thür hinaus, und weinte draußen.

Doch wir haben nicht immer geheult. Zuweilen haben wir nicht anders gethan, als wenn wir ewig bey einander gewesen wären, und auch immer beysammen bleiben würden. Wir haben uns allen den kleinen Scherzen überlassen, welche kein Witz schmeckt, wenn das Herz nicht zärtlich ist, welche kein Herz empfinden kann, wenn es die geringste Bekümmerniß bey sich herrschen läßt, und welche noch niemals erzählt worden sind, ohne die Hälfte ihrer Anmuth verlohren zu haben. Wie wir niemals ernsthaft waren, daß nicht unsre abwesenden Freunde an unsern Gesprächen einen großen Theil gehabt hätten: so wußten wir sie auch in unsre Unterredungen einzuflechten, wenn wir glücklich genug waren, nichts anders zu thun, als zu scherzen. Alle merkwürdige Kleinigkeiten von Ihnen und unsern übrigen Freunden beschäfftigten uns so sehr mit Ihnen allen, als ob sie wirklich bey uns wären. Zuweilen zerstreuten wir uns auch in die Zukunft, und schmeichelten uns mit der so betrüglichen Hoffnung, uns bald auf immer bey einander zu sehen, und Sie, mein liebster Freund, mit einigen andern von denen, die zu uns gehören, zu uns zu ziehen.

Der Tag vor Lucindens Abreise war insonderheit merkwürdig. Ich muß aber die kleine Geschichte wohl ein wenig weiter herholen. Am Montage bekam ich also die

Nach-

Nachricht, daß sie kommen wollten, und gleich nach Tische waren sie auch da. Ich war den Augenblick bey ihnen, und blieb bis in die Nacht da. Von diesem halben Tage, den wir mehr in einer Trunkenheit, als in einer Freude zubrachten, kann ich Ihnen am wenigsten erzählen. Sie können sich leicht vorstellen, was ein so unvermuthetes Wiedersehen der besten Freunde für Bewegungen unter uns verursacht hat, wie unruhig unsre Freude war, und wie unmöglich es ist, eine Beschreibung davon zu machen. Den Tag darauf konnte ich nicht eher bey Ihnen seyn, als des Mittags um zwölfe; und Sie können denken, wie lang mir dieser Vormittag ward. Aber desto angenehmer war der übrige Tag. Nachdem wir mit einander gespeist hatten, fuhr ich mit ihnen nach einem sehr angenehmen Lusthause vor der Stadt. Wir nahmen das heiterste Zimmer ein, das im ganzen Hause ist. Auf der einen Seite desselben sieht man über einen kleinen Garten in einen angenehmen Wald; und auf der andern über ein schmales Wässerchen auf eine grüne Wiese, welcher es weder an nahen, noch etwas weiter entfernten Heerden fehlt. Diese Wiese wird auf der linken Seite von einem sehr hohen und dicken Walde, wie von einer Mauer umgeben; auf der rechten aber stößt sie in einem halben Zirkel an verschiedne zerstreute Gartenhäuser und Bauergärten, bis dieser halbe Zirkel sich gerade über Lucindens Fenster über, in die angenehmste Landschaft von Wiesen, Bäumen und Dörfern aufthut, und das Auge sich in die wilde Natur zerstreuen läßt. Hier brachten wir den ganzen Nachmittag und einen Theil des Abends zu. Darauf giengen wir in das kleine Wäldchen hinter dem Garten. Meiner schönen Gefährtinn gefiel es hier so wohl,

daß

daß sie sich gar nicht wieder zurück finden konnte. Endlich ward es dunkel, und wir mußten doch nach Hause. Damals kam ostwerts hinter den Büschen der große Mond gemach hervor. Wir sahen ihn von eben dem Zimmer, dessen Lage ich noch nicht halb so angenehm beschrieben habe, als sie mir ietzt ist, nachdem Lucindens Augen sie bewundert haben. Wir speisten hier, wie die Schäfer, und zum wenigsten eben so vertraulich; und fuhren darauf durch den angenehmsten Umweg von der Welt um eilf Uhr wieder nach der Stadt. Ich begleitete sie auf ihr Zimmer, schwatzte noch ein bißchen, gieng endlich nach Hause, und brachte die ganze Nacht zu, ohne ein Auge zuzuthun.

Den andern Morgen ward ich wider meinen Willen so lange aufgehalten, daß es wieder fast Mittag war, ehe ich zu meiner Gesellschaft kommen konnte. Wir setzten uns sogleich in einen Wagen, und fuhren nach eben dem Hause, wo wir den vorigen Nachmittag so vergnügt zugebracht, und uns eben deswegen auf den folgenden Tag eine kleine Mahlzeit bestellt hatten. Aber die Gewißheit, daß dieß das letztemal wäre, da ich an diesem Orte einer solchen Gesellschaft genießen könnte, machte mich sehr zerstreut und einsylbigt. Ich kam auf den Einfall, noch mehr von den hiesigen Gegenden durch die Gegenwart so geliebter Freunde für mich zu weihen, und ich that also, so bald es etwas kühl ward, den Vorschlag, von hier nach einem andern großen Garten zu fahren, wo ich wöchentlich etliche Abende zuzubringen pflegte. Meine Gesellschaft fand diesen Garten sehr vortrefflich, und wer weis auch nicht, daß er das ist? Ich habe es zwar vor-

her

her noch niemals recht empfunden, weil ich immer allein in demselben herumirren müssen. Aber ietzt bin ich mit allen, die diesen prächtigen Garten gesehen haben, einerley Meynung. Insonderheit gefiel uns die große Fontaine, an der wir uns niedersetzten, und uns ein bißchen naß machen ließen. Wir verweilten uns hier so lange, und die Zeit vergieng uns unter unserm freundschaftlichen Geschwätz so geschwind, daß wir ohne die Erinnerung des sorgfältigen Adolphs wohl bis in die späte Nacht dageblieben wären. Endlich fuhren wir also herein. Aber wie wir schon den Abend vorher etwas melancholisch geworden waren, so wurden wir es ietzt noch mehr, da die Abreise Lucindens und ihres Mannes auf den folgenden Tag festgesetzt war. Der Abschied von ihrem Bruder gieng Lucinden so nahe, daß sie sich auch nicht wohl befand, und ich, damit sie sich zur Ruhe legen könnte, noch eher, als ich sonst Lust gehabt hatte, weggehen mußte. Doch mußte ich versprechen, den andern Morgen recht zeitig zu kommen, und nicht eher wegzugehen, als bis Lucinde und ihr Mann weggereist wären. Sie können leicht denken, mit welchem Herzen ich nach Hause schlich. Ich warf mich sogleich ins Bette, und schlief mehr vor Verdruß, als Müdigkeit, sehr bald ein. Aber gegen meine ganze Natur wachte ich schon um ein Uhr wieder. Ich warf mich noch einige Stunden im Bette herum, und wünschte, daß dieser Tag gar nicht seyn möchte. Endlich stand ich auf, und so bald es der Wohlstand erlaubte, eilte ich zu Lucinden.

Als ich ins Haus trat, schlug mir das Herz, wie einem der bald auf den Richtplatz treten soll. Ich zitterte, als ich die Stubenthür aufmachte, und glaubte, ich würde lauter nasse Augen sehen. Aber nichts weniger. Al-

les lächelte mir entgegen; und Lucinde, deren Gesicht so freundlich war, als das Gesicht eines Engels, sprang auf, und dankte mir, daß ich so früh käme. Sie fieng an, mit dem Witze, den Sie kennen, mit mir zu scherzen, und goß mein Herz so um, daß es, wo nicht lauter Freude, doch lauter sanfte Zärtlichkeit war. Wir genossen die kleinsten Augenblicke, gedachten an keinen, als an den, den wir genossen, und waren insofern das möglich ist, dasjenige wirklich, was ich den Abend vor meiner Abreise von Ihnen, mein liebster Freund, zu seyn scheinen wollte.

Nach Tische giengen wir auf eine Seite des Walles spatzieren, die ausserordentlich schön ist, die ich wegen ihrer schattenreichen Hecke schon lange geliebt habe, und die ich durch Lucindens und meiner beyden Freunde Gegenwart zu meinen künftigen einsamen Spatziergängen, von den andern Seiten des Walles zu unterscheiden dachte. Hier erinnerten wir uns an den Anfang unsrer Freundschaft, und verglichen unsre ietzige damit. Dieses war der artigste Contrast von der Welt. Es war keine geringe Freude für uns, die verschiedenen Scenen unsers Lebens mit einander durchzugehen, in welchen wir uns immer rechtschaffen, immer als Freunde befanden. Wenn uns zuweilen die Erinnerung einiger Fehler demüthigte, die wir in unsern vorigen Jahren begangen hatten: so freuten wir uns, daß wir ietzt besser waren. Wir glaubten, daß wir künftig auch in unsrer ietzigen Aufführung etwas finden würden, das uns alsdenn unzufrieden mit uns selbst machen müßte. Aber wir versprachen uns, allen möglichen Fleiß anzuwenden, damit wir uns wenigstens niemals wieder sähen, ohne uns besser zu finden.

Mit diesen Gedanken giengen wir nach Hause. Lucinde kleidete sich um, als wenn sie nicht nach einigen Stunden verreisen müßte. Wir setzten uns so dichte bey einander, als die Schafe sich zusammen drängen, wenn ein großer Hagel kömmt, und thaten alles Mögliche, keinen Augenblick das Stillschweigen unter uns einreißen zu lassen. Wir betäubten uns, und versprachen einander, daß wir uns insgesammt aufs längste in einem Jahre wieder sehen wollten, ungeachtet unser Herz uns sagte, daß wir jämmerlich lögen. Endlich war der Coffer gepackt, und man mußte sich allmählig zur Reise ankleiden. Dieses geschah aber so langsam, und ward durch so viel Tändeleyen unterbrochen, daß es endlich hohe Zeit war, uns zu Tische zu setzen. Aber da ward weder gegessen noch getrunken. Wir sahen uns nur an, gaben uns zuweilen die Hand, wischten uns die Augen, und sagten, wir weinten nicht, und redeten insonderheit Lucindens Manne zu, der durch seine weichmüthige Zärtlichkeit bald alles noch eher verdorben hätte, als es Zeit war. Darüber schlug es zehn; und der verwünschte Wagen war angespannt.

Nachdem Lucinde eine Viertelstunde vorher sich allein in ein Fenster gelegt, und Muth gefaßt hatte, nahm sie endlich mit der beweglichsten Standhaftigkeit, die auch einem Menschengesicht Thränen ausgepreßt hätte, wenn es würdig gewesen wäre, sie zu sehen, von mir und ihrem Bruder Abschied. Ihr Mann konnte kein Wort reden, umarmte uns mit Schluchzen, und weinte überlaut. Wir brachten sie an den Wagen, umarmten diese lieben Freunde noch einmal, warfen ihnen Küsse zu, und gaben ihnen die Hand, so lange die Eilfertigkeit des Postillions es uns erlaubte, riefen ihr noch einige Leben Sie wohl zu,

und giengen darauf wieder auf Cleants Zimmer. Nunmehr war alles aus. Wir weinten beyde, giengen das Zimmer mit starken Schritten auf und nieder, küßten uns, oder warfen unsern Freunden unzählige Küsse durch die Luft nach, und verließen uns zuletzt mit dem Versprechen, den andern und den folgenden Tag, bis auf Cleants Abreise ganz mit einander zuzubringen. Dieses geschah auch, aber auf eine so traurige Art, daß ich in meinem Leben nicht anders mehr daran denken mag, als wenn ich wieder bey Freunden seyn werde.

Wenn ich Ihnen etwas, als eine Gefälligkeit anrechne, mein liebster Freund: so rechne ich Ihnen diese kleine Geschichte dafür an. Ich habe sie nicht ohne Herzpochen aufgesetzt, und ich mag mich nicht damit foltern, sie wieder nachzulesen. Nunmehr müssen Sie mir aber auch von dem Antheile schreiben, den Sie daran nehmen. Ich kann Ihnen nichts mehr sagen, als daß ich beständig der Ihrige bin.

* * den 3. Aug. 1749.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Druckfehler.

Seite 55. Zeile 14. für die lies dir. S. 111. Z. 9. für dem Tag lies dem Tage. S. 116. Z. 7. für trösten lies tröstende. S. 119. Z. 8. muß hinter Mir ein Comma gesetzt werden. S. 130. Z. 7. für verjahrter lies verjährter. S. 136. Z. 6. für öftrer l. öfter. S. 143. Z. 14. l. Als ein anderer je, Chloe, ꝛc. S. 147. Z. 3. für Freunden l. Freuden. S. 237. Z. 11. lies Und sein Stammeln vernehmlicher. Daphne! Sieh, er beneidet. S. 269. Z. 9. für der, der sie gesät. l. der, die sie gesät. S. 271. Z. 8. v. E. für vergebens l. vergeblichs. S. 273. in der letzten Z. für erzeigen l. erzeugen. S. 324. Z. 7. für nach l. noch.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Giseke, Nikolaus Dietrich, / Gärtner, Karl Christian / Gründler, Gottfried August

Des Herrn Nikolas Dietrich Giseke Poetische Werke

Braunschweig 1767

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2138
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259925-1
VD18 10528172